Biogr. 1240 hi

Wengler

Reise- und Wander-Memoiren

eines

Buchhändlers.

Von

E. Wengler.

Preis 1 Thlr.

Leipzig,
Selbstverlag des Verfassers.
1867.

200 - Gg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Das vorliegende Buch: „Reise- und Wander-Memoiren“ wurde mit Absicht so betitelt, weil es ein rein biographisches Werk, worinnen sich Alles nur um ein „Ich“ dreht, durchaus nicht ist.

Man wird darin also nicht gelangweilt durch die Glorification eines „Ich's“, noch durch die Aufführung der Erlebnisse, der Leiden, Freuden und Stimmungen von nur einem „Ich“; auch soll nicht jeder im Leben gemachte Tintenklex zur feineren Characterisirung des Lebens, noch zur Illustration desselben herangezogen und dem Leser vor's Auge gebracht werden; nein, das Interesse der Leser soll durch andere Dinge geweckt und erhalten bleiben.

Der Autor dieser „Memoiren“ ist Buchhändler und die Geschichte seines Lebens von der Wiege bis zum Principale wird sich selbstverständlich wie ein

Faden durch das Memoirenwerk hindurch ziehen, aber ohne Gêne für den Leser, welcher also kein Buchhändler zu sein braucht, um Interesse daran zu gewinnen. Dieses Memoirenbuch ist vorzugsweise für das größere, gern lesende und gern angenehme Unterhaltung und Anregung suchende Publikum geschrieben. Dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß es für Geschäftsgenossen noch ein besonderes und näheres Interesse beanspruchen dürfte.

Wandern durchs Leben kann der Mensch, auch ohne aus seiner Behausung zu kommen, Reisen ist gemeinhin Wandern mit dem Nebenbegriffe, daß dabei der Mensch aus seinen vier Pfählen heraustritt, draußen Erfahrungen sammelt und mancherlei Eindrücke in sich aufnimmt. Beide Arten Wanderungen sind im Buche vertreten.

Möge nun das Urtheil der Leser mir günstig sein.

Der Verfasser.

Kapitel I.

Von der Wiege bis zum vierzehnten Lebensjahre, natürlich nur so viel, als ich davon weiss.

Ueber des Memoirenschreibers Geburt schwebt kein mystisches Dunkel; der Geburtsschein ist vorhanden. Man braucht daher glücklicherweise einstmals nicht darüber zu streiten, wo dieser Autor geboren, und ob er wirklich an dem oder jenem Tage geboren wurde, genug er ist geboren worden am 19. December 1809 in einer kleinen Residenzstadt. Am Tage seiner Geburt ist auch nichts passirt, das etwa als gute oder schlechte Vorbedeutung für den kleinen Weltbürger hätte ausgelegt werden können, wie man das so häufig bei später berühmt gewordenen Leuten herausgetifftelt hat und noch immer heraustifftelt.

Er kam auf die Welt genau nach dem Gange und dem Gesetze der Natur als kleines Kind, man könnte höchstens noch hinzusetzen als sehr kleines Kind, denn seine Eltern haben ihm, natürlich in späteren Jahren, erzählt, er sei bei seiner Geburt so klein gewesen, daß sich die Hebamme den Scherz erlaubt habe, ihn in ein Berliner Weißbierglas zu halten, um zu sehen, ob er dies mit seinem Körperchen ausfüllen könne.

„Er erschien nach dem Gange und Gesetze der Natur am 19. December", damit soll manifestirt werden, daß es nicht früher und nicht später ging und daß der Memoirenschreiber das Erscheinen an gerade diesem Tage gar nicht hindern konnte, denn sonst hätte das sehr in seinem Interesse gelegen.

Nämlich dadurch, daß gerade der 19. December sein Geburtstag wurde, ist er während seiner ganzen Kindheit und auch noch später um die Feier eines Festtages im Jahre gekommen, denn es hieß stets, wenn der 19. Decmber herangerückt war: „es ist ja gleich Weihnachten, da wollen wir den seinen Geburtstag mitfeiern."

Doppelte Geschenke setzte es aber zu Weihnachten deshalb doch nie, und durch den fatalen Tag seines Geburtstages, so dicht vor Weihnachten, ist er also

sein Lebtage um jährlich eine Freude mehr betrogen worden.

Man gewöhnt sich an alles in der Welt, mithin auch an den Ausfall einer Geburtstagfeier und deshalb bleibe diese Angelegenheit ferner unberührt.

Was nun des Memoirenschreibers erste Kinderjahre angeht, so weiß er eben so wenig davon, als andere Männer wissen, die später berühmt geworden sind und welche in ihren Memoiren doch so viel Merkwürdiges aus den ersten Jahren ihres Lebens zu erzählen haben.

Der Mensch ist ja in den ersten Lebensjahren ein ungeschlacht Wesen, er hat noch keine Beurtheilungskraft, weiß nicht was mit ihm und um ihn vorgeht, er verschlummert sie, ist selbst ein Schlummernder. Das Erinnerungsvermögen ist die erste geistige Kraft, welche sich im Menschen entwickelt; das kömmt daher, weil sie am ersten angefacht wird, nämlich durch kleine körperliche Strafen, somit also ist der Schmerz das erste Reizmittel zur Entwickelung geistiger Thätigkeit, was ich hiermit, so viel ich weiß, zum erstenmale nicht nur als Hypothese, sondern als unumstößliche Wahrheit aufstelle. Meiner Ansicht nach ist die Sache so erklärlich: die körperliche Strafe macht Effect auf die Nerven, bringt sie

in Thätigkeit, diese dehnt sich bis auf das Gehirn aus und die geistige Maschine ist in Schwung gebracht; es ist wie bei der Uhr, der Pendel muß erst in Bewegung gesetzt werden, wenn das Uhrwerk seine Schuldigkeit thun soll. Daraus möge man indeß nicht folgern, daß je mehr und je öfter körperliche Strafen angewandt würden, desto rascher die geistige Entwickelung eines Kindes folgen müsse, das wäre gefehlt: zu viel und zu oft wiederholte körperliche Züchtigungen stumpfen ab, machen schließlich unempfindlich, trotzig, boshaft. Die Gesetzgeber früher Jahrhunderte sind eben in den Fehler falscher Folgerungen gerathen, deshalb ließen sie die körperlichen Züchtigungen so lange fortbestehen, denn daß sie die edle Absicht gehabt hätten, dadurch die geistigen Fähigkeiten der Menschen stets steigern zu wollen, können wir nicht gut annehmen, es sprechen zu viele Thatsachen dagegen.

Daß ein Kind von 4 oder 5 Jahren sich Vorfälle merken kann, welche ihm im Leben nicht wieder aus dem Gedächtnisse verschwinden, steht fest, denn ich weiß noch so gut als wenn es gestern geschehen, daß 1813 durch meinen Geburtsort Russen zogen und daselbst auch Quartier erhielten, ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß ich Russen in meines Großvaters

Werkstatt (er war Schuhmacher) gesehen, wie sie Läuse unter den Armen und hinter der Halsbinde hervor holten, solche auf den sogenannten Kloppstein legten und sie mit dem Schusterhammer todtschlugen; ich weiß auch noch ganz gut, daß ich von diesen Russen angesteckt wurde, die grobe Krätze bekam und daran lange Zeit krank gelegen habe.

Sodann besinne ich mich noch ganz genau auf jenen Moment 1815 (ich war da freilich auch beinah schon 6 Jahr alt) wo in unsere Stadt die Truppen nach der Schlacht bei Waterloo durch Ehrenpforten einzogen, sich auf der Promenade aufstellten, jeder Soldat ein Gesangbuch bekam und sie dann das Lied: „Nun danket alle Gott“ anstimmten. Weiter weiß ich vom 1. bis 6. Jahre aber nichts zu erzählen, rein gar nichts.

Vom 6. bis 8. Jahre weiß ich gleichfalls nichts, daß ich aber nach Vollendung des 8. Jahres in die Armenschule geschickt wurde, das weiß ich wieder ganz gut.

Von dieser Zeit an ist meine Errinnerung aber ziemlich lebhaft, ich entsinne mich der kleinern und selbst kleinsten Vorfälle aus diesem Knabenalter bis zum 14. Jahre und könnte mancherlei dumme Streiche erzählen, welche ich mit meinen Schukameraden

ausgeführt habe. Doch die Geschichte führte mich zu weit ab und würde auch die Leser weniger interes=siren. Nur so viel sei aus meinem Leben vom 8. bis 14. Jahre mit Aufrichtigkeit eingestanden, daß ich ein fleißiger Schüler nicht war, daß ich lieber auf der Straße mich umhertrieb, als zu Hause Schular=beiten machte, und daher kam es denn, daß ich ein halbes Jahr vor meiner Confirmation um eine Classe wieder zurückversetzt werden mußte. Uebrigens waren unsere Schulen der Zeit schlecht, Disciplin war nicht vor=handen, die Kinder konnten nach Belieben fleißig sein oder faullenzen, die Lehrer bekümmerten sich wenig da=rum, konnten sich wenig darum bekümmern, weil circa 80 bis 90 Kinder in einer Classe beisammen saßen, Knaben und Mädchen, nur getrennt durch einen Raum von etwa 3 Fuß, welcher den Eingang zu den Schulbänken bildete. Was schon dieses Zusammensein beider Geschlechter in den obern Classen für verdrieß=liche, oft störende Folgen hatte, davon könnte ich man=cherlei Histörchen auftischen, doch ist es besser, wenn man sie verschweigt.

Ich war kein blond gelockter Knabe, au con-traire, mein Haar hing glatt und platt über die Stirne herab. Meine Jugendzeit vom 1. bis 14. Jahre schwand dahin unter Schulbesuch und unter

mancherlei Kinder=Dummheiten, eine frohe Erinnerung daran kann ich nicht haben, denn wenn im elterlichen Hause die ärmlichsten Verhältnisse vorgeherrscht haben, die so weit gingen, daß meine Mutter häufig den wöchentlichen Marktbesuch wegen Mangel an kleinem Gelde nicht machen konnte, so kann man wohl denken, daß meine Kinderjahre keine Annehmlichkeiten geboten haben. Aber trotz der mangelhaften, knappen Ernährung war ich gesund, ebenso ging es meinen übrigen fünf Geschwistern, von denen indeß bis zur Erreichung meines 14. Lebensjahres drei gestorben waren, so daß wir unser drei Kinder blieben, welche auch heute noch leben.

Eigenthümliche Anlagen für einen speziellen Beruf habe ich in den Kinderjahren nicht kund gegeben, das weiß ich ganz genau; meine Erziehung war nicht darnach angethan.

Was es bedeutet, den Fluch der Armuth und eine vernachläßigte Erziehung mit auf die Reise des Lebens zu nehmen, habe ich später sattsam erfahren.

Im elterlichen Hause bestanden unsere Mahlzeiten sehr häufig aus Kartoffeln, einmal mit der Schaale, dann zur Abwechselung ohne Schaale,

dazu ein wenig Fett, (ein Hering dazu war schon Luxus) aber so wenig, daß es nie langte, uud der Vater meinte dann doch: so lange die Kartoffel noch blank wird vom Fett, so lange bleibts eine gute Mahlzeit.

Bewies ich keine große Lust zum Lernen, hatte ich keine Wißbegierde, so war mein älterer Bruder darin das Gegentheil von mir. Er war ein fleißiger Junge, lernte was eben in der Freischule erlernt werden konnte, er gehörte stets unter die besten Schüler, so daß sich der ihn confirmirende Pastor seiner nach der Confirmation annahm und ihm eine Freistelle auf dem Gymnasium ausmachte. Er hat dann auch studirt, natürlich unter Beihülfe guter Menschen, unter Gewährung allerlei Stipendien und unter Abmühung durch Privat Unterricht. Auch er hat, gleich mir, eine frohe Jugendzeit nicht gehabt. Er ist Pastor geworden, das Ideal meiner Eltern, befindet sich bei seiner jetzigen Gemeinde wohl und genießt die Behaglichkeit seines Standes. Als nun die Stunde herangenaht war, in welcher ich mich für einen Beruf entscheiden sollte, da wußte ich keine Wahl zu treffen, hätte mir ja auch so nicht viel genützt, da ich bei den ärmlichen Verhältnissen, die mir damals schon nicht entgingen, eigentlich keine Wahl hatte, denn

Kosten durften die Lehrjahre nicht verursachen, das wußte ich.

Ernstlich (eigentlich so pro forma) von meinem Vater deshalb befragt, sagte ich kurz: „Na, ich will Schuhmacher werden", damit also wollte ich das Handwerk meines Vaters ergreifen. In den letzten 14 Tagen meines Schulbesuches hatte ich darum schon angefangen, mich in Anfertigung der zum Nähen nothwendigen Pechdrähte zu üben; mein Vater aber, welcher trotz seiner Armuth doch etwas Dünkel hatte, zumal sein ältester Sohn das Gymnasium besuchte, war damit nicht recht einverstanden, und er ging deshalb zu jenem Herrn Pastor, welcher meinen Bruder so protegirte, und fragte den wegen meiner Unterbringung um Rath. Zufälligerweise kam er zu gelegener Stunde, denn soeben hatte eine der größten Buchhandlungen meines Geburtsortes bei ihm Anfrage stellen lassen, ob er nicht einen guten Jungen als Laufburschen von den bald zu confirmirenden Knaben ihr empfehlen könne. Der Herr Pastor versprach nun mich dazu vorzuschlagen, worauf mein Papa dankbar einging.

Strahlenden Angesichts kam mein Vater von diesem Besuche zurück und eröffnete mir diese frohe Aussicht. Mir war die Sache gleichgültig, ich sagte

sofort zu, denn ich wußte gar nicht einmal wozu ich eigentlich Luſt gehabt hätte. Richtig wurde mein Vater nach Verlauf von etwa 8 Tagen in jene Buchhandlung beſchieden, darnach mußte ich mich perſönlich vorſtellen und mein Engagement als Laufburſche mit wöchentlich 1 Thlr. Lohn wurde abgeſchloſſen.

Meine Eltern jubelten, ich blieb gleichgültig.

Kapitel II.

Eintritt ins Geschäftsleben. Originale im Comptoire und unter den Markthelfern. Lehrlingsdummheiten und Streiche. Auf nach Amerika; Aenderung in der Situation.

Schon am ersten Tage nach meiner Confirmation mußte ich ins Geschäft eintreten. Was brachte ich nun mit ins Geschäft? An Kenntnissen verflucht wenig, denn, wie ich schon erwähnt, so war meine Erziehung eine dürftige gewesen; ich konnte lesen und schlecht schreiben, das war mein Reichthum, meine einzige Kunst, vom Rechnen verstand ich sozusagen nichts. Orthographie war mir dem Namen nach bekannt, übrigens ein böhmisches Dorf; daß außer der Deutschen noch andere Sprachen existirten, wußte ich nur vom Hörensagen. Woher sollte ich das Alles auch können und wissen, da ich nur eine tiefer stehende Elementarschule (Freischule) besucht hatte?

Meiner Stellung als Laufbursche war ich dennoch gewachsen; denn ich hatte nur Ballen zu markiren, Adressen auf Bücherpaquete zu setzen, Briefe zu falten und zu überschreiben, oder auch kleine Commissionen in der Stadt zu besorgen, resp. Briefe und Paquete auf die Post zu tragen, aufzuräumen im Packzimmer, im Winter auch den Ofen zu heizen, die Pulte Morgens im Comptoire zu säubern, Tinte- und Sandfässer mit Inhalt zu versehen, meine Principalin nach Theater und Concert zu laternen. Außer diesen Beschäftigungen mußte ich für die Herren Commis etwa noch Wurst und Bier herbeischaffen, oder alte Anzugsstücke zu Schneider und Schuster tragen.

Mehre Jahre hintereinander habe ich weiter nichts gethan und dafür erhielt ich wöchentlich 1 Thlr. — diesen Lohn ebenfalls mehre Jahre ohne weitere Erhöhung bezogen, — aber meine gute Mutter freute sich dieses Lohnes, denn nun hatte sie doch wenigstens diesen 1 Thlr. als sichere Einnahme von mir wöchentlich.

In den ersten Jahren dieser Laufbahn fühlte ich mich höchst glücklich; ich ging ja in einem großen, vornehmen Hause ein und aus und arbeitete dort, wie ich stolz meinen frühern Schulkameraden, die

Schneider und Schuster geworden waren, erzählte. Ich mußte mich auch glücklich fühlen, denn der Aufenthalt im elterlichen Hause, in einer kleinen von Pech und Leder stinkenden Stube, im Gegensatze zu den großen Räumen, in welchen ich mich arbeitend bewegen konnte, stachen zu sehr von einander ab. Ende des zweiten Jahres fing ich aber schon an mit meiner Lage weniger zufrieden zu sein. Ich hatte nämlich im ersten Jahre gleich bemerkt, daß es doch zweierlei Menschen gäbe, und zwar solche, die was gelernt hätten, und andere, die nichts wüßten. Die vielen Bücher und das Comptoirpersonal ließen mich zu dieser weisen Bemerkung kommen. Mir fiel es nämlich auf, daß die Herren Gehilfen, welche sämmtlich gebildet waren, da wo ich „mich" sagte, „mir" anbrachten, oder „Sie" wo ich „Ihnen" sagte. Nun merkte ich mir die Redensarten, in welchen ich falsch sprach, richtete mich nach den Herren im Comptoire, las außerdem Vollbedings Rathgeber über Mir und Mich — und richtig! — ich bekam nach einem weitern Jahre des Aufpassens und Selbststudiums die deutsche Sprache so weit weg, daß ich sogar den im Hause stehenden Lehrlingen — sie waren in meinem Alter — Lehren und Rüffel in dieser Beziehung geben konnte.

Neben diesen Studien hatte ich mich nach Geschäftsschluß zu Hause auch aufs Schönschreiben gelegt, (ich schrieb oft bis tief in die Nacht hinein) und meine Handschrift verbesserte sich dergestalt, daß ich schöner als die Lehrlinge schrieb. Zur Uebung im Schönschreiben benutzte ich Briefsteller, schrieb daraus Briefe nach, gewann an Geschicklichkeit selbst Briefe zu verfassen und ward in dieser Beziehung bald gewandter als jene Lehrlinge. Außerdem hatte ich in so manches gute und belehrende Buch gesehen, und daraus mir allerlei Nützliches fürs Leben oder für den Buchhändler Passendes gemerkt, war auch tüchtig geworden in einigen Arbeiten, die man mir statt irgend einem Lehrlinge überragen hatte. Auf diese Errungenschaften war ich nun stolz, fast übermüthig.

Eigentlich wußte ich aber noch Nichts, doch entwickelte sich in meinem 17. und 18. Jahre, weil ich vielleicht viel in Journalen, die ich mit zu expediren hatte, Gedichte gelesen, Vorliebe für die Verse, ja ich versuchte dergleichen selbst zu machen und es glückten mir die Versuche, welche ich dann unsern Lehrlingen pathetisch vordeclamirte als selbst gebackene Waare.

Mit diesen Lehrlingen, wir hatten drei im Ge-

schäfte, stand ich auf gutem Fuße, unser fast gleichmäßiges Alter unterstützte unsere Vertraulichkeit und wir hielten fest zusammen, wenn es sich darum handelte den ältern Commis des Hauses, weil diese uns oft sogenannte „Nasen“ gegeben, dafür einen Possen zu spielen.

Unter uns Vieren herrschte stets Einverständniß, zufälligerweise paßten wir auch zu einander, denn mehr oder weniger waren wir zur Satire geneigt, wir ergänzten uns daher stets in unserer satirischen Beurtheilung von Menschen und Verhältnissen und gaben uns gegenseitig Stoff zum Lachen und Belachen. Daß sich unsere Satire hauptsächlich um unser Comptoir-Personal und die Markthelfer drehte, läßt sich denken, aber wir hatten auch jener Zeit fast nur Originale im Comptoir und in der Packstube, die dann viel unter uns 8 Augen zu leiden hatten.

Wir wollen versuchen diese Originale kurz zu schildern. Unser erster Gehilfe im Comptoire, welcher die buchhändlerischen Conti führte, war ein älterer, sich schon mehre Jahre mit der Schwindsucht herumplagender Mann. Von kleiner Statur, trug er seinen Oberkörper vorgebeugt, er mußte auch Plattfuß sein, so ging er wenigstens einher, außerdem konnte man ihm den Besitz von mehrern in hoher Blüthe und Ent-

faltung stehenden Hühneraugen zutrauen, denn sein Tritt war so vorsichtig, als wenn er jedesmal hätte zu befürchten gehabt damit junge Küchelchen todt zu treten; sein Kopf war classisch — wenig behaart, seine Stirn breit und kurz, das Auge luchsartig, die Nase gebogen, er hatte eine schmale Ober- und dicke Unterlippe, letztere zog er jedesmal nach innen, sobald er die Augen zum Auflauern weit öffnete — wir nannten ihn unter uns nur Franz Moor. Er war auch der Franz Moor für alle jüngern Leute im Geschäfte, in der That kein guter Charakter; von ihm gingen die Rügen aus, er vertheilte die Nasen, welche im Comptoire für das junge Personal fabricirt wurden, er schlich uns nach auf Schritt und Tritt und machte von jeder Unregelmäßigkeit, die er einmal vorfand, die erschrecklichste Erzählung im Comptoire. Er war uns ein Dorn im Auge, hat aber viel von uns auch leiden müssen; einmal haben wir ihn sogar fast $^3/_4$ Stunden in der Scheune eingesperrt gehalten, es hatte sich nämlich einer von uns ihm nachgeschlichen und ihn eingeschlossen. Der zweite noch ältere Gehilfe, ein früher sehr activ gewesener Verlagsbuchhändler, besaß nebenbei eine Buchdruckerei, war ein sehr lieber Mann — gleichfalls Original. Er arbeitete unverdrossen, aber den ganzen Tag über blies er die sehr

magern Backen auf und stieß sein „Pah“ heraus, er bekümmerte sich um das übrige Personal gar nicht, er that nur seine Arbeit. Der dritte Gehilfe war ein kleines gewandtes Männchen, stets geschniegelt und gebügelt, wie man zu sagen pflegt, gern zum Lachen bereit, etwas sehr neugierig, harmlos, gut, selten streng und sein Lachen drückte großes Behagen aus, es klang: „Ha ha ha ha hei!“ Das Gegentheil hiervon der vierte Gehilfe. Dieser sollte, wie wir uns in unserer jugendlichen Ueberzeugung anmaßten zu sagen, einmal der Nachfolger unsers Franz Moor's werden, denn obgleich noch jung (er war vom Laufburschen zum Gehilfen avancirt) machte er doch schon gern den Ueberbringer von entdeckten Unregelmäßigkeiten im Geschäfte an die Principalität. Wir nannten ihn nur den Jesuiten, ein solches Aussehen hatte er auch; denn sein schmales blasses Gesicht, seine lange spitze Nase, seine dünnen Lippen, sein kahler Vorderschädel, seine Augen, welche er häufig bei der Unterhaltung schloß, alles Dieses gab ihm das Ansehn eines Jesuiten. Der eben erwähnte Umstand, daß dieser Gehilfe seine Carrière von unten auf im Geschäfte gemacht hatte, schmälerte ihm jene Autorität, in welche er sich seiner nunmehrigen Stellung gemäß setzen mußte, zumal ihm die theilweise Ueberwachung des jüngern Personals

anvertraut war; — er fand selten den ihm gebühren=den Gehorsam. So geht es in der Regel in solchen Fällen.

Das Personal kann das frühere Dienstverhältniß eines Emporgehobenen nicht vergessen, die nachthei=ligen Folgen davon für ihn pflanzen sich sogar fort von Personal zu Personal. Im Comptoire repräsen=tirte dieser vierte Gehilfe die lebendige Stadtzeitung, Abtheilung: Neuigkeiten, welche er referirte. Lachte der „Kleine," so wurde von uns der dritte Gehilfe betitelt „ha ha ha" und dann ein langgezogenes „heii" so secundirte unser Jesuit nur mit herausgestoßenem „he he, — he he, — und dahinter her dann noch einen kurzen Satz, z. B. seine Lieblingsredensart: der dumme Hund von Kerl" — indem er sich die Hände rieb, sie dann zwischen die Knie preßte und seinen Kopf tief hinab bog.

Der fünfte Gehilfe schien uns ein Sonderling zu sein; ihn ließen wir gehen, trotzdem glaubte er über uns „dumme Jungen" seinen vielfachen Aerger zu haben.

Das in unserer Packstube sich befindende Per=sonal war zusammengewürfelt aus verabschiedeten Soldaten, Hausknechten und Bedienten, lauter origi=

nelle Kerle, zur Hälfte Schnappstrinker, zur Arbeit meist unlustig. Noch heute muß ich es bewundern, wie man solch Personal zusammen ließ — die meisten verdienten den Laufpaß — doch die Principalität wurde meist nicht gewahr, was sich diese Leute durch Faullenzen herausnahmen, weil von ihr vermieden wurde die Disciplin im Geschäfte persönlich zu überwachen, geschweige zu handhaben. Unsere Principalität bestand aus Vater und drei Söhnen, und nur mit Respect und hoher Achtung kann ich ihrer gedenken. Hatte doch der Vater auch eine schwere Jugend gehabt, das Glück war ihm indeß später günstig gewesen und er ist gestorben als vielfach hochgeehrter, durch Titel und Orden ausgezeichneter Mann.

Im Buchhandel ist es von jeher so gewesen: die meisten zu großen Geschäften, Glücksgütern und Ehren gelangten Buchhändler stammten aus ärmlichen Verhältnissen, es wird auch so bleiben; denn noch heute rekrutirt sich der Buchhandel vielfach aus den Hütten der Armuth und nicht aus den Palästen, weil die Buchhändler willige Arbeitshände brauchen, welche fast ausschließlich die nicht mit Glücksgütern begabten Familien liefern können und gern liefern.

Der Vater meines Chefs war in der Residenz

eines kleinen deutschen Staates Küster gewesen; derselbe starb indeß sehr frühzeitig und hinterließ seinen Kindern, drei Söhnen, im Alter von 11—15 Jahren, nur seine Armuth. Da traten nach dem Tode des Küsters einige Männer als Comité zusammen und fragten sich: was machen wir mit Küsters drei Knaben?

Zum Comité dieser Männer gehörte ein Buchdrucker, derselbe besaß neben seiner Druckerei eine kleine Buchhandlung in meinem Geburtsorte und dieser Buchdruckerherr ließ sich im Comité so vernehmen: Für zwei Knaben sorge ich, den ältesten stecke ich in meine hiesige Buchdruckerei, den zweiten schicke ich in meine Buchhandlung nach . . . der dritte mag dann Buchbinder werden.

So geschah es. Der zweite Sohn war unser Hauptprincipal, welcher also trotz seiner Armuth durch Fleiß, Ausdauer und Unterstützung eines begüterten und einflußreichen Gönners zur Selbstständigkeit gekommen, im Geschäfte viel Glück hatte, von diesem scheinbar sogar verfolgt wurde.

In unserm Geschäfte gab es eine streng aristokratische Abstufung in Behandlung des Personals. Unser alte Herr — so nannten wir den Herrn Prin-

cipal — redete die ältern Gehilfen stets mit Herr an, die ausgelernten wurden beim Familiennamen, die Lehrlinge beim Zunamen gerufen, aber mit Sie titulirt — ich und mein College, als Laufburschen, und die Markthelfer mit Er abgespeist. Dieser Titel Er zog im dritten und vierten Jahre meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, dieses Er durchschnitt mir das Herz dann jedesmal, und trieb mir in gedankenschwerer Einsamkeit Thränen über die Wangen. Dieses Anredewort Er habe ich tausendmal verflucht, um so mehr verflucht, wenn ich es anwenden hörte in Gegenwart fremder mir unbekannter Personen, oder auch nur des übrigen Hauspersonals; dieses Er war mir ein Dorn im Auge, aber auch der Stachel, der mich antrieb, mich weiter auszubilden.

Warum, so philosophirte ich, nennt der Mann dich Er und die Lehrlinge von gleichem Alter Sie, diese Lehrlinge, die zurück nun waren in Kenntnissen und Geschicklichkeit gegen mich? Es war also der Grund in meiner Sellung im Hause und in meinem Herkommen zu suchen; denn als Mensch, als Individuum, fühlte ich mich bereits höher stehen als sie (die Lehrlinge). Dieses Er, indem ich darüber schreibe, thut mir noch weh, jener Zeit aber zerriß es förmlich mein Inneres, jener Zeit fühlte ich die

ganze Wucht des Unglücks, als Proletarier geboren zu sein und als solcher arbeiten zu müssen, um so mehr, als ich kein Ende des Dinges sehen konnte. Wie habe ich die Lehrlinge um den Titel Lehrling beneidet! ich wäre jener Tage der glücklichste der Menschen gewesen, wenn ich nur diesen Titel gehabt hätte; aber ich war und blieb Laufbursche und konnte mir die Zukunft nur schwarz ausmalen. Ersparen konnte ich mir der Zeit keinen Pfennig; meine armen Eltern lauerten schon Sonnabends auf den Thaler Lohn; dafür speisten sie mich ja. Also erst sparen, um dann in eine andre Buchhandlung als Lehrling treten zu können, mich Sie genannt zu hören, das war wohl mein Gedanke, mein Sinnen und mein Trachten am hellen Tage und in dunklen Nächten, das blieb meine Sehnsucht, meine Seligkeit, mein Ein und mein Alles; — erreichen konnte ich dieses Ziel indeß nie, denn ich konnte nicht sparen, das mußte ich mir daneben gestehen.

Und wahrlich lieber Leser, dieses Ziel habe ich auch nicht erreicht, nie bin ich mit dem süßen Namen Lehrling belehnt worden — ich war Laufbursche und blieb es bis zum 24 Jahre; bis zum 23 Jahre bin ich Er, und von den Herren Commis Du genannt worden! Dann aber, dann wurde es mir

zu unerträglich — ich war bereits 23 Jahre und Mann geworden; — dann wollte ich dieses Er und Du nicht mehr hören — ich zerriß das Verhältniß — ich wollte höher hinauf — zog mit einer kleinen Baarschaft nach Bremen und wollte nach Amerika!

Aber auf meinen Abschiedsbrief hin von Bremen, den ich an meine Eltern gerichtet und welchen ich pathetisch schloß: „Drum Thränen weg, Thränen von der Wange gewischt und den Blick nach Oben gerichtet zu Dem, welcher da giebet Scheiden und Widersehn!“ erschienen ein Freund von mir und mein Bruder und sie bestimmten mich, wieder mit zurück zu gehen, da ich von nun ab eine bessere Stellung und Behandlung im Geschäfte haben sollte.

Ich trat also meinen alten Posten nach Rückkehr wieder an, wurde dann Tags darauf, der alte Herr war bereits über ein Jahr todt, vor den nunmehrigen Chef, ältesten Sohn des Verstorbenen, citirt und er erklärte mir Angesichts des Personals, daß ich von nun an mit Sie angeredet werden und alle 3 Monate 5 Thlr. Extrazulage haben solle, — ich nahm es kalt auf — bedankte mich nicht einmal, sondern erwiederte fast patzig: „soll mir lieb sein!“ Die Aenderung kam zu spät. — Mein Wochengehalt hatte sich kürzlich bis auf 2 Thlr. gehoben und ich arbeitete fort.

Die Erbitterung aufs ganze Leben, einmal ausgebrochen, sie blieb, das Haus wurde mir verhaßt, zumal die Aussicht zu meiner Aufnahme ins Comptoir, welche man mir früher zur Aufmunterung gemacht, sich nie realisiren zu können schien, denn statt mich aufrücken zu lassen, hatte man lieber neues Personal von auswärts fürs Comptoir mehrmals während meines nun bald neunjährigen Aufenthalts im Geschäfte, herangezogen. Mein Verhältniß zum neuen Herrn mußte sich mißlicher gestalten, jetzt junger Mann, machte ich, ich gebe es zu, in mich überschätzendem Uebermuthe Ansprüche auf mehr Achtung, verweigerte die Ausführung niedriger Dienste geradezu, oder leistete sie mit merklichem Unmuthe.

Das erzeugte natürlich Mißstimmung gegen mich, — ich hatte sie erwartet — ich wollte scheiden.

Deshalb nahm ich dann mit einer resignirenden Kühnheit das damals Kriegersche Wochenblatt zur Hand und suchte nach Vacanzen im Buchhandel.

Ein Jahr nach meiner Rückkehr von Bremen war schon dahin geschwunden, ich suchte lange nach einer andern Stelle, schrieb an Herodes und Pilatus, immer vergeblich; man merkte meine Absicht im Geschäfte, ließ mich indeß rühig fortmanipuliren. End-

lich war eine benachbarte Handlung in mein Netz gelaufen und ich erhielt eines schönen Tages folgenden Brief:

„Auf Ihr gefälliges Anerbieten, in mein Ge„schäft als Commis einzutreten, bin ich um so ge„neigter einzugehen, als ich voraussetze, daß Sie „meinen Anforderungen, da Sie in einer höchst ge„achteten Handlung so lange waren, vollkommen ent„sprechen werden. Ich sichere Ihnen 100 Thaler „Salair bei ganz freier Kost und Wohnung zu, müßte „aber darauf bestehen, daß Sie schon in 14 Tagen „eintreten, da ich bereits zwei Monate ohne alle „Hülfe bin“ 2c.

Mit diesem Briefe in der Tasche wuchs der Hochmuthsteufel zusehends in mir. Mein Entschluß war gefaßt; ich bat meinen Principal in ein Nebenzimmer mit mir zu kommen, eröffnete ihm, ich wolle fort, und zwar in 14 Tagen, und bat ihn, mir nicht hinderlich in meinen Plänen zu sein. Wohl wußte ich, daß ich gerade recht mit dieser Bitte kommen würde, ich ließ mir es aber nicht merken; man ging sofort unter einigen eingestreuten Ermahnungen darauf ein, und man gewährte, daß ich nach 14 Tagen das Haus verlassen durfte.

Das mir angebotene Engagement mit 100 Thlr.

Salair schien mir trotz der geringen Höhe der Summe, gegenüber meiner derzeitigen Einnahme von 124 Thlr. ohne Logis und Kost, sehr annehmbar, ich stieg dadurch ja auch im Range aufwärts, meine Sehnsucht darnach wurde gestillt. Den Posten hoffte ich ausfüllen zu können, denn es waren mir viele sonst von Gehilfen nur besorgte Arbeiten nach und nach zugefallen, z. B. hatte ich die Kunden-Rechnungen mit auszuschreiben, ebenfalls lieferte ich die Jahres-Specificationen der buchhändlerischen Conti, sodann hatte mir die nicht unbedeutende Expedition der Journale seit Jahren allein obgelegen, war bei Verlags- und Sortiments-Expeditionen thätig, das Verlagslager ruhete sozusagen unter meiner Hand; ordnete zur Ostermesse die Remittenden nach den Verlegern, remittirte selbst mit, und in meinem Gedächtnisse, das sehr gut war, fand ich alle Ttitel jener Bücher eingeprägt, welche besonders guten Absatz fanden.

Ich war sogar noch weiter gegangen, hatte mir Verzeichnisse von denjenigen Werken angefertigt, welche als die besten in den betreffenden Literaturzweigen anerkannt wurden und diese Verzeichnisse studirte ich fleißig.

Glücklich war ich wie ein König!

Mußte ich mir doch sagen, daß meine Thätigkeit

bisher nicht belohnt worden, ich wenig Anerkennung gefunden hatte und daß an ein Aufrücken im Geschäfte noch lange nicht zu denken sei.

Daß mir übrigens mancherlei Kenntnisse fehlten und Geschäftserfahrungen abgingen, daß mir der feinere Schliff im geselligen Umgange noch mangele, darüber ging ich leicht hinweg — es machte mich nicht ernstlich besorgt, sondern ich dachte: kommt Zeit, kommt Rath!

Arbeiten konnte ich, das wußte ich aber genau, sogar unermüdlich und auch sehr rasch. Mein damaliges Haus verlor mit mir eine sehr billige und willige Arbeitskraft.

Kapitel III.

Erstes Engagement als Gehilfe; Gnitarre-Stunden. Amüsements, Kündigung, Abgang.

Meine Eltern kannten meine ernste Absicht auf Veränderung meiner Lage nicht, vielleicht haben sie aber dahin von mir gehende Wünsche errathen, weil ich meiner Unzufriedenheit über meine Stellung, über das geringe Salair und die viele Arbeit hier und dort zu Hause Worte geliehen hatte, aber als ich ihnen verkündete, daß ich binnen 14 Tagen ihr Haus, ihre Heimath verlassen würde, da waren sie wie vom Blitz getroffen; sie äußerten sich entschieden gegen diese Veränderung und ertheilten dazu erst dann ihre Einwilligung, als ich ihnen versprochen hatte, sie auch fernerhin unterstützen zu wollen. Nach mancherlei Auseinandersetzungen meinerseits, nach Anhörung meiner Hoffnungen und Aussichten, die

mir durch die neue Lage der Dinge aufblühen müßten und eröffnet würden, wurden sie schließlich überzeugt, daß mein Wohl durch den gewagten Schritt befördert werden könnte und sie priesen mit mir dann das Gelingen der Unternehmung. Die 14 Tage verliefen bald; inzwischen derselben hatte ich mir von meinen kleinen Ersparnissen noch eine commiswürdige Garderobe angeschafft, dann segelte ich unter den Segenswünschen meiner Eltern und Anverwandten an dem festgesetzten Tage per Post ab und der neuen Heimath zu.

An einem Sonnabend Abend traf ich in dem Orte meiner neuen Wirksamkeit ein, ich suchte noch im Dunkeln das Geschäftslocal auf. Mit inniger Rührung sah ich es mir an, der aufgegangene Mond beleuchtete es hell, mein ganzes Heil, meine ganze Zukunft schaute ich im Geiste darin mir entgegenziehen. Ein feierlicher Moment für mich, es war mir, obgleich mitten auf der Straße mich befindend, als ob ich in einem Tempel der Andacht stände, heiße Dankgebete meinem Innern entströmten, heilige Vorsätze von mir gefaßt würden. Das Herz war mir in diesem Augenblicke so voll von Gefühlen, daß es schier hätte zerspringen mögen. Eine himmlische Freude durchzuckte mich von Nerv zu Nerv wie

der electrische Funke; ich schwamm in lauter Seligkeiten! Selbst die ganze Nacht hindurch, in welcher ich wenig Schlaf finden konnte, verblieb mir diese Stimmung.

Der Sonntag-Morgen kam heraufgezogen, ich erhob mich vom Lager in meinem Gasthofe, mit feierlichem Ernste legte ich dann meine Kleider an und machte gegen 10 Uhr meinem neuen Principale, welcher junger Wittwer war, in seiner Privatwohnung meine Aufwartung.

Er lud mich sofort zum Frühstück ein, — eine Ehre, die ich bis dahin nicht erfahren, mit einem Buchhändler-Principale an einem Tische zu sitzen.

Bis zu dem hergerichteten Frühstücke unterhielten wir uns über gleichgültige Dinge, aber auch schon über allerlei Geschäftsverhältnisse und Arbeiten, ich merkte es wohl, er wollte mir, wie man sich auszudrücken beliebt, auf den Zahn fühlen.

Mein neuer Chef war ein feiner Weltmann, und ich mußte mich fürchterlich zusammennehmen, seine Redewendungen gehörig zu capiren und vernünftig darauf zu antworten. Von diesem ersten Frühstücke (à la forchette) an, ging mir aber ein solches Licht über meine vernachläßigte gesellige Bildung auf, daß ich noch mit Zittern und

Beklemmung daran zurück denke. Sortimentskenntnisse hatte ich mir wohl durch alle mögliche Mittel, durch Anschauung der Bücher, durch's Lesen von Literatur-Zeitungen, durch's Studiren der Verlags-cataloge größerer Handlungen, wie der Leser bereits weiß, angeeignet; ich expedirte mit Sicherheit Journale und Fortsetzungen, konnte leidlich leichte Geschäftsbriefe entwerfen, schrieb ziemlich gut, konnte Zahlen addiren — das war aber mein ganzer Schatz! mehr hatte ich nicht zu bieten! Fragen nach dieser Richtung hin beantwortete ich bestens. In gesellschaftlicher Beziehung war ich indeß ein Unwissender. — Doch kehre ich zum Frühstück zurück, dann wird das eben Gesagte klarer werden. Es wurde Wurst, kaltes Geflügel und Rothwein aufgetragen; neben den Tellern lag ein großes Taschentuch — ich hielt es nämlich dafür: es waren aber Servietten. Ich wußte wahrlich nicht, was ich damit anfangen sollte; zum erstenmale in meinem Leben lag so ein Ding neben meinem Teller. Nun, ich wartete es ab, was mein Principal und sein Freund, der noch dazu gekommen und nun mit frühstücken mußte, damit machen würden. Beide legten das Tuch ausgebreitet über den Schoß — ich darnach auch; dann wurde zugelangt. Daß ich unanständiger Weise, statt mir

ein wenig Butter auf den Teller zu nehmen, gleich damit auf's Brod fuhr, daß ich die Wurstschalen, sowie abgenagte Knochen, auf's Tischtuch statt auf den Tellerrand legte, mochte hingehen: ich bemerkte es auch noch zeitig genug und legte sie eiligst, wie meine Tischnachbarn, auf den Teller. Mein neuer Principal zwar und sein Freund sahen sich deshalb an, das merkte ich, auch mag ich mich sonst wohl noch linkisch benommen haben. Die Ehre war mir zu neu, ich mußte befangen werden. Aber leider passirte mir Mehr! Mir kam nämlich das Niesen an, und ich nieste über die Tafel hinweg und, o Dummheit! putzte mir die Nase, meine Befangenheit hatte sich bis zur Verwirrung gesteigert, mit der Serviette! das war doch zu stark! Mein neuer Principal und sein Freund platzten mit Lachen heraus und Ersterer sagte: „Sie haben sich wohl versehen? oder haben Sie kein Taschentuch bei sich?“ Vor Schaam wollte ich vergehen; ich zog schweigend mein Taschentuch und ging damit auf seine Hinweisung ein.

Bald darauf beging ich noch die Ungeschicklichkeit mein Glas Rothwein umzustoßen, wodurch ich auf dem Tischtuche ein kleines rothes Meer sich ergießen machte, welches ich nun gar dummer Weise mit der Serviette wieder auftrocknen wollte.

Ich stand schon im Begriff, dieses zu thun, da sprang als rettender Engel mein Principal herbei und sagte: „Ei! Ei!“ riß rasch das Tischtuch ab und bewahrte mich so vor einer neuen ärgern Beschämung.

Als ich mich nach beendetem Frühstück verabschiedete, sagte mein Principal: „Versäumen Sie doch ja nicht die heutige Oper zu besuchen; sie wird hier gerade gut gegeben.“ Die Oper besuchen? Damit muß wohl das Theater gemeint sein, dachte ich, denn es dämmerte in mir die Erinnerung auf, daß außer Aufführungen von Schauspielen auch noch im Theater gesungen würde; ich hatte aber noch nie ein solches Singstück gehört oder gesehen; ich war übrigens im Theater, namentlich bei Ritter- und Räuberstücken, schon gewesen. Das mußt du thun, sagte ich zu mir selbst und steckte 10 Sgr. in die Ecke der Westentasche dafür zurück. Abends ging ich wirklich in die Oper; es wurde Bellini's Somnambula gegeben. Aufmerksam hörte ich zu, um am nächsten Tage, falls mein Principal mich deshalb fragen würde, darüber rapportiren zu können.

Im Theater erlebte ich einen höchst komischen Vorfall, der, wenngleich nicht ganz hierher gehörig, doch interessant sein wird.

Neben mir im Parterre stand nämlich ein schon

in den Jahren etwas vorgerückter Stutzer, vielleicht ein Mann von 40 Jahren mit hoch auffrisirtem Haarputz. Er hatte sich, wie ich, an die Brüstung der Parterrelogen gestellt und unterhielt sich süß mit einer in der Loge sitzenden jungen Dame; es schien mir eine Frau zu sein, denn sie hatte neben sich ein munteres, ausgelassenes Mädchen von etwa 8 Jahren. Das kleine Mädchen griff mit in die Unterhaltung ein und beschäftigte sich lebhaft mit dem Herrn. Auf einmal, — gerade in dem Momente, als der Vorhang zum zweiten Aufzuge in die Höhe gegangen war, wo gerade der Gesang beginnen sollte, — fährt dieses kleine, muntere Kind dem Herrn in seinen Haarputz, zerrt daran und hält eine großartige Perrücke in ihrer Hand. Der Herr aber steht da barhäuptig und in der vollendetsten Glatze! Ein schallendes Gelächter brach auf der Stelle darüber im ganzen Hause aus; — verwirrt, beschämt und wie wild verläßt der Herr, den Hut auf den nackten Kopf stürzend, das Parterre. Das Gelächter war so außerordentlich, daß der Vorhang fallen mußte.

An demselben Sonntag Nachmittag, an dem ich Abends die Oper besuchte, nahm ich im Hause des Herrn Principals Besitz von meinem Zimmer und überließ mich den Gedanken über meine nächste Zu-

kunft. Mein Zimmer lag nach dem Hofe hinaus im ersten Stocke, war geräumig und gut meublirt, neben demselben noch das Schlafcabinet. Der Lehrling theilte beide Pieçen mit mir.

Es war Nacht worden und wieder Tag. Der blaue Montag — er schaute wirklich recht blau — kündigte sich als erschienen an. Mit welchen Hoffnungen und mit welchem Muthe war ich abgereist, mit welcher trüben Aussicht, mit welcher Zaghaftigkeit stand ich heute, als am ersten Tage meines Gehilfenstandes, am Spiegel und machte Commis-Toilette! Die Erfahrungen bei dem gestrigen Frühstück hatten mich aufmerksam auf mich selbst, ja stutzig gemacht; es beschlich mich das Bedenken, wie mir doch in geselliger Beziehung, im Umgange in gebildeten Kreisen, noch viel fehlen müsse; ich faßte mich aber, nahm mir vor aufmerksam zu beobachten, und lieber zu schweigen und nachzuahmen, als meinen Gewohnheiten zu folgen; ich nahm mir vor auch hierin zu lernen.

Ich trat nach 7 Uhr in die Handlung ein, der Lehrling befand sich schon darin und machte mich mit den Localitäten bekannt; um 8 Uhr erschien der Principal. Er bewillkommnete mich hofmännisch herzlich, sprach im Comptoire, wohin er mich gebeten, mit mir über die Natur seines Geschäftes, in welchem auch neben

Büchern noch hauptsächlich Musikalien geführt wurden, (letztere Branche war mir gänzlich unbekannt, doch hatte er ja die Kenntniß davon in seinem Engagements-Briefe nicht verlangt) und ersuchte mich dann, mich in seinem Lager zu orientiren. Ich trat in den Laden zurück, begann das Lager durchzusehen und fand bis zu den Schulbüchern herab mir meist bekannte Sachen. Es dauerte nicht lange, so kam Publikum, ein alter Pastor und ein Jurist. Der Lehrling stellte mich diesen Tagesbesuchern als des Hauses neuen Commis vor und eine Unterhaltung begann. Mein hauptsächlichster Schatz waren meine Sortimentskenntnisse; ich konnte daher hier mich entwickeln. Der Principal machte sich Beschäftigung im Laden (er selbst hatte Sortimentskenntnisse nicht) und hörte meiner Unterhaltung über Literatur zu. Wie sich beide Herren entfernt hatten, rief der Herr Principal mich zu sich und sagte: „Ich habe eben aus Ihrer Unterhaltung erkannt, daß Sie bedeutende Sortimentskenntnisse haben müssen, wie sich das wohl nach Ihrem längern Aufenthalte in einer großen Handlung nicht anders erwarten läßt. Mir ist das lieb; denn meine Armuth in dieser Beziehung gestehe ich Ihnen offen. Ich bin nämlich bis vor 5 Jahren Kaufmann gewesen und habe nur dieses Geschäft

besonderer Verhältnisse wegen angefangen. Ich hoffe, Sie werden mir recht nützlich sein; denn ich möchte der . . . Handlung hier gern zu thun machen." Mir wuchs Muth und Selbstvertrauen! „Apropos! sagte er darauf, — fertigen Sie doch zu diesem Colli den Frachtbrief aus, hier ist die Adresse des Empfängers; Geschirr gewöhnlich, Fracht gewöhnlich." „Ganz wohl" sagte ich; innerlich sagte ich aber: Frachtbrief — Geschirr gewöhnlich? Fracht gewöhnlich? was ist das? einen Frachtbrief! ein solches Ding hatte ich noch nie geschrieben! — Im Hause, wo ich gewesen, hatte einer der Commis diese Branche besorgt und kein anderer Mensch war dazu gekommen ein solches Schriftstück auch auszufertigen — wie denn überhaupt fast allemal in größern Geschäften die Lehrlinge nicht in jede Branche eindringen, weil sie einzeln selbstständig stets von ein und demselben Commis vertreten werden. Ich nahm in meiner Verlegenheit meine Zuflucht zum Lehrling, ging zu ihm in den Laden und fragte: wie hier denn die Frachtbriefe geschrieben würden? Mit dem „hier" wollte ich meine Unkenntniß in der Sache bemänteln. Ich kam übel an; er sagte: „gerade wie anderwärts; ganz so." „So! — sagte ich — dann ists gut!" ich dachte aber: verdammt! Jetzt setzte ich mich zur

Riesenarbeit nieder, nahm ein Quartblatt (gedruckte Schema's wurden nicht benutzt) und quälte mich eine Viertelstunde mit diesem Frachtbriefe ab. Der Frachtbrief war fertig; ich hatte ihn nach bester Erinnerung an früher gesehene gemacht, und überreichte ihn. „Mein Gott! — sagte der Herr Principal, — der ist ja unrichtig gefalten! Sehen Sie, nach dieser Seite hier muß er offen sein, so muß er gefalten werden.“ Dann sah er hinein, sein Gesicht verfinsterte sich; „können Sie, — so fragte er mich ernst — denn keinen Frachtbrief ausfertigen? Kommen aus einer so großen Handlung?“ „Herr . . . erwiderte ich beschämt — ich schrieb noch nie einen, es gehörte nicht zu meinen Arbeiten, überhaupt kamen die Lehrlinge nicht dazu und gelehrt wurde es uns nicht! Durch die Hände gegangen sind mir wohl dergleichen, bin aber nicht achtsam darauf gewesen.“ „Hm, Hm! — meinte der Herr Chef — das ist ja unverantwortlich; wozu erlernen Sie denn das Geschäft? Mein Lehrling kommt nach und nach zu allen Arbeiten! Sehen Sie, so müssen Sie ihn schreiben — er corrigirte den meinigen — und merken Sie sich das, schreiben Sie ihn doppelt und behalten 1 Exemplar als Schema in Ihrer Mappe. Denn das kommt häufig bei mir vor. Uebrigens — fügte er

hinzu — Sie sollten auch noch etwas eleganter schreiben lernen, denn Sie müssen mir die Bücher führen und da sticht Ihre Handschrift gegen die Ihres Vorgängers noch bedeutend ab!“ Ich zitterte, eine grenzenlose Angst überfiel mich; ich sah aber die Richtigkeit seiner Worte ein, nahm mir vor mich im Schönschreiben zu üben und dachte: wenn nur nicht noch mehr Verlegenheiten kommen! Leider kamen sie.

Im Laden machte ich mir wieder Beschäftigung, wurde indeß, noch nicht ganz wieder ledig meiner Beschämung, abermals herein ins Comptoir gerufen. Mein Principal legte mir ein Blättchen weißes Schreibpapier vor und sagte: „Mir wills nicht stimmen! Rechnen Sie mir doch darauf 'mal aus, wie viel 1309 Mark Banco 6 Schilling in Courant betragen, den Cours zu 51 1/3 Thlr. gerechnet.“ Mechanisch schrieb ich diese mir gesagten Zahlen aufs Blättchen und sah sie groß an; weiter wußte ich damit nichts zu machen. Eisig kalt rieselte es mir im ganzen Rückenmark hinunter, — die Zunge schien mir im Munde zu schwellen und fing an schwer und steif zu werden — ich konnte fast nicht reden! denn das sahe ich ein: diese Sache läuft ohne große, große Beschämung für dich nicht ab! Indeß faßte ich mir ein Herz, obgleich mir das Herz sozusagen in die

Stiefeln gefallen war, trat vor den Principal hin und sagte: „Herr —, das verstehe ich nicht, das habe ich noch nie gerechnet, ich kann nur Dividiren, Multipliciren und Addiren, wenn keine Brüche dabei sind.“ — Mein Principal wollte einfallen, doch ich fuhr eiligst fort: „Haben Sie gütigst in diesen Beziehungen und in Rücksicht dessen, daß ich in der . . . Handlung zu solchen Dingen gar nicht zugelassen worden bin, Nachsicht mit mir. Ich will aber Alles durch Fleiß und Aufmerksamkeit nachholen; ja! — sagte ich im Flusse der Rede, — ich will von morgen an noch Schreib- und Rechenstunden nehmen und in 2 Monaten Alles nachgeholt haben.“ „Gut! — sagte mein Principal, sichtlich gerührt und befriedigt, und sein Gesicht wurde wohlwollend — ich gewähre Ihnen dieses, hoffe indeß daß Sie Wort halten. Uebrigens — meinte mein Principal — ist es doch nicht Recht, Sie als Commis zu entlassen, während Sie noch, ich merke es, in mancher Beziehung gar nicht reif sind; denn Sortimentskenntnisse machen den Buchhändler nicht allein aus, er muß auch kaufmännisch gebildet sein!“

Ich hielt Wort, nahm als beinahe 24jähriger Mann noch Schreib- und Rechenunterricht, und nach

2 Monaten konnte ich jede derartige und höhere Aufgabe lösen und schrieb auch viel schöner. —

Daß ich sonst noch manchen Kampf zu bestehen hatte, wird mir der Leser gern glauben; durch Nacht=arbeiten, Studien, Aufmerksamkeit auf alle Dinge, durch meine Liebe zum Geschäfte habe ich jene Schwierigkeiten, die mir in Folge einer vernachläßig=ten, ärmlichen Erziehung unübersteigbar schienen, dennoch überwunden; ja nach einem Jahre des Com=missstandes war ich nicht mehr der ungeschickte Mensch; ich wußte mich in jedem Cirkel zu bewegen, war selbst öfters, da eine gute Laune mir angeboren wor=den, der Maître de plaisir bei Herren und Damen.

Beim ersten Mittagsbrode, welches ich im Hause des Principals einnahm, kam ich leider nochmals in die Enge. Mein Chef hatte dazu eine junge gespräch=ige Dame, eine Verwandte von ihm, eingeladen und sie entwickelte schon in der Unterhaltung vor Beginn der Tafel eine solche Zungenfertigkeit und eine solche Neugierde in Beziehung auf mich, daß ich mich standhaft zu halten hatte. Bei Tisch selbst er=ging sich das Gespräch dagegen in gleichgültigen Dingen; endlich kam man doch auch auf die gestrige Oper und mein Principal erwähnte gegen die junge Dame, daß ich derselben beigewohnt hätte.

„Ei, — fragte mich diese, — wie wurde denn die Ouverture executirt?“ Uebereilung erfaßte mich hier, ich sagte, (der Leser mag darüber lachen oder nicht, es ist aber in Wahrheit so) — ich wußte weder was Ouverture war, noch was executirt bedeute, ich sagte: „habe keine gehört!“ Hier blickte der Principal seine Verwandte mit jenen Augen an, die ich schon gestern beim Frühstück gewahrt. Ich merkte, ich habe eine Dummheit gesagt; schnell setzte ich hinzu: „ich kam leider zu spät.“ Ein glücklicher Einfall von mir! — damit zog ich mich, wenngleich nicht wissentlich, doch einigermaßen aus der Klemme.

Wie schon erwähnt, so führte unsere Handlung ein großes Musikalienlager, glücklicherweise wurden die Arbeiten dieser Branche unserm Lehrlinge, welcher musikalisch war, zugewiesen und auch der Chef half hier und dort darin mit.

Aber es kam trotzdem und leider gar nicht selten vor, daß auch ich mit dem Musikalien kaufenden Publikum in Berührung trat, zumal wenn es sich ereignete, daß der Lehrling in der Stadt Geschäftswege machte und der Principal in seiner Privatwohnung arbeitete. Ich kannte keine Vorzeichnung, keine Note und man kann sich daher leicht vorstellen, wie verwirrt und ängstlich ich werden mußte, wenn irgend eine Dame

von mir eine Sonate in D dur oder F moll verlangte; mir wurde dann jedesmal schwül zu Muthe, namentlich wenn die Tonart auf dem Titelblatte nicht gedruckt stand und man sich nach der Vorzeichnung im Innern des Musikstückes zu orientiren und zu richten hatte.

Auch dem wurde abgeholfen, ich nahm nach einiger Zeit Guitarre-Unterricht, mein Chef hatte es mir gerathen, er selbst spielte ebenfalls dieses Instrument, und wenn ich auch nicht mehr Fortschritte machte als „der Esel im Lautenschlagen", so lernte ich doch das Notenlesen und prägte mir die „Vorzeichnungen" dadurch ein.

Ich bin drei Jahre in diesem Geschäfte geblieben und habe eine sehr gute Empfehlung auch über meine Kenntnisse in der Musik-Literatur beim Abgange erhalten. Mühe und Arbeit hat's allerdings gekostet, auf meine Bücherkenntniß noch die der Musikalien zu pfropfen, aber es mußte sein.

Meinen Gehalt, vierteljährlich 25 Thlr., vertheilte ich so, daß ich die Hälfte davon für Privatstunden ausgab. Ich habe auf diese Weise nach und nach Stunden im Schönschreiben, Rechnen, in der französischen und englischen Sprache genommen und

nachzuholen gesucht, was mir die Schuljahre nicht gewähren konnten.

Als ich drei Jahre in dieser meiner ersten Stellung verharrt hatte, sehnte ich mich nach einer Veränderung, denn nun wollte ich auch die Welt weiter besehen, ich kündigte kühn, und bald gelang es mir jetzt, da ich gut empfohlen wurde, ein anderes Placement zu finden und sogar als Geschäftsführer in einer Filialhandlung, wohin ich mich dann, mir meiner vermehrten Kenntnisse und des Gewachsenseins übriger Anforderungen bewußt, mit Vertrauen begab.

Kapitel IV.

Verfehltes Engagement. Auftritte zwischen dem neuen Prinzipale und mir; glückliche Wendung der Sache. Weiter nach Süden.

Meine neue Stellung führte mich nach Süddeutschland. Ich hatte es wieder so eingerichtet, daß ich am Wohnorte meines Principals am Sonnabend eintraf, damit ich demselben Sonntags die Anstands-, resp. Einführungs-Visite machen konnte. Jetzt pochte mir das Herz nicht ängstlich mehr, ich hatte Zuversicht zu mir, konnte sie haben, denn mit allen buchhändlerischen Arbeiten war ich in den drei Jahren meiner ersten Stellung vollkommen vertraut geworden, weil bei der öfters eintretenden Kränklichkeit meines Principals, der in Folge davon selbst wochenlang das Geschäft nicht besuchen konnte, mir alle Arbeiten zufielen. Ich konnte sogar mehr leisten als viele Collegen von mir, denn im Hause meines Principals, welcher

ursprünglich Kaufmann gewesen, war die doppelte Buchhaltung eingeführt worden und diese mußte ich daher durch die Praxis erlernen, weil ich die Handlungsbücher zu führen hatte.

In drei Jahren kann man wahrhaftig, wenn man erst mit reifem Verstande begabt ist, und Lust und Liebe zum Lernen hat, recht viel lernen, man braucht deshalb noch gar nicht einmal ein Stubenhocker zu sein, kann daneben noch die Freuden und Annehmlichkeiten der Jugend genießen. Nur ernster Wille gehört dazu und daß man keine Gelegenheit zum Lernen unbenutzt verstreichen läßt.

Es war am Sonntag Morgen $^1/_2$11 Uhr, als ich vor der Thüre meines neuen Chefs stand und anpochte. Ein „Herein!“ ließ sich vernehmen und ich öffnete die Thüre und trat ein. Nachdem ich in wohlgesetzten Worten mich als seinen neuen Gehilfen, resp. Geschäftsführer kund gegeben, reichte er mir zur Bewillkommnung die Hand und stellte mich seiner mit anwesenden Frau vor.

Ehe ich weiter vorgehe in der Erzählung, will ich erst beschreiben, was ich beim Eintritt ins Zimmer wahrzunehmen hatte.

Obgleich es nämlich schon $^1/_2$11 Uhr geschlagen, so traf ich das Zimmer noch in der größten Unord-

nung an, die drei kleinen Kinder schienen eben erst gewaschen und angezogen zu sein, denn die schmutzige Wäsche und Kleidungsstücke lagen auf verschiedenen Stühlen umher; die Frau selbst befand sich in ziemlich tiefem Negligée, der Herr im Schlafrocke und das kleinste Kind saß auf einem irdenen Geschirre, kniff Augen und Lippen zu, anscheinlich in saurer Arbeit begriffen.

„Entschuldigen Sie", — sagte der neue Principal — „wir sind gestern Abend spät zu Hause gekommen, daher auch spät wieder aufgestanden und deshalb finden Sie noch Unordnung heute bei uns vor."

Etwas kleinlaut, doch höflich bemerkte ich hierauf: „Hat ja nichts zu sagen, es thut mir leid, wenn ich zu früh gekommen und werde Sie nicht lange stören, sondern die vor Tische etwa übrige Zeit zu einer Promenade durch die Stadt benutzen." — —

„Halt!" warf der Herr Chef ein, „warten's ein wenig, bin gleich fertig, gehe mit, wir wollen ein Glas Bier zusammen trinken."

Nach wenigen Minuten konnten wir von der Frau des Hauses Abschied nehmen und nach einigen weitern Minuten saßen wir in einer sehr besuchten Bierstube.

Mein Principal eröffnete mir nun beim Biertrinken, daß ich sein Filialgeschäft allein zu führen hätte, denn einen Lehrling oder Laufburschen halte

er darin nicht, im Geschäfte selbst sei aber noch seine Mutter, wie deren Schwester und letztere könne ich zu den kleinen Besorgungen in dem Städtchen benutzen, übrigens sende er mir von seiner Haupthandlung aus alle 8—14 Tage einen Markthelfer auf 1 Tag, der dann die Fortsetzungen austragen müßte. An die Art der Geschäftsführung in einer kleinen Stadt, weil ich aus einer größern komme, würde ich mich erst zu gewöhnen haben, er glaube auch, es falle dieses nicht Jedem leicht. Sein abgetretener Geschäftsführer sei drei Jahre bei ihm gewesen und dieser hätte sich im Oertchen wohl gefühlt, er wünsche, daß es mir auch so erginge.

Ich erwiderte so Etwas darauf von „Hoffnungen und Wünschen", fühlte mich indeß von allen seinen Redensarten nicht sehr erbaut — im Gegentheil stiegen recht arge Zweifel in mir auf und ich wurde wortkarg.

Wir tranken einige Glas Bier; dann meinte mein Principal, die Suppe könnte jetzt auf ihn warten, mir rieth er an im „Strauß" zu speisen, und ich möchte Morgen früh um 8 Uhr bei ihm erscheinen, er wolle mit mir nach . . . . fahren, mich dort bei seiner Mutter einführen; darauf empfahl er sich.

Mich machte es etwas verstimmt, daß er mich nicht zum Mittagsessen einlud, doch entschuldigte ich

ihn, weil vielleicht seine Frau auf einen Gast sich nicht eingerichtet habe, ich war bald in ein Gespräch mit einem Tischnachbar verwickelt, wodurch ich an weitern geschäftlichen Reflexionen verhindert wurde. Den übrigen Theil dieses Sonntags verbrachte ich theils im Gasthofe, theils in einem Kaffeehause an der Promenade. In diesem letztern hörte ich über meinen neuen Principal nicht gut sprechen; es hieß: er sei ein streitsüchtiger, unverträglicher, und (wie man sich ausdrückte) aparter Mensch.

Schöne Aussicht, dachte ich, da wirst du wohl nicht lange hausen können. Doch wer a sagt, muß auch b sagen, und ich nahm mir vor, Unangenehmes so viel als möglich zu übersehen, wenn mir nur das Geschäft zusagen würde, — ich blieb sehr gespannt deshalb. Punkt 8 Uhr war ich Montags, wie gewünscht, im Geschäftslocale, mein neuer Chef auch schon dort anwesend und sofort gingen wir, nach Wechselung weniger Worte, zur Eisenbahn, um den schönen Ort bald zu erreichen, wohin mich meine Bestimmung führte.

Mein Principal nahm seinen ältesten Sohn von etwa 6 Jahren mit.

Die Ungezogenheit dieses Knaben grenzte an das Aschgraue; in einem fort belästigte er die Mitfahren-

den; sein Vater lachte darüber oder verbot dieses Benehmen in einer Weise, wodurch der Junge durchaus nicht eingeschüchtert und zur Folgsamkeit veranlaßt werden konnte; schließlich packte ein Passagier den Knaben an beiden Ohren und erklärte ihm, wenn er seine Störungen nicht unterlasse, so stecke er ihn zum Wagenfenster hinaus; das zog und nun trat Ruhe ein, bis wir das Ziel unserer kleinen Tour erreicht hatten.

Wir stiegen aus. Nach fast stummer Durchwandlung einiger Straßen standen wir vor dem Geschäftslokale. Mir war meine rosenfarbene Stimmung durch das wenige gestern und heute Erlebte vergangen, ich war gar nicht mehr neugierig auf das Geschäftslokal. Wir traten jetzt darin ein — o Himmel! — ein kleines Lokal, dem selbst der Schein des Comfortablen fehlte. In den an den Wänden errichteten Regalen lagen in größter Unordnung brochirte Bücher aufgestapelt, ein wahres Durcheinander. Ein Comptoir war nicht vorhanden, der Raum, welcher dieses vertreten sollte, wurde durch eine halb durch den Laden gezogene Bretterwand, von etwa 4 Fuß Tiefe und 8 Fuß Länge gebildet; hinter dieser Bretterwand stand ein elendes Pult zum Schreiben und ein kleines Guckfenster in der Bretterwand warf ein dürftiges

Licht auf dasselbe. Ich bemerkte auch gleich, daß eine kleine, sehr kleine Leihbibliothek damit verbunden war, denn Leihbibliothekenbücher, vielleicht 1500—2000 standen in der traurigsten Verfassung in verstaubten Regalen.

Auf der Ladentafel lagen verschiedene Verkaufsartikel in elenden, offenen Kästen, z. B. Rechenstifte, Bleifedern, Stahlfedern, Oblaten, Dreier-Bilderbogen, Schreibhefte und sonstiges Zeug. Ich bekam allen Respect!

Hierin sollte ich also Geschäftsführern, — mir wurde schlecht zu Muthe.

Die Mutter meines Chefs wurde gerufen und ich ihr vorgestellt als der neue Herr Geschäftsführer. Sie war eine alte Frau, denn Dame konnte man durchaus nicht sagen, da sie einfach, fast dürftig gekleidet und ohne jede Bildung, wie ich bald bemerkte, war. Auch deren Schwester erschien in Magdsgestalt — letzterer wurde ich nicht vorgestellt, nur erwähnte meines Chefs alte Mutter (sie war eine hohe Sechzigerin) bei deren Erscheinen: „Das ist meine Schwester, die wird Ihnen die Stiefeln putzen.“ Mir wurde es schwül ums Herz. Der Herr Principal sprach nun über das Geschäft, er meinte, da es seit einem Monate von seiner Mutter allein besorgt worden sei,

so wäre Unordnung darin entstanden, welche ich wohl bald beseitigen könnte, auch gab er mir den Rath, zur Hebung des noch geringen Umsatzes in der Literatur, sollte ich doch Abends, nach Geschäftsschluß in die hauptsächlichsten Bierstuben des Ortes gehen, worin immer Literaturfreunde anwesend wären, und diese mit den mir von seiner Haupthandlung einzusendenden Neuigkeiten bekannt machen und sie zur Anschaffung empfehlen.

Da hatte ich nun die Bescheerung, ich sollte Geschäftsführer, Gehilfe, Lehrling und Markthelfer in einer Person sein, zugleich aber auch eine Art von Colporteur werden. Meist ohne Erwiderung hörte ich seinen Auseinandersetzungen zu, und war froh, daß er etwa nach 2 Stunden Aufenthalt wieder abreiste.

Inzwischen war mein Gepäck von der Eisenbahn angelangt, und ich bat die alte Frau, mir jetzt zur Unterbringung desselben meine Wohnung anzuweisen.

„Die ist eine Stiege hoch, kommen Sie.“ Sie trabte vorauf, ich zog ihr nach und sie öffnete dann in der Gestalt einer kleinen Kammer ohne Ofen meine Wohnung!

„Hier ist Ihre Wohnung, Sie können sich nun

darin einrichten; meine Schwester soll Ihren Koffer herauf tragen."

Wenn das keine Ironie ist, „mich hier einrichten zu sollen", so weiß ich nicht was Ironie heißt.

Ich schaute mich in der Kammer um, das Bett darin nahm den größten Raum ein, zwei alte Stühle und eine kleine Kommode, ein mit Fliegenschmutz übersäeter Spiegel waren das ganze übrige Mobiliar und nahmen den weiten Raum des Zimmers dergestalt in Anspruch, daß ich etwa nur noch auf einen schmalen Wegestreifen 5–6 Schritt vor- und rückwärts gehen konnte. Ein prachtvolles Logis — ich wurde satirisch. Ein Glück für mich — daß ich im Stillen meine Witze darüber und schließlich laut auflachen mußte über meine Lage und Umgebung. Ich hatte neben einem mir zugesicherten Gehalte auch vollständige freie Station, also Wohnung (die kennt der Leser schon) dann Essen, Trinken, Feurung, Licht— und frei jeden Unmuth bis zur Verzweiflung — will ich noch dazu setzen.

Daß es mir hier vom ersten Tage an nicht gefallen konnte, ist wohl sehr erklärlich und natürlich. Doch zur Vollendung meines Bildes will ich nur einen Tag meines häuslichen Lebens schildern.

Morgens 7 Uhr stand ich auf und ging in das kleine hinter dem Laden liegende Wohnzimmer der beiden alten Frauenzimmer, welches zugleich mein Wohnzimmer mit war, um den Kaffee einzunehmen.

Daß beide Frauenzimmer höchst ungebildete, wahrscheinlich vom Lande stammende, mit feinen Sitten und Manieren unbekannte Menschen waren, wird sich sogleich herausstellen. Daß der Kaffee auf dem ungedeckten Tische servirt, ich wollte sagen aufgestellt wurde, mochte hingehn, denn diese Manier findet man auch oft in schon bessern Familien vor, daß aber der Kaffee- und Milchtopf wie direct vom Feuer kommend erschien, noch versehen mit Kohlen- und Aschenanhängseln, war gegen die Kleiderordnung. Wenn wir drei uns gesetzt hatten, ergriff die alte Frau den Kaffeetopf und schenkte uns ein, sodann goß sie Milch zu, langte mit ihren schmutzigen Fingern in eine aus dem 30jährigen Kriege vielleicht herstammende Zuckerdose und warf mir ein größeres, ihrer Schwester aber ein kleineres Stückchen Zucker hinein. (Dieses passirte aber nur am 1. Tage, da ich solches Verfahren mir sofort verbat). Die Haut, resp. Sahne blies sie im Milchtopfe aber zurück, erfaßte sie ebenfalls dann mit den Fingern und entführte solche, auf diese Art in ihre Tasse! Weißbrod

wurde zum Kaffee gegessen, wogegen sich nichts einwenden ließ.

Aber Mittags ging es wieder sauber her. Aus Suppe, Gemüse und Fleisch bestand unser Mittagsbrod, es war auch gut zubereitet, aber die Vertheilung der Speisen, namentlich des Fleisches, wieder ekelhaft. Die alte Frau zerlegte das Fleisch mehr mit der Hand, als mit dem Messer; man mußte ordentlich aufpassen, wenn man ein Stück Fleisch erwischen wollte, welches nicht in Berührung mit ihrer Hand gerathen war. Die beiden Frauenzimmer fuhren auch häufig direct mit ihren Gabeln in die Gemüseschüssel um zuzulangen. Das Fleisch wurde nie auf aparter Schüssel herein gebracht, sondern es lag mit im Gemüse und mußte dort erst heraus gelangt werden. Und Abends, was gab es da? Theils das vom Mittage übrig gebliebene Essen, wobei mir der Vorzug wurde, daß ich die Fleischreste mit erhielt, die beiden Frauen sich aber mit dem Gemüse allein begnügten.

Man höre: Und doch bin ich circa fünf Wochen dort geblieben! Ein Beweis, daß der Mensch viel ertragen kann.

Die beiden alten Frauenzimmer lebten nicht gemüthlich in Verträglichkeit dahin, sondern wie Hund und Katze; meine quasi Frau Principalin,

steckte gegen ihre Schwester stets die Herrin heraus, nicht aber als Herrin gegen ihre Dienstthuende, sondern als Herrin gegen eine Sklavin. Dieses Benehmen, Verfahren hat mich oft in den wenigen Wochen meines dortigen Aufenthalts empört, ich sprach auch mit der alten Schwester darüber, sie hatte dann nur Thränen zur Antwort und sie munterte mich auf, mir nicht so viel gefallen zu lassen, als sich mein Vorgänger hätte gefallen lassen. Aufgeregt versicherte ich ihr dann, ich würde sie schon mit rächen. Das geschah auch, denn ich habe der alten Frau, über ihren garstigen Charakter öfters die Wahrheit ins Gesicht gesagt, sie getraute sich aber nicht, deshalb heftig gegen mich zu werden, denn ich hatte ihr Furcht eingejagt und das war auch nothwendig, wollte man von ihr nicht malitiös behandelt sein.

Gleich nach dem ersten im Geschäfte verlebten Tage war mein Vorsatz gefaßt, hier so bald als mir nur möglich abzugehen.

Ich hatte ja Gründe genug.

Sofort schrieb ich deshalb am 3. Tage meines Aufenthalts an verschiedene Freunde, mir einen andern Platz zu verschaffen und an meinen Chef schrieb ich nach circa 8 Tagen: Ich hätte es in

seinem Geschäfte als vermeintlicher Geschäftsführer schon gründlich satt und würde es verlassen, sobald ich könnte, er habe mich getäuscht, sein Geschäft mir schriftlich anders dargestellt, als ich es hätte finden müssen und er habe mir auch das Vorhandensein einer elenden Leihbibliothek verschwiegen und daß ich solche mit zu besorgen hätte, wozu ich keine Lust in mir verspüre, auch die häuslichen Verhältnisse gefielen mir gar nicht, Essen und Trinken seien zu tadeln, die Manieren der beiden alten Frauenzimmer eckelten mich an, ich hätte ja gar keine freie Wohnung, sondern nur eine freie Kammer, und in dieser nicht einmal einen Kleiderschrank, müsse meine Sachen theilweise im Reisekoffer lassen, weil die kleine Kommode nicht ausreiche; kurzum meines Bleibens bei ihm würde mir zur Unmöglichkeit."

Es vergingen 8 Tage und ich erhielt auf meinen sicher ganz bitterbösen Brief keine Antwort, da ließ ich durch den mir zugesandten Markthelfer mündlich daran erinnern und nun empfing ich nach einigen Tagen die Weisung: dann und dann bei ihm im Geschäfte zur Besprechung unserer Angelegenheit zu erscheinen.

Während dieser Zeit war mir indeß schon das Glück hold gewesen, ich hatte durch Vermittlung

eines Freundes eine Stelle erhalten, in welche ich nach Belieben sofort oder auch später eintreten konnte, und noch dazu eine erste Gehilfenstelle.

Mein Principal hatte jedenfalls Zeit gewinnen wollen, deshalb ließ er mich so lange ohne Antwort, oder er gab sich inzwischen Mühe, irgend Jemand zu meiner Ablösung zu finden, um mich dann auf die Straße setzen zu können, denn boshaft genug schien er mir dazu zu sein, ich erwartete ein solches Verfahren und war auf diesen schlimmsten Fall vorbereitet.

Wie man weiß, war ich aber schon geborgen und ich reiste daher mit ungeheurer Courage zur angesetzten Conferenz, es mochte ja kommen, wie es wollte, mir blieb es gleich. Ein Gehilfe, dem gekündigt wird und der wenig Freunde in der Welt hat, sich noch nicht auf Geschäftserfahrungen, nicht auf sein Wissen stützen kann, ist ein bedauernswerthes Geschöpf, weil er viel schlimmer daran ist, wie ein Arbeit suchender Handwerksbursche; dieser wandert von Ort zu Ort und sucht Arbeit, geht ihm das Geld aus, so nimmt er entweder ein Viaticum in Anspruch, oder er erbettelt sich Brod und Geld.

Der kaufmännische Gehilfe kann das nicht, denn es ist gegen die Gewohnheit, denselben von der

Straße weg zu engagiren und die, welche auf diese Weise ihr Unterkommen haben suchen müssen, sind in der Regel untergegangen. Stellenlos zu sein, ist daher für ordentliche Gehilfen der Schrecken aller Schrecken. Davor hüte sich Jeder.

Freudig aufgeregt und nicht ängstlich setzte ich mich auf die Eisenbahn und eilte dem Hauptgeschäfte meines Principals zu. Ich traf schon morgens früh 9 Uhr im Geschäftslokale ein. Dieses Mal war aber derselbe noch nicht zugegen. Mit einem jungen Gehilfen des Geschäfts unterhielt ich mich im Laden und er vertraute mir an, daß der Herr furchtbar böse auf mich sei, am Tage des Empfanges meines Beschwerdebriefes wäre er wie wüthend im Comptoire auf- und abgelaufen und hätte verschiedene Flüche ausgestoßen, auch hätte er geäußert: „den will ich schon fassen.“ „Mir recht, wenn er mich faßt, dann werde ich ihn aber packen“ — erwiderte ich dem jungen Menschen darauf, — „bange machen gilt nicht.“ „Sie werden es derb kriegen“ sagte er noch, indem er sich ängstlich nach der Ladenthür umsah, die aufging und in welcher die Gestalt des von ihm Gefüchteten hereintrat.

„Morgen“ — „Morgen“ —, entgegnete ich,

„Kommen Sie mit ins Comptoir.“ „Wie Sie wünschen.“

Ich folgte ihm und tête à tête (d. h. ein Pult trennte uns doch), standen wir einander gegenüber.

„Herr — begann er mit lauter Stimme —, Sie haben mir vor einiger Zeit einen Brief geschrieben, der niederträchtig boshaft ist, den ich nicht erwartet hätte von einem Gehilfen.“

„Ja, Herr . . . . das habe ich gethan, Sie aber haben mir dahingegen vor etwas noch längerer Zeit auch einen Brief geschrieben, ich meine Ihren Engagements-Brief, der mir den Himmel mit all' seinen Freuden verhieß und was finde ich darauf: die Hölle mit all' ihren Dualen!“

„Herr, reden Sie nicht in meiner Behausung so unverschämt, ich entlasse Sie doch nicht.“

„Herr . . . . ich verbitte mir die Anbringung von groben Ausdrücken, sonst werde ich solche zu erwidern wissen.

„Sie haben hier sich gar nichts zu verbitten, ich bin Ihr Chef, Sie haben zu gehorchen.“

„Versuchen Sie es, ich bin ihr Sklave nicht, ich habe Ihnen in den ersten 14 Tagen sofort meinen Entschluß zum Verlassen Ihres Geschäfts angezeigt, das hebt den Contract auf, das Gesetz schützet mich,

ich kann gehen wann ich will, Sie haben aber dagegen das Recht, mich auch sofort entlassen zu können, — ich bleibe nicht."

„Sie müssen bleiben, Sie sollen bleiben, so leichten Kaufs kommen Sie nicht davon, Sie können wieder gehen."

„Herr . . . . ich gehe nicht, Sie haben mich hierher beordert, die Sache muß zu Ende kommen, wenn nicht mit, so ohne Ihre Genehmigung."

„Herr, ich kann ohne Sie auch noch fertig werden, gehen Sie aber meinetwegen zum T. . . . . wann Sie wollen."

„Ich nehme Sie beim Worte, — fiel ich rasch dazwischen — ich werde also abziehen, wann ich will."

„Das dürfen, das können Sie nicht, Herr, ich will das nicht!" und dabei schlug er mit der Faust heftig aufs Pult.

Da erhob auch ich meine Faust und fuhr damit auf die entgegengesetzte Pultseite, aber viel derber als er, daß sofort die Dinten- und Sandfässer in die Höhe sprangen und zu wirbeln anfingen und sagte dazu:

„Das Ihnen als meine Entgegnung! Ich gehe."

Diesen Gegen-Coup hatte mein Chef sicher nicht

erwartet, er taumelte ordentlich darauf hin zurück in seinen Sessel, wurde kreideweiß — ich ging der Thüre zu — er schrie mir nur noch nach:

„Wir sprechen uns weiter vor Gericht.“

Bis dahin ließ ich es indeß nicht kommen, ich machte einen viel kürzern Prozeß, packte meine Sachen zusammen und ging ab mit einem festen Engagement in der Tasche ohne Valet zu sagen, denn des Recht hatte ich für mich; sogar seine im Zorn ausgestoßene Genehmigung meines Austritts sprach für mich.

Als ich durch den Laden wieder schritt, so standen da der Gehilfe und zwei Lehrlinge, alle hochroth vor Angst über den Ausgang der Geschichte; sie hatten gehorcht. Mir nickten sie aber freundlich und mit einem Gesichte zu, welches Schadenfreude darüber ausdrückte, daß ich es dem mal ordentlich gesagt hatte.

Kapitel V.

Mein neuer Principal, ein neues Original, die Collegen. Das schwarze Museum und zwei Mystifikationen. Eine Leichenpredigt.

Heitern Sinnes und frohen Herzens durcheilte ich per Wagen Felder und Wälder, Berg und Thäler meiner neuen Residenz zu. Die Fahrt dauerte einige Tage, dann zeigten sich die gewaltigen Thürme jener Stadt, wo ich Aufenthalt und Unterkommen finden sollte.

Der Wagen rollte schließlich durch's schöne Thor dieser Stadt und eine lang sich hinziehende breite Straße, welche links und rechts mit palast-ähnlichen Gebäuden sich präsentirte, nahm uns auf. Ach wie wohl wurde es mir bei diesem Anblicke! ein Himmel ging mir sozusagen auf und ich hörte darin die Engel schöne Weisen geigen. Mein neuer Bestimmungsort war also eine prachtvolle Stadt, wie

ich sie noch nie gesehen hatte, ich glaube, daß Freudenthränen in meinen Augen erschienen — ich wurde weich gestimmt, selig weich.

„Hier wirst du das Unangenehme der letzten Zeit vergessen lernen, hier werden dir wieder Freuden und Hoffnungen aufblühen, hier mußt du Muth gewinnen können für eine weite Reise durchs Erdenleben“, so sagte ich mir. Unter solchen sanft berauschenden Gedanken erreichten wir denjenigen Gasthof, worin mein Kutscher, (ein sogenannter Hauderer) zu logiren pflegte, und ich hatte seine Retourfahrt nach seiner Heimath benutzt, wodurch ich eine sehr billige Fahrt erzielte.

Der Einfachheit und Bequemlichkeit halber logirte auch ich mich dort ein, wenngleich der Gasthof nur der eines untergeordneten Ranges war; ich thats auch gern in Rücksicht auf meine Cassenvorräthe, denn sie hatten eine starke Reducirung erlitten. Am nächsten Morgen schrieb ich ein kleines Billetchen an meinen Freund und bat ihn, mich wissen zu lassen, ob mein Eintritt ins Geschäft jetzt schon erfolgen könne, oder ob ich noch einige Zeit zu privatisiren hätte. Als Antwort erschien er nach Verlauf einer Stunde selbst. Wir freuten uns des Wiedersehens und er theilte mir mit, daß mein neuer Principal gegenwärtig erkrankt

sei, so viel er indeß wisse, würde meinem sofortigen Eintritte nichts entgegenstehen, weil mein Vorgänger sich etablire und mit Sehnsucht auf seinen Ersatzmann warte, ich möge mich daher nur ankleiden und gleich mitgehen, er wolle mich einführen.

Wer war froher als ich; bald hatte ich Toilette gemacht und wir schlenderten unter heiterer Unterhaltung dem Geschäftshause zu. Plötzlich hielt er seinen Schritt an, „dort" sagte er — er wies dabei mit der Hand nach einem brillanten Laden, von welchem wir noch einige hundert Schritte entfernt standen — „dort ist Dein neues Asyl!"

Ich folgte mit den Augen seiner Hindeutung, fand bald den richtigen Punkt und wurde freudig überrascht.

Ich gewahrte ein großes brillantes Schaufenster und, so viel mir die Entfernung davon erlaubte zu sehen, war die Ausstellung darin eine würdige, denn neben hübschen Bildern, konnte ich gebundene Bücher in prächtigen Einbänden mit Goldschnitt und sauber brochirte, elegant ausgestattete Bücher unterscheiden und Alles in geschmackvollster Anordnung.

„Halt!" rief ich, „lasse uns einen Augenblick hier stehen bleiben, damit ich diese Herrlichkeit, die

mich überrascht, erst aus der Ferne genießen kann — ich gestehe Dir, ich muß mich erst sammeln — habe in der letzten Zeit zu viele unangenehme Eindrücke und Auftritte gehabt, ich muß mich erst sammeln ob des freudigen Anblicks!“

„Was ist Dir,“ sagte mein Freund, indem er mich ansah, „ich glaube gar Du weinst?“

„Freund“, sagte ich, „laß mich! Die weiche Stimmung, welche über mich gekommen, ist entschuldbar, sie bringt mich etwas in Verwirrung und in dieser Verwirrung habe ich sogar vergessen Dir zu danken“. Dann ergriff ich des Freundes Hand, schüttelte sie heftig und brachte über zitternde Lippen meinen Dank für seine Bemühung um mich heraus, und versicherte, daß ich seiner Empfehlung alle Ehre machen wolle.

„Närrischer Kerl, laß das Flennen, komm, komm, ich habe heute Morgen nicht viel Zeit übrig, komm jetzt mit.“

Er zog mich vom Platze, auf welchem ich wie fest gebannt stand, ich wischte mir die letzte Thräne aus dem Auge und folgte, von ihm fast weggezogen.

Ich faßte mich rasch wieder, trat heitern Angesichts mit ihm ins Geschäftslocal, worin wir meinen

Vorgänger richtig noch antrafen und er stellte mich ihm als seinen Nachfolger vor.

Dieser war puppenfroh mich schon dort zu sehen, denn er drückte seine Freude unverholen aus, namentlich darüber, daß er durch meinen sofortigen Eintritt bei seinen Einleitungen zum eigenen Etablissement nun sehr unterstützt würde, da er nun seine vielen Laufereien und Schreibereien ohne Störung besorgen könne.

Durch meinen Eintritt war also Zweien geholfen. Mein Freund entfernte sich und ich fing sofort an, da eine Vorstellung beim kranken Principal noch unmöglich, das wohl geordnete, wohl assortirte Lager durchzusehen, währenddem mir die übrigen drei Gehilfen vorgestellt wurden.

Ich hatte den Ladenverkehr allein zu besorgen. Mein Principal litt eine Hilfe dabei weder von Seiten des Lehrlings noch eines Gehilfen, da er von der sehr richtigen Ansicht ausging, daß der im Laden stehende Gehilfe nur dann stets über das Lager orientirt bleiben könnte, wenn ihm die Aufstellung und Ordnung des Lagers allein überbliebe. Dafür gewährte er aber auch dem Gehilfen im Laden den höchsten Gehalt und eine Stellung über die Gehilfen im Comptoir.

Meine Stellung war eine leichte nicht, ich hatte

oft mit 10 Kunden zugleich zu verhandeln; in unserer Buchhandlung ging es sehr lebhaft zu, wir machten im Orte das beste Ladengeschäft, denn es sind Monate bei mir in jedem Jahre vorgekommen, in welchen ich für circa 1800 bis 2000 Gulden baar im Laden absetzte.

Nach circa 14 Tagen Aufenthalt war mein Principal wieder gesund und dessen persönliche Bekanntschaft wurde gemacht, und weil ich inzwischen schon Beweise von meiner Tüchtigkeit gegeben, mein Vorgänger mich als eine richtige Arbeitskraft und als großer Literaturkenner empfohlen hatte, so hieß er mich sehr willkommen.

Mein voriger Principal, der inzwischen erfahren, wo ich sei, versuchte es, mich bei meinem neuen Chef zu verleumden; es half ihm indeß nichts, ich blieb in der Stelung, denn ich war ja schon eine beliebte Person im Geschäfte.

Trotzdem, daß ich meinen neuen Chef, der Wahrheit gemäß, als ein Original erster Größe, als Sonderling zu schildern habe, bin ich doch über 3 Jahre mit ihm gut ausgekommen, und nur ein Zwischenfall, durch einen Buchbinder veranlaßt, bei welchem ich Bücher anders sollte haben einbinden lassen, als mein Principal es befohlen, gab Veranlassung zum Streite und zu unserer Trennung.

Wenn ich sagte, mein Principal war ein Original, so soll dieses schon aus folgender Beschreibung seiner Geschäftsthätigkeit, seinen Gewohnheiten und Sonderbarkeiten hervorgehen.

Zunächst hatte er Freunde in der Stadt fast gar nicht; sein persönlicher Verkehr beschränkte sich auf einen alten, von Renten lebenden Apotheker-Junggesellen, dieser war sein Alles. Wenngleich er Geselligkeit scheute, so genoß er indeß nach seiner Art sein Leben dennoch; er hielt sich Equipage und kutschirte fast täglich Nachmittags, meist allein, selten mit Frau und Kindern, deren drei vorhanden, nach dem entfernteſt von der Stadt liegenden Bierhause; denn den Genuß des Bieres liebte er sehr.

Abends, wenn er zwischen 6—7 Uhr von seiner Bierfahrt, so nannten wir seinen Ausflug, zurückkehrte, gab's häufig Unterhaltungen mit ihm, die uns lachen machen mußten, denn er war fast jedesmal angesäuselt und er hatte in diesem Zustande eine sehr schwere Zunge. Doch davon noch später etwas.

Unser Principal pflegte des Morgens zwischen 9 und 10 Uhr im Geschäfte zu erscheinen, brachte die per Post eingelaufenen Geschäftsbriefe mit und vertheilte sie zur Correspondenz oder Expedition und

bei jeder Uebergabe eines Briefes machte er seiner Meinung nach eine weise oder satirische Bemerkung, sodann untersuchte er des Austrägers Tisch, ob dieser nicht irgend ein Heftchen unausgetragen gelassen hatte, darauf kam er in den Laden und informirte sich durchs Cassabuch über die vorgefallenen Baarverkäufe. Dann rannte er wieder ins Comptoir, nahm dem Correspondenten gegenüber Stellung und begann Antworten zu dictiren. Der Correspondent kannte natürlich des Principals Manier, denn nach seinen Dictaten war gar nicht zu antworten, der Principal kam darin vom Hundertsten zum Tausendsten; was zunächst beantwortet werden mußte, erwähnte er zuletzt, er wiederholte durcheinander das schon Gesagte wohl zehnmal, fiel dabei jedesmal in persönliche Malicen, die dem Papiere gar nicht anzuvertrauen waren — glücklich der Correspondent, welcher sich daran nicht kehrte, den Principal ruhig ausschwatzen ließ und nachher antwortete, wie es Recht und Billigkeit verlangten. Kein Brief durfte ohne seine Unterschrift abgehn, selbst nicht der geringfügigste.

Der Herr Principal correspondirte nie, wenigstens nie im Comptoir, er war es nicht im Stande, er hätte sich verwirrt; wenn er daher nur drei Zeilen einmal selbstständig aufzuschreiben, zu verfassen hatte

so stürzte er auf sein in zweiter Etage befindliches Privat-Comptoir, wo er Hunderte von Schemas für alle möglichen Fälle vorräthig haben sollte und wonach er sich stets mit seinen Abfassungen richtete; dann kam er wie im Triumphe damit herunter und las uns das etwa 3—4 Zeilen umfassende Instrument vor, unsere Ansicht darüber erwartend. Selbstverständlich belobten wir diese Kleinigkeit als gut abgefaßt und seine Augen verklärten sich.

Außer des Besehens, des Beschnüffelns im Geschäfte herum hatte er sich die Nachzählung und Notirung der eingehenden Gelder vorbehalten, in der Weise, daß er selbst nie Gelder persönlich annahm, sondern dazu sofort einen Commis beorderte, der es annehmen und die erste Nachzählung dabei vornehmen mußte. Jeder eingegangene einzelne Geldposten wurde dann auf des Principals Pult der Reihe des Eingangs nach gestellt, so daß an starken Eingangstagen wohl 50 solcher Geldhäufchen sich auf seinem Pulte vorfanden. Nun nahm der Chef das Cassabuch zur Hand, worin die erste Notirung stattgefunden und revidirte jeden einzelnen Geldhaufen. Wehe, wenn sie nicht ganz genau die Summe enthielten, welche im Cassa-Buche notirt war. Denn nicht etwa durfte ein Häufchen Geld 1 Kr. mehr, der folgende dagegen

1 Kr. weniger enthalten, das konnte er nicht leiden. Nach vollendeter Revision vereinleibte er die Posten seinem Geldkorbe, und gegen 12 Uhr Mittags schleppte er die Gesammtsumme in sein Privat=Comptoir. Das war des Principals Morgenarbeit! Nachmittags fuhr er, wie wir schon wissen, zu Biere, kam in der Regel aber vor Geschäftsschluß zurück, manchmal indeß erst nach dieser Zeit. Wenn er nach Schluß des Geschäftes wieder eingetroffen, so hatten wir allemal einen vergnügten Morgen darauf, denn unser Chef besuchte dann trotzdem noch das Geschäftslocal und hielt grausame Musterung darin! Und über Alles, was er Unregelmäßiges aufgefunden zu haben wähnte, verfaßte er für die Betreffenden auf Papierstreifchen die nöthigen Rüffel, welche wir am nächsten Morgen dann auf unsern Plätzen vorfanden. Natürlich betrafen seine Rügen nur Lumpereien und durch diese Art der schriftlichen Aufmutzung machte er sich lächerlich.

Beispielsweise will ich einige solcher schriftlichen Rüffel anführen. Wir fanden Zettel folgenden, lächerlichen Inhalts:

„Herr K. Diesen alten Federstumpf fand ich gestern Abend auf ihrem Platze, paßt sich nicht."

„Anton, (ein Austräger) warum habt Ihr nicht

das Paquet an H. mit dickem Spacat (Bindfaden) geschnürt, der dünne zerreißt leicht."

„Herr F. Die Zahlung von G. 13 fl. 20 kr., war umgestürzt und ich habe sie mit Mühe zusammensuchen müssen. Schöne Ordnung!"

„Im Laden fand ich beiliegenden Cigarrenstumpfen auf der Tafel, ist das erlaubt? auch ein Stück Schwamm lag dabei — ich habe es weggeworfen."

„Herr B. Dintenflecke im Buche dürfen nicht gemacht werden, ich will Reinlichkeit haben."

„Anton. Auf der Erde im Comptoir lag dieser lange Spacatfaden, der noch zu gebrauchen ist."

All diese Zettelchen hatten aber weiter keine Folgen, der Herr Chef sprach darüber fast nie mehr andern Tags, wir vermutheten daher, daß sie bei halber Zurechnungsfähigkeit verfaßt würden, und der Nachtschlaf die Erinnerung daran dann verschwinden gemacht hätte.

Trotz aller der Sonderbarkeiten behielt unser Chef

seine Leute lange; denn das Geschäft war sehr gut, es wurde Geld verdient, er salarirte, namentlich die ersten Stellen, reichlich, es herrschte große Ordnung im Geschäfte, was schließlich jeden Gehilfen Freude machen muß. Es arbeitet sich in einem Geschäfte, worin selbst penible Ordnung herrscht, weit angenehmer, als wo die Nonchalance eingerissen ist. Unser Chef zahlte pünktlich, in der Pünktlichkeit hatte er auch Uebersicht, ebenso konnte er Staub und Schmuz nicht leiden, weder im Comptoir noch im Laden, und des Putzens und Reinmachens nahm kein Ende, woran der Mensch sich aber so gewöhnt, daß er es schließlich selbst verlangt.

Da wir unserer vier Gehilfen waren, wozu noch als fünfter ein Ausgelernter hinzugekommen, jeder von uns auch außer dem Hause noch speciellere Freunde hatte, wir uns gut vertrugen, ja in großer Einigkeit und Uebereinstimmung lebten, so gründeten wir eine Gesellschaft in einer kleinen Bierkneipe und nannten sie „das schwarze Museum“ und warum?

Erstens weil das Local in einer kleinen, dunkeln Gasse lag, zweitens weil es von einer stets schwarz gekleideten Wittwe bewirthschaftet wurde, drittens weil die zwei erwachsenen Töchter, wovon die eine die Geliebte eines von unsern Collegen sein sollte, schwarze

Haare hatten, viertens weil wir ein Gegenstück zu der großen vornehmen Gesellschaft „Museum“ bilden wollten.

Hier war nach geschehener Tagesarbeit unser Ruhepunkt, hier amüsirten wir uns, hier wurden Späße und Neckereien getrieben, so daß das Local bald durch unsere Gesellschaft zu Ruhm kam und wir keine neuen Mitglieder mehr aufnehmen konnten.

Folgende zwei Streiche, Mystificationen, wurden in diesem unsern Gesellschafshause ausgeheckt und ausgeführt

Unser Ausgelernter nämlich, war auch Mitglied des „schwarzen Museums“ geworden, und da der vor Kurzem die Erbschaft seiner früher an der Cholera verstorbenen Eltern, etwa 180 Kronenthaler, in Empfang genommen, so versuchten wir, ihn zu bewegen, uns im „schwarzen Museum“ einen Erbschaftsschmaus zu spenden. Unser Freund war indeß hartleibig, wie man zu sagen pflegt, er wies alle derartigen Zumuthungen zurück, denn er neigte zum Geize hin; was man bei geistig nicht sehr aufgeweckten Menschen häufig findet, und er gehörte zu dieser Sorte.

Eines Abends saßen wir vier Collegen mit einigen Freunden allein zusammen und unsere Unterhal-

tung führte uns wieder auf jenen Erbschaftsschmaus und auf die Zähigkeit des Ausgelernten.

„Wißt Ihr was", warf F. dazwischen, „den müssen wir durch List erwischen, er muß und soll tractiren, ich habe einen Plan erdacht."

„Laß ihn los!" war unsere allgemeine Antwort.

„So hört denn: Wir müssen unserm Ausgelernten Jeder Einer nach dem Andern die Nothwendigkeit zu Gemüthe führen, daß er weiterer Erfahrungen wegen und zur Bereicherung seiner Kenntnisse eine andere Stelle annehmen müsse, weil auch im Lehrhause keinem Menschen die Achtung gezollt würde, welche er doch als nunmehriger Gehilfe beanspruchen könne, indem jeder in einem Ausgelernten fortwährend den Lehrling sehe und ihn auch nur so behandle."

„Was weiter?"

„Nur langsam zum Zorn. — Haben wir ihn erst für diese Ansicht gewonnen, dann muß er nach allen vier Himmelsgegenden Briefe um ein Engagement schreiben, diese besorgen wir zur Post, er bezahlt das Porto, wir lassen aber diese Briefe gar nicht abgehen, sondern streichen das Porto zur Ansammlung eines Fonds ein. Nach einiger Zeit muß dann unser Ausgelernter von weit her eine Offerte zum Engage-

ment erhalten, die natürlich von uns ausgeht; wir müssen ihn zur Annahme derselben bewegen, er hat dadurch wiederum Portoauslage, die den Fonds vermehrt.

Hat er aber angenommen, so muß er baldigst ein Abschiedsessen geben, doch noch vor erfolgter Kündigung bei seinem Principale, denn diese müssen wir vereiteln."

„Et jinge wohl, aber et jeht nich," warf K. der Auseinandersetzung nach.

„Dummes Zeug, es geht, laßt mich dafür sorgen, ich garantire Euch einen Gänsebraten comme il faut, denn dazu ist es ja Jahreszeit."

„Denn man zu und drauf los jearbeitet, es wird versucht, denn eine jut jebratne Jans is eine jute Jabe Jottes" sagte K. der Berliner.

Wir stießen auf Gelingen des Planes an und am nächsten Tage hatten wir unsern Ausgelernten richtig so weit gebracht, daß er entschlossen war an eine Reihe von Handlungen, die wir ihm empfohlen, seine Offerten zu machen.

Sie wurden dann auch gemacht in practisch abgefaßten Briefen, kosteten an Frankatur 2 fl. 15 kr.; diese Summe säckelten wir vorläufig ein, die Briefe blieben zurück.

Nach Verlauf von 8 Tagen, o Glück! kam eine

Antwort von Ramdohr in Braunschweig, die wir geschrieben und worin unserm Freunde auf seine Offerte hin eine respektable Stelle angeboten wurde.

Um keinen Zweifel an der Echtheit des Briefes aufkommen lassen zu können, so hatten wir diesen Antwortsbrief mit einem Pettschaft mit R. versehen, versiegelt, und wir ließen von einem Buchdrucker auf die Vorderseite des Briefes den Namen „Braunschweig" als Poststempel drucken, versahen den Brief mit den nöthigen Eingangsstrichen und mit Markirung des Porto's durch Rothstift, wie es jener Zeit üblich. Dieser falsche „Woldemar" wurde dann unter die für die Handlung eingegangenen Postbriefe geschmuggelt und auf diese Weise bekam ihn dann der Ausgelernte ordnungsmäßig in seine Hände.

Bei Ansicht dieses Briefes verklärte sich dessen Angesicht, sofort lief er damit in den Hof und las ihn draußen, — wir wollten im Geschäft aber vor Kichern vergehen. —

Der Brief des Herrn Ramdohr lautete wie folgt:

Werther Herr!

Ihr Wunsch, zu Ihrer weitern Ausbildung in ein anderes Geschäft überzutreten, kömmt mir eini-

germaßen gelegen, denn es verläßt nach 4 Monaten ein Gehilfe mein Geschäft, für welchen ich allerdings dann Ersatz haben muß.

— Können Sie so lange noch warten, so will ich recht gern auf Sie reflectiren, wenn Sie Folgendes zu erfüllen im Stande sind.

Ich verlange nämlich, daß sie die Buchführung des Geschäfts theilweise mit übernehmen, ich meine, daß sie die Nebenbücher zu führen haben, da das Hauptbuch der erste Gehilfe besorgt; sodann fällt Ihnen ein Theil der Correspondenz mit Paris zu, mit welcher Stadt, da ich den Kunsthandel hauptsächlich betreibe, ein sehr lebhafter Verkehr unterhalten wird. Sollten Sie die doppelte Italienische Buchführung noch nicht kennen, so machen Sie sich inzwischen damit vertraut, weil meine Handlungsbücher darauf basiren. An Gehalte bewillige ich Ihnen 400 Thlr. jährlich, doch haben Sie für Logis und Kost selbst zu sorgen. Wollen Sie am 1. Februar 186 . unter diesen Bedingungen bei mir eintreten, so antworten Sie mir bald.

Durch den zufälligen Umstand, daß unser Ausgelernter gerade am Abend vor Empfang dieses Briefes einen unangenehmen Auftritt mit dem Herrn Chef

gehabt hatte, wäre beinah unser ganzer Plan zu Wasser geworden. Denn nach Lesung des Briefes im Hofe, stürzte er ins Comptoir zurück (ein Glück war's, daß der Herr Principal nicht anwesend) — erhob den offenen Brief hoch und erklärte uns laut und in gehobener Stimmung:

Ich bin engagirt — noch heute kündige ich dem . . . . . Kerle! . . . .

„Na, na! nur ruhig Blut Anton, lassen Sie erst mal lesen" sagte der älteste Comptoirgehilfe, „das Kündigen wird wohl noch nicht so große Eile haben." Er bekam den Brief zum Vorlesen, und wie aus einem Munde äußerten wir darnach: Kündigen könne er nur nach etwa 4 Wochen, da er ja erst nach 4 Monaten einzutreten habe, 4 Monate zuvor zu kündigen sei nicht schicklich, wäre sogar unverschämt und auf solche Unverschämtheit hin könne Principal ihn nach dem Gesetze sogar sofort entlassen, was ihm doch auch nicht lieb sein dürfte."

Unser Freund besänftigte sich und versprach, erst nach 4 Wochen kündigen zu wollen.

Soweit hatten wir ihn, nun gings auf den Gänsebraten los.

Wir machten ihm begreiflich, daß es jetzt eine sehr günstige Zeit zu einem Abschiedsschmause sei,

die Gänse wären gut und fett, zu Neujahr passe es uns nicht, und ein Abschiedsschmaus müsse jedesmal dem ersten Engagement vorangehen.

Wir würden ihn dabei auch mit einem Angebinde zur Erinnerung überraschen, kurzum, wir gewannen ihn für diese Idee, und er lud uns sogar sofort zu einer solchen Festivität ein.

Unser Freund mußte nun wiederum nach Braunschweig schreiben, die Stelle annehmen uud versprechen, mit dem Wesen der doppelten Buchhaltung sich inzwischen vertraut zu machen, damit er nicht als ganz Uneingeweihter darin erscheine.

Wir hatten nun, noch eingerechnet das Porto für seinen letzten Brief, ein Capitälchen von 2 fl. 33 kr. in Summa bei einander, dazu legten wir noch 4 fl. 27 kr. und dafür wurden angeschafft als Abschiedsgabe für unsern Freund: eine kurze Tabakspfeife, Stahl, Feuerstein und 6 Stück Zündschwamm, welche wir beim Gänsebratenessen in feierlicher Weise übergeben wollten.

Der Tag zu diesem Schmause, welcher vielfache heitre Vorunterhaltung und Vorbesprechung uns gewährt hatte, war gekommen, wir warfen uns Abends in unsere Sonntagskleider und erschieneu im „schwarzen Museum."

Der Herr Festgeber hatte die Plätze bereits bezeichnet, welche wir nach seiner Anordnung auch einnahmen. Der Gänsebraten wurde aufgetragen; der Ausgelernte ergriff das Wort.

Er hieß uns als seine Gäste willkommen, erwähnte, daß er den Anwesenden Dank schulde für ihre Bemühungen um ihn und brachte ein „Hoch!“ seinen Freunden und Gästen.

Darnach und während der Verspeisung der gut gebratenen Gans, die man mit Aepfeln und Kastanien gefüllt hatte, erwiderten mehrere Gäste in der ernstesten Weise seinen Toast und schlossen stets mit Wünschen für des Gastgebers ferneres Wohlergehen und Glück. Als die Tafel sich zu Ende neigte, holte Freund und College F. drei Paquete hervor, die dann unter gleichzeitiger Aushändigung eines versiegelten Documentes, unserm Gastgeber als Angebinde zum Abschiede von uns, unter Erhebung von unsern Plätzen, feierlichst überreicht wurden, aber mit der bestimmten Weisung: das Document nicht vor Morgen früh 7 Uhr eröffnen zu dürfen.

Die 3 Paquete enthülste der Gastgeber sofort und er wurde erfreut über die practischen Geschenke, dankte herzlichst und versprach die Schenkungsurkunde nach Wunsch öffnen zu wollen.

Nach Schluß des Festmahls verabschiedeten wir uns mit dem angenehmen Bewußtsein, einen heitern und bis in die Nacht verlängerten Abend gehabt zu haben.

Am andern Morgen aber, wehe, wehe! (Solch schlimmen Erfolg hatten wir uns von unserer durchgeführten Mystifikation doch nicht geträumt) — da erschien der Ausgelernte mit unfrisirtem Haupthaare und halb angekleidet im Comptoir, das geöffnete Document in der Hand — stieren Blickes und geballter Faust, welche er drohend erhob — und er schrie auf:

„Wer von Euch hat das ausgeheckt, ich könnte ihn umbringen — all mein Hoffen zerstört — wer ist der Hund?“

Unser College K., welcher den Ausgelenten während dessen Lehrzeit speciell unter sich gehabt hatte, und welchem er viel verdankte, sprang sofort von seinem Sitze auf, erhob auch seinerseits die Faust und donnerte ihm entgegen:

„Uns kostet der Spaß 4 fl. 27 kr. und Sie 2 fl. 33 kr. außer der Gans, die Sie mit verspeisten, wie Sie aus der Schenkungsurkunde ersehen haben — also wozu den Spectakel, auf der Stelle ruhig! Und hier ist ein echtes Engagemennt — nun werden's wohl zufrieden sein.“

Hiermit wurde unserm jungen Freunde in der That ein bereits fix und fertiges Engagement, durch K. erlangt, ausgehändigt, nur mit dem Unterschiede, daß der Ausgelernte nicht 4 — sondern nur 200 Thlr. Salair zu beziehen hatte.

Nochmals schnob er vor Zorn und Wuth in einem hörbaren Athemzuge auf, dann legte sich die Aufregung und wir gingen nun zum Witzemachen über den gestrigen Abendschmaus über. Die Schenkungsurkunde aber, welche in schön geformten Versen nach der Melodie:

„Sie hat ihr Kind, sie hat ihr Kind, mit einem Messer umgebringet“ 2c.

unsere Manipulationen als: „Grausame Geschichte von einem Gänsebraten“ besang, zerriß unser Freund noch in nachträglicher Wuth und deshalb kann sie hier leider nicht mitgetheilt werden.

Bald darauf wurde im „schwarzen Museum“ noch ein Witz losgelassen. In unsere Gesellschaft, die als eine Art Mysterium von Vielen betrachtet wurde, wollte sich ein Advocat, der zugleich ein sehr schlechter Dichter, aber eingebildet auf sein Talent war, aufnehmen lassen. Wir sagten ihm die Aufnahme zu, doch müsse er zuvor noch in einer feier-

lichen Sitzung eine Prüfung bestehn, d. h. Proben seiner geistigen Befähigung ablegen und nach dieser erfolge dann die definitive Aufnahme. Er ging darauf ein und versprach: das „schwarze Museum“ in einer Ode besingen zu wollen.

Obgleich der Mann sich Advocat und Dichter nannte, so war er daneben doch noch etwas Anderes, nämlich ein Dämelack, der sich aller Orten viel aufbinden ließ, es selten merkte, Alles für baare Münze hielt. Diese Eigenschaft kam uns zu Statten. Wir setzten den Prüfungsabend fest und unser Candidat erschien zur bestimmten Zeit in unserer Mitte. Wir hatten uns alle vorbereitet, saßen an einem großen runden Tische, woran ein Platz frei gelassen war, hatten Amtskleidung angethan, saßen da in blauen Mänteln von Kattun, auf dem Kopfe eine weiße Zipfelmütze und Jeder in der Hand einen langen gelb angestrichenen Stab haltend mit den ausgesuchtesten Amtsmienen.

Der Neuling wurde gebeten Platz zu nehmen, unsere Mienen blieben ernst. — Ueber des Candidaten Sitz schwebte hoch unter der Zimmerdecke eine Lorbeerkrone. Unser Präsident eröffnete in feierlicher Rede die Sitzung, verdonnerte aber den Herrn Candidaten sofort zu zwei Dutzend Gläser Bier, welche

er pro pœna für soeben nicht bewiesene Aufmerksamkeit zu geben hatte. Diese wurden vorab vertilgt. Dann erhob sich der Sprecher des Hauses und forderte den Candidaten in passenden Worten auf, den vorgeschriebenen Eid zu leisten; es geschah und nun folgte der Beweis seiner geistigen Befähigung durch Vortrag seiner Ode.

Er declamirte jetzt eine schlecht gebaute Ode herunter. Nach Schluß dieser Probe erhoben wir uns von den Sitzen, der Präsident sagte dreimal „Bravo!“ und nach ihm jeder der Anwesenden ebenfalls; bei jedem Bravo wurde mit dem Stabe im Takte dazu auf den Tisch gestoßen, was einen heitern Lärm verursachte.

Inzwischen senkte sich die etwas ungeheuer große Lorbeerkrone, die in einem Flaschenzuge hing, langsam auf den darunter sitzenden Neuling herab und er wurde, ihm unmerkbar, von seinem Nachbar zur Rechten und Linken so gehalten, daß diese Krone sich auf sein Haupt regelrecht niederlassen mußte. Da saß er nun vor uns als gekrönter Dichter! Die Stäbe wurden erhoben und wir fingen an zu singen:

Heil Dir im —

Jetzt gab der Präsident ein Zeichen — die Lorbeerkrone entschwebte durch einen starken raschen Zug wieder

zur Stubendecke, weil aber daran einige Wiederhäkchen mit Fleiß angebracht waren, so nahm sie die Perücke des Candidaten mit in die Höhe und dieser saß nun da mit ganz kahlem Schädel —! Ein allgemeines Gelächter entstand — der Scherz war mit Ernst nicht mehr weiter zu führen — wir mußten abbrechen — denn der Herr Candidat hatte einen eiförmigen Schädel, welchen anzuschauen alle Lachmuskeln in Bewegung bringen mußte — der Candidat lachte selbst mit und schließlich wurde er als actives Mitglied in unsere Gesellschaft aufgenommen.

Wir hatten vorgehabt, den Scherz noch viel weiter auszuspinnen, konnten es indeß nicht, denn einmal in ein furchtbares Lachen gerathen, vermochten wir nicht den simulirten Ernst wieder zu gewinnen; übrigens schloß sich dieser Abend in allgemeiner Heiterkeit.

Die Besucher des „schwarzen Museums" erlebten neben den vielen vergnügten und heitern Abenden auch wohl einmal einen betrübten Tag, und ein solcher schien uns derjenige zu sein, an welchem wir erfahren mußten, daß unser fast gemeinschaftlicher Barbier Philipps das Zeitliche gesegnet hatte.

Philipps konnte man als Muster für alle Barbiere aufstellen, denn erstens war er sehr pünktlich, zwei-

tens hatte er selten stumpfe Messer, drittens rasirte er gut und erzählte alle Stadtneuigkeiten mit edler Gewissenhaftigkeit; daneben besaß er eine unverwüstliche Heiterkeit.

Trotzdem indeß, daß er einen guten Kundenkreis sein nannte, trotzdem er Junggeselle geblieben, fand man bei seinem Tode nur einen baaren Betrag von 5 fl. 43 kr. vor, wofür er in anständiger Weise nicht unter die Erde zu schaffen war.

Wir machten daher eine Geldsammlung unter uns zur Bestreitung der Begräbnißkosten, die so reichlich ausfiel, daß wir beschlossen, die Leiche in 6 anständigen Kutschen zu begleiten und nachher eine Gedächtnißfeier im „schwarzen Museum" abzuhalten. Unser Freund Philipps, wir wurden es bei Durchsuchung seiner Hinterlassenschaft inne, war Lottospieler gewesen, als solcher konnte er natürlich trotz seiner nicht unbedeutenden jährlichen Einnahme, eine Erbschaftsmasse nicht hinterlassen. Wir fanden nämlich die eine Schublade seiner Komode ganz angefüllt von gespielten Lotto-Nummern vor, wofür er sicher 3 bis 400 fl. hatte zahlen müssen und wogegen er vielleicht nicht einen Kreuzer zurück empfing. Nun wurde es uns klar, warum er beim Rasiren uns stets Gewinn-Nummern zum Lottospiel genannt und uns zum Besetzen derselben aufgefordert hatte.

Philipps verstarb also arm, Verwandte von ihm waren unsers Wissens nicht vorhanden und wir blieben daher die einzigen Begleiter zu seiner Ruhestätte, denn außer uns fuhr nur der evangelische Pfarrer mit, welcher nicht wenig verwundert schien, als er eine so noble Begleitung erblickte.

Der Leichenzug bewegte sich wie üblich langsam zum Gottesacker, es erfolgte die Einsegnung der Leiche und der Herr Pfarrer trat ans Kopfende des noch offenen Grabes und hielt uns eine Rede!

Von dem Verstorbenen erwähnte er fast Nichts, dahingegen nahm er aber Gelegenheit recht tüchtig gegen die Sünden und die Sünder in der Welt loszuziehen und wie solche nicht Gnade finden könnten vor Gott, wenn sie sich nicht bekehrt hätten vor ihrem letzten Gange!

Dann blickte er auf zum Himmel und dankte unserm Herrgott dafür wohl zehn Minuten lang, daß er (unser Herrgott) dem Verstorbenen doch noch in den letzten Stunden seines Lebens Erleuchtung gesandt, und dieser nach dem Gnadenmittel der heiligen evangelischen Kirche verlangt habe. Ihm (dem Verstorbenen) sei dieses Gnadenmittel noch gespendet worden und er (der Herr Pfarrer) freue sich darüber, daß gerade er dazu durch Gottes Güte auserlesen

gewesen sei, einen beinahe schon Verlorengewesenen zu retten und dem Himmel wieder geben zu können.

Innig und heiß dankte er schließlich Gott wieder in weitern fünf Minuten Zeit für solche unendliche Gnade!

Leicht ist zu denken, daß uns diese Rede nicht sehr angesprochen, zumal es dabei nicht an Seitenhieben auf die Begleitung und an überflüssigen Ermahnungen für uns gefehlt hat.

Wir kritisirten diese famose Rede gleich auf dem Heimwege vom Kirchhofe, bedauerten, daß das Gesetz verbietet, den Geistlichen öffentlich zu widerlegen, — bestimmen jedoch heute Abend selbst eine ganz andere Leichenpredigt im „schwarzen Museum" zu halten.

Unter entsprechender Ceremonie kam es bei der abendlichen Leichenfeier dann zu einer Standrede für den Verstorbenen. Man hatte mich zum Sprecher gewählt. Ich nahm den Standpunct in meiner Rede so, als stände ich vor einer Landgemeinde und sagte wörtlich:

Theure Mittrauernde!

Wir stehen thränenfeuchten Auges am Rande eines offenen Grabes, das nun bald die irdischen

Ueberreste des Mannes verschließen wird, der uns so theuer war, denn wir Männer haben ihm eine jährliche Steuer von 5—7 fl. zahlen müssen; eines Mannes, der uns wöchentlich unter sein scharfes Messer nahm, uns damit um den Bart ging oder unter der Nase hin und her fuhr.

Rauh haben wir oft vor ihm gesessen, rauh und bärtig, er hat uns aber glatt gemacht und uns das Ansehn von Jünglingen wieder gegeben. Er umkreiste uns wie ein wachsamer Freund, verblieb stets demüthig, denn er ließ uns sitzen, währenddem er in einer ehrerbietigen Stellung vor uns verharrte.

Er gab uns also ein Vorbild von Freundschaft und Demuth zugleich.

Und welchen lieblichen Schaum verstand er nicht zu schlagen?

Dieser Schaum war so weiß wie frisch gefallener Schnee und wie aus Sahne und Eier bereitet — ein Bild der reinsten Unschuld!

Wenn seine Pinsel die Grundfläche unseres Antlitzes sanft überflog, so war es uns doch in solchen Augenblicken, als sollten wir zu angenehmer Ruhe angeregt und eingekitzelt werden.

Selbst wenn er vor uns erschien mit blanker Klinge, sie vor unsern Augen schärfte, auf uns damit

losging — dennoch brauchten wir nicht zu zittern. Er wollte uns dann nur den Beweis davon liefern, daß allzuscharf schartig macht.

Trotzdem und alledem, daß der Verblichene uns durch sein Thun zuweilen Thränen in das Auge getrieben, unser Blut in Wallung und Fluß gebracht, wir konnten ihm nicht zürnen, er bezweckte ja doch nur unser Bestes, unsere Reinigung!

Doch solcher Momente im Leben und Treiben des edlen Verstorbenen, worinnen er zu scharf gegen uns vorgegangen, so daß wir zum Verlust von Thränen und Blut kommen mußten, gab es gottlob wenige, denn in der Regel konnten wir uns über seine Schärfe nicht beklagen.

Mit Recht durfte man ihn einen großen Raseur nennen, er hat lange und viel rasirt in dieser Welt, da kam dann endlich zu ihm ein noch größerer Raseur, Tod genannt, welcher unsern Freund mit der Allerwelts-Klinge wegrasirte aus der Welt!

Schien der Enschlafene gegen uns auch unerbittlich zu sein, wenn er uns unters Messer nahm, wir auszuharren hatten während seiner Arbeit, wir müssen ihn dennoch loben, denn er hat redlich abgeschabt und abgekratzt den Schmutz des täglichen Daseins und unser Angesicht engelrein gemacht. Nach all dem Ge-

sagten hat uns also der theure Verstorbene in vielen Dingen christliche Lehre, christliches Beispiel hinterlassen und ihm schulden wir daher Dank!

Doch noch mehr!

Wie hätte ich Euch z. B., theure Mitbetrübte, im heiligen Tempel Sonntags vor mir erscheinen sehen müssen, wäre er nicht gewesen; ich hätte schier glauben können vor einer Gemeinde des alten Bundes zu stehen und hätte zu Euch dann nur reden dürfen über Moses und die Propheten! War er es doch, der Euch Christen ähnlich machte, wenn Ihr wie die Juden in Euern langen Bärten aussahet, war er es doch, der Euch das engelreine Ansehn wieder verschaffte zum Tempelgange, wenn Euch das Angesicht durch die Sünden der Woche schmutzig geworden!

O, könnte ich das an Euch innerlich vollbringen, was dieser Mann äußerlich an Euch zu bewirken im Stande war, dann würde ich mich glücklich preisen vor dem Herrn!

Aber da stehe ich vergeblich auf der heiligen Kanzel und rede Euch vor von den Schmutzflecken, die sich auf Eurer Seele angesammelt haben, da rufe ich Euch vergeblich zu: Reinigt Euer Herz, säubert es, macht es fleckenlos, ich gehe sogar scharf vor, —

aber es gelingt mir nicht Euch innerlich so engelrein zu machen, wie es dem Verstorbenen gelang Euch wenigstens äußerlich ein solches Ansehn zu geben.

Darum gelobt es Euch an dieser offenen Gruft, dahin zu trachten, daß die Reinigung Eures innern Menschen fortan Eure Hauptsorge sei und bleibe, denn was hilft Euch ein engelglattes, saubres Gesicht, wenn das Herz in bösen Sündenfalten liegt und mit Schmutz überdeckt ist! Nochmals und zum Schluß richte ich an Euch die erste Mahnung: Säubert vor allem den innern Menschen, von heute an bis zu der Stunde, wo Euer Herz zu schlagen aufhört. Dann werdet Ihr einst auch eintreten können unter die Schaar der Auserwählten als reine, glatt rasirte Engel und Ihr werdet nicht verstoßen sein als schwarze, bärtige Teufel in die Hölle!

Das walte Gott! Amen!

Kapitel VI. a.

Wie zwei Freunde ihre Liebesgeschichte erzählen müssen, die zu Wasser geworden.

Wir waren einmal unserer Sieben beisammen; wir Sieben bildeten für jeden unter uns sozusagen den Extract seiner Bekanntschaft; wir saßen in der Weinhandlung von Ott in München seit etwa 3 Stunden, im Januar des Jahres 38, hatten gegessen, auch getrunken, sogar etwas scharf getrunken, so daß bei uns jener Zustand eintrat, den man richtig „angeheitert“ benennt. Die Uhr des alten Thurms der Frauenkirche brummte Eilf Uhr über die Stadt hinaus, wir hatten es zufällig gehört und Paulus, so nannten wir den einen, mahnte zum Aufbruch. Ei, was, fielen sofort Einige ein, wir sind in fröhlicher Stimmung, noch nicht aufbrechen, hier bleiben, wollen Lieder singen, oder uns etwas erzählen; schreibe Du,

Paulus, nur an Deine Korinther, Du könntest noch nicht kommen. Ein allgemeines Gelächter erschallte über den matten Witz, wie das ja stets geschieht, wenn Laune und Lust zur Belachung von Witzen bereits vorhanden ist, denn dann machen selbst die schwächsten Witze furore. Die Ott'sche Weinhandlung lag jener Zeit an der Promenade, und es war eigentlich das einzige Weingeschäft, welches Gäste setzte und wo der Gast um solide Preise ein gutes, reines Glas Wein trinken konnte, und das Essen bei Ott zeichnete sich durch besondere Güte ebenfalls aus. Kein Wunder also, wenn Ott stets Gäste bei sich sah, er vorwärts kam, ja reich wurde. Bei Ott ist das noch hervorzuheben, daß er der erste Protestant war, welcher durch Fürsprache des alten Königs Ludewig sich als Weinwirth in München etabliren und ein Eigenthum erwerben konnte (es wird dieses Anfangs der 20 Jahre gewesen sein, vielleicht auch schon einige Jahre früher). Mit diesem Entsetzlichen, daß ein Protestant ein Haus als Eigenthum erwarb, hat also Ott den Anfang gemacht, ihm sind dann Viele gefolgt, und Mitte der 30 Jahre war Grundeigenthum in den Händen von Protestanten keine Seltenheit mehr, denn die ursprünglich sehr kleine evangelische Gemeinde, zählte schon über 800 Seelen und hatte einige Jahre früher sich auch schon

eine eigene Kirche mit bescheidenen Glockenthurm erbaut.

Also „hier bleiben“ hieß das Losungswort und „Hierbleiben“ wurde dann auch beschlossen. Der gute Fröhlich stimmte sofort das Lied an: „Wir sitzen so fröhlich beisammen“, ein Anderer intonirte dazwischen „Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt ich auf mein Grab;“ erst der Dritte drang durch mit dem bayerischen Vaterlandsliede: „Helden laßt die Waffen ruhen, nehmet den Pokal zur Hand“ und dieses Lied wurde allgemein angestimmt und bis zum Schlusse herunter gesungen. Dann folgten noch einige patriotische und Freiheitslieder, man vergaß auch das Trinken dazwischen nicht, und so ging es abwärts mit der jeweiligen Stimmung bis zu den sentimentalsten Liebesliedern, bis zu dem Liede: „Du, du liegst mir im Herzen 2c.“ „Ja,“ unterbrach diesen Gesang der lange Mayer mit dem a, „uns liegt allen viel im Herzen, viel im Sinne; sind wir doch alle gesunde Kerle, alle in den Jahren, worin man schon weiß, was Liebe ist, wie sie spricht, was sie bedeutet, warum wir so traurig sind, es wäre wahrhaftig ein würdiger Schluß unserer heutigen Session, wenn Jeder von uns, Einer nach dem Andern, seine Liebes- resp. Leidensgeschichte zum Besten geben würde, man

könnte Lehren daraus ziehen, die dem einen oder dem andern wahrscheinlich nach kürzerer oder längerer Frist von Nutzen sein müßten. „Ei was," meinte Peter der Kleine, „wir nannten ihn so, weil er Peter hieß und klein vom Körper war, „das noch mit anzuhören wäre zu viel verlangt, es sei schon Mitternacht vorüber und Zeit nach Hause zu gehen."

„Doch, doch!" riefen etwa drei, „Geschichten erzählen, Liebesgeschichten, sie sollen den Abend beschließen, darauf schlafen wir gut, und träumen süß von der Zukünftigen."

„In puncto einer Zukünftigen" sprach Salomon, unser Weise dazwischen, „denke ich wie Hans." —

„Welcher Hans? Vielleicht ein Narr von Hans!" meinte Fröhlich.

„Meinetwegen selbst ein Hans Narr — er dachte aber excellent."

„Wie dachte er denn?"

„Er dachte und sagte es auch laut:

Hans will keine Gans,
will keine Dumme;
er will eine Kluge haben
mit einer Summe."

„Gar kein übler Gedanke, der Sinn ist gut" schloß Fröhlich.

„Kinder," sagte ich, „wollte jeder von uns Sieben seine Liebesgeschichten, oder nur jeder eine erzählen, so dürfte der Rest der Nacht dazu nicht ausreichen; ich mache aber einen vermittelnden Vorschlag, wir loosen darum, und zwei von uns, denen dann das Loos trifft, die müssen ihre Liebesgeschichte zum Besten geben." „Einverstanden? Ja, ja!" schrieen alle bis auf Karlo, welcher sich weigerte, mit zu loosen, weil seine Liebesgeschichte gar zu traurig, zu entmuthigend sei — doch er wurde überstimmt, konnte sich nicht ausschließen und richtig grade ihn traf mit das Loos zum Erzählen. Er und Ludewig mußten erzählen. Wer sollte aber anfangen? Der Streit hierüber dauerte nicht lange, Ludewig hatte zu beginnen und er begann also:

„Als ich noch in H. war, da tanzte ich öfters in den von mir besuchten Tanzstunden mit einer Nachbarin, einer reichen Kaufmannstochter; sie tanzte aber auch mit mir, so oft ihr nur der Cotillon die Gelegenheit dazu gab. Wir wurden sehr bekannt mit einander, und sahen und sprachen uns fast täglich in jenem Winter, von welchem ich rede. Ja, das Fräulein H. wurde mir nach und nach sogar sehr gewogen und ich ihr auch. Schön war sie gerade nicht, aber herzlich-innig und liebenswürdig im Um-

gange. Eines Abends, ich vergesse es nie, setzt sie sich in der Tanzstunde zu mir, betrübt, tief betrübt und verstimmt, ihr standen die Thränen in den Augen, ihr, der sonst so Heitern und sie erklärte mir: „Heute wolle sie nicht tanzen! sie wäre indeß doch gekommen, weil sie gewußt, ich würde gegenwärtig sein, denn mir hätte sie eine Mittheilung zu machen, die ihr das Herz gebiete, nicht länger gegen mich zurückzuhalten.“ Ludewig hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann fort: „Ihr könnt errathen, wie mir bei dieser Einleitung zu Muthe ward; ich konnte nichts, nichts sagen. Fräulein H., indem sie meine Hand ergriff, sagte nun wörtlich: „Lieber Herr G. . ., denken Sie sich, ich soll den Kaufmann . . . . . heirathen, was sagen Sie dazu? soll ich's thun?“ Meine Hand zitterte in der des Mädchens fieberhaft bei dieser Frage, ich blieb indeß eine Weile stumm; dann antwortete ich mit bewegter Stimme: „Fräulein H. — Sie müssen Ihr Herz befragen.“ „Ich habe es befragt,“ erwiderte sie, „es sagt: Nein! Was thue ich nur?“ sagte sie schluchzend und dicht an mich rückend, „ich weiß mir gar nicht zu helfen.“ Ich blieb wieder stumm —

„Und das war dumm“ schaltete Peter der Kleine ein —.

„Nicht unterbrechen!“ platzten Einige heraus. „Weiter, weiter, die Sache wird interessant.“ L. fuhr nun fort: „Kaum saßen wir aber noch eine kleine Weile mit verschlungener Hand, so erschien der dem Fräulein bestimmte zukünftige Gemahl mit einem Commis des H. Comptoirs, näherte sich uns, unsere Unterredung wurde gestört, und sie begann mit dem ihr Bestimmten zu tanzen. Ich blieb an diesem Abende nun getrennt von ihr, und wenige Tage nachher las ich in dem Anzeigeblatte die Verlobung zwischen Fräulein H. und Herrn T. — „Du hast in dieser Sache nicht den richtigen Höhepunct erkannt, denn des Mädchens Vater — so meinte K. — hätte Dir seine Einwilligung zur Heirath mit seiner Tochter wohl gegeben, wenn Du wie Saul dazwischen gefahren wärest.“

„Nimmermehr,“ entgegnete entschieden L., „das muß ich besser wissen; es war ihr Vater nicht allein ein geldgieriger, sondern auch ein stolzer Mann, stolz auf Geld und auf seinen Stand als Grossist; ich konnte ihm aber nichts bieten, weder Geld noch Familie und damit ihr nun Alles wißt, ich konnte ihm nicht einmal meinen Vater nennen!“

„Was,“ schrien einige entsetzt auf, „warum nicht?“

„Weil ich“ fügte L. mit gesenktem Kopfe hinzu,

„ein sogenanntes Fallkind bin, mein Vater ein Franzose, meine Mutter beim Durchmarsche der Franzosen durch W. anno 6 ein allein stehendes junges Mädchen war, welche in Folge des vertrauten Umgangs mit einem Franzosen, oder durch dessen Verführungskünste mich zur Welt bringen mußte. Den Namen meines Erzeugers habe ich nie gekannt, da in Folge meiner Geburt meine Mutter gestorben ist, und sie den Namen meines Vaters gegen Niemand genannt hat, vielleicht solchen gar nicht wußte. Daher trage ich auch den etwas sonderbar klingenden Namen. Traurig aber wahr, ich heirathe nie!"

„Das macht mich ganz schauerlich" sagte Paulus, ich gehe; und er ging.

Eine entsetzlich lange Pause entstand, mehre standen auf und wollten ebenfalls fort, aber vier von uns wollten durchaus noch Karlo's Geschichte vernehmen und ihre Forderung ging durch und Karlo erzählte nun Folgendes:

„Beinahe fängt meine Liebesgeschichte ebenso an wie die bereits gehörte, aber sie endete für mich doch noch niederschlagender, denn Ludewig stand noch nicht mit seiner Geliebten auf dem Puncte, wo bereits gegenseitige Schwüre die Liebe besiegelten, war mit seiner Liebe noch nicht aus dem ersten Stadium der

verschämten Liebe heraus, als sie ein Ende nahm, das vergißt sich leichter — aber ich — ich — ich habe eine Liebesperiode mit all' ihren Süßigkeiten durchkosten müssen — und erst dann trat die entsetzlichste aller Täuschungen ein! Ludewig hat am Ende seiner Geschichte erklärt: er heirathe nie; ich thue es hier beim Beginne meiner Erzählung in der feierlichsten Weise, indem ich Euch versichere: ich heirathe nie, nie!"

„Laßt uns dazwischen erst einmal trinken und anstoßen mit den Restern," unterbrach ihn Fröhlich, „sonst möchte uns am Ende noch gar der Wein sauer werden; — vor lauter Spannung wird man durstig, — also angestoßen!"

Kling, klang gings und sämmtliche Reste waren verschwunden!

„Karlo, lieber Karlo!" sprach hiernach Artus, endige Deine Geschichte nicht all zu traurig, Du siehst ja, wir sitzen hier alle schon und weinen, d. h. in meiner Sprache, wir trinken Wein, dadrum — Kellner! Kellner! — der Kerl schläft schon — —"

„Was schaffen's?" — „noch eine letzte Thräne, aber von der besten Sorte."

„Bis zu Thränen werde ich Euch durch meine Geschichte nicht rühren," begann nach der Unter-

brechung Karlo wieder, aber vielleicht werden sich einige von Euch darüber entsetzen und mich schließlich bedauern.

Meine Geliebte war die einzige Tochter einer nicht ganz unbemittelten Wittwe. Ein heiteres Temperament zeichnete sie aus vor vielen Mädchen, dabei hatte sie eine Unterhaltungsgabe, die nicht zu beschreiben ist, war ungemein regen Geistes und besaß eine Innigkeit des Gemüthes, die einen bezaubern konnte.

„Donner und Doria!“ schnarrte mit seinem scharfen r Accent, der Berliner dazwischen, „wie sah sie denn aus, war sie schön, schwarz, blond?“

„Auch das sollt Ihr jetzt mit vernehmen — kurz ausgedrückt — sie war schön wie ein Engel. Sie hatte sanft gelocktes schwarzes Haar, schwarze Augen mit viel Feuer darin.“

„Aha!“ unterbrach lebhaft Mayer, „da hat es sicher von Deiner Seite geheißen:

— Deiner Augen schwarze Kohlen,
— — Haben mir das Herz gestohlen.“

„Nicht mehr unterbrechen“ riefen einige von uns.

„Wir sind doch nicht in der Kirche, wo man nur das leidige Zuhören hat,“ erwiderte Mayer, „na dann weiter im Texte.“

Karlo wiederholte: „sie hatte schwarze Augen mit viel Feuer darin — und fuhr fort — eine griechische Nase, rothe Wangen, weiße Haut und einen Körper wie aus vollem Marmor gemeißelt — ein Bild der Schönheit, eine Musterbüste!“

„Wie bist Du denn nur zu der gekommen?“ — frug Fröhlich schalkhaft.

„Nur auf dem gewöhnlichen Wege. . “

„Also nicht“ auf „dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege.“

„Fröhlich, unterbrich doch nicht mehr“ — sagten einige mißbilligend. „Karlo fahre fort!“

„Wenn ich sage auf dem gewöhnlichen Wege, so meine ich damit die Gelegenheit, welche das Tanzen bietet, mithin begann unsere Bekanntschaft in ähnlicher Weise wie bei Ludewig, was ich zu Anfang gleich erwähnte.

Hört weiter:

Es sind jetzt 5 Jahre her, da lernte ich auf dem Balle im „goldenen Hirsche“ meine Charlotte kennen. Ich tanzte an dem Abend unserer ersten Begegnung mehre Male mit ihr, und ich schien ihr zu gefallen. Sie war etwa 18, ich 24 Jahr alt,

wir paßten also zusammen. Auf diesem Balle erfuhr ich von ihr, daß sie noch ein Ballkränzchen im Winter besuche — wozu ich, wenn ich mich darum bemühe, ebenfalls Zutritt haben könnte. Natürlich bemühte ich mich darum, trat mit ein und sie wurde nun meine bevorzugte Tänzerin. Ich hatte bald Zutritt zu ihrer Mutter, diese nahm mich freundlich auf und es stiegen in mir die ernstesten Entschlüsse auf. Sie sollte ganz die Meine werden, ich wollte sie heirathen. Dieses blieb mein fester und heiliger Vorsatz! Zu diesem Mädchen fühlte ich mich magisch hingezogen; als ich ungefähr ein Jahr diese Bekanntschaft in der platonischsten und sentimentalsten Weise fortgesetzt hatte — da konnte ich gar nicht anders — ich mußte sie täglich sehn — täglich sprechen — und weil dieses Angesichts ihrer Mutter, die ihr einen Verwandten zum Geliebten aufdringen wollte, doch einstweilen nicht gut ging, ich auch als Verlobter zu jener Zeit, meiner Verhältnisse wegen, noch nicht auftreten konnte — so gaben wir uns Abends öfters Rendez-vous, wobei es herzinniglich, schmerzinniglich und minniglich zuging. Ich schwamm in lauter Seligkeiten, denn ich durfte mir sagen, sie sei mir gewiß, dieser reine Engel an Leib und Seele!

Da erschien der zweite Winter unserer Bekannt-

schaft, und auf den Ballkränzchen war ich nun ihr bevorzugter Tänzer, obgleich sie noch mehre Anbeter hatte, was ich indeß, als einem so schönen Kinde wohl gebührend, ganz in Ordnung, wenigstens entschuldbar fand, zumal unsere gegenseitige Liebe bis jetzt noch unser süßes Geheimniß geblieben war.

Des Abends, nach Schluß der Kränzchen, begleitete ich sie regelmäßig zu Hause, es schlossen sich dieser Begleitung dann auch wohl noch andere Herren an, worüber ich fast eifersüchtig wurde, vorzüglich, wenn diese Mitbegleiter ihr Galanterie beweisen wollten, wozu ich nur das Recht zu haben vermeinte.

Es war an einem 18. Februar, ich weiß es wie heute, da begleitete ich sie vom Kränzchen wieder nach Hause, dieses Mal ich ganz allein — o wie glücklich pries ich diesen Umstand! — Es wurde unterwegs gescherzt und wo es im Schatten der Häuser angebracht erschien, auch gekost und wir erreichten unter Liebesscherz und Liebesluft ihre Wohnung.

Wir waren beide sehr aufgeregt.

Endlich mußte Abschied genommen werden — ich umarmte sie — sie griff in ihr Näh-Etuis, holte den Hausschlüssel heraus, gab ihn mir und lispelte:

„Meine Mutter ist diese Nacht nicht zu Hause — Du kannst bei mir bleiben —“

Große Erregung, Bewegung entstand unter uns Zuhörern, jeder rückte auf seinem Stuhle hin und her und wir spitzten die Ohren — alle Blicke richteten sich schärfer auf Ludwig. — Niemand äußerte indeß ein Wort. — Stumme Erwartung!

„Wenn ein Ochse mit dem Beile einen mächtigen Schlag vor den Kopf bekommt, der ihn umstürzend macht, so und nicht anders wurde mir sofort zu Muthe. — Den mir dargereichten Hausschlüssel ließ ich in den Schnee fallen, rannte fort wie von der Tarantel gestochen, war so verwirrt, daß ich kaum mein Haus wieder erkennen konnte — ich fand's — kroch auf allen Vieren, denn auf zwei Beinen vermochte ich nicht mehr zu stehen — sie zitterten zu heftig — in mein 2 Treppen hoch belegenes Zimmer, hier warf ich mich unausgekleidet und brüllend wie ein Löwe ob der Enttäuschung aufs Bett — welches ich erst nach 8 Wochen wieder verlassen konnte. — Ein hitziges Fieber hatte mich erfaßt — ja — ich war — verrückt geworden und ich habe 2 Jahre bis zum Vergessen und zu meiner völligen Herstellung gebraucht. Dann verdammte ich aber das ganze

weibliche Geſchlecht und ſuche meine Rache daran durch das Nichtheirathen auszuüben.“

„Schrecklich, ſchrecklich!“ bemerkten wir unter einander. Selbſt Fröhlich, der nicht leicht aus ſeiner Faſſung zu bringen war, meinte: „Nun aber kein Wort mehr von der Liebe, gute Nacht!“

Wir verſchwanden aus der Ott'ſchen Weinhandlung, weinſelig und trübſelig.

Kapitel VI. b.

Eine Heirath gegen alle Erwartung, aber doch Liebe mit Erfolg.

Julius war Commis worden; es war nicht ohne einen kleinen feierlichen Act vorüber gegangen. Fünf Jahre, fünf lange Jahre, jenem Alter eine kleine Ewigkeit, hatte er den Lehrling gespielt, und von nun an begann sein Leben in einer andern Tonart. Der Principal, Herr Buchhändler Lange, beorderte an dem Tage, an welchem die fünf Jahre für Julius abgelaufen, ihn früh Morgens ins Comptoir vor's grüne Pult, hinter welchem Herr Lange heute mit besonders feierlicher Miene Platz genommen. Herr Lange hob, als Julius, den bevorstehenden Act ahnend, sich ihm näherte, seine Brille in die Höhe und setzte sie dann etwas weiter nach vorn auf den Nasenbügel. Er pflegte das stets so zu machen, wenn er mit Autoren, hohen Personen oder mit sonst Je-

mand verkehrte, denen er durch und neben der Brille her scharfe Blicke entgegen werfen wollte.

„Julius!“ so begann Herr Lange, „heute sind es gerade fünf Jahre, als Sie in mein Geschäft als Lehrling eintraten. Ihre Lehrzeit ist nun aus, ich erkläre Sie hiermit zum Gehilfen. Herr Grün!“ (Julius hieß nämlich Julius Grün, und er erhielt zuerst die dem Gehilfen würdige Anrede) — hier stand Herr Lange auf und ließ sich von Julius die Hand reichen, die er heftig schüttelte — „Herr Grün!“ sagte er in sichtlicher Rührung, „wir haben fünf traurige Geschäftsjahre mit einander verlebt! Gott schenke unserm Geschäfte und Ihrer Zukunft mehr Glück. Herr Grün! ich bin mit Ihrer ganzen Aufführung und Ihrem Fleiße sehr zufrieden gewesen, und ich bekenne es hier laut vor meinem ganzen Personale,“ — er machte eine kreisförmige Bewegung mit der Hand, wodurch er auf die drei noch im Comptoire beschäftigten Gehilfen hinwies, — „daß es mir eine hohe Freude in meinen alten Tagen gewährt, Sie noch in unsern Handel eingeweiht zu haben. Sie werden auch gewiß ein treuer Nachfolger meiner Grundsätze sein, und mir überhaupt auf Ihrer Lebensbahn Ehre machen. Ich heiße Sie, Herr Grün, als meinen Gehilfen herzlich willkommen und hoffe, wir

werden noch einige Zeit zusammen arbeiten.“ Hier ließ Herr Lange Julius, Hand los, machte eine Art Verbeugung, ein Zeichen vom Ende der Cermonie, und setzte sich wieder.

Julius glühte hochroth auf, sein Herz pochte heftig. Wohl hatte er sich schon einige Tage zuvor auf eine stattliche Erwiderungsrede vorbereitet, denn er wußte, der alte Lange hielt jedesmal einen Sermon; aber alle die eingelernten Worte des Dankes u. s. w., er konnte sie doch jetzt nicht finden, und sagte also einfach und stotternd: „Herr Lange, ich danke Ihnen; — ich — ich hoffe es auch.“

Julius schob wieder auf's Lager und in die Packstube. Kaum war er dort, so erschien Herr Lange und rief, Angesichts der Markthelfer und des Lehrlings: „Herr Grün! besorgen Sie mir doch das und das!“ — dann sich an die Markthelfer und den Lehrling wendend: „Von heute an dürft ihr Julius nicht mehr Julius, sondern mit Herrn Grün anreden.“

Julius verneigte sich, sein Angesicht wurde noch einmal roth, und er machte sich schnell fort in den Hof um frische Luft einzuathmen.

Herr Lange, war ein tüchtiger Menschenkenner; mit diesem Herr bewirkte er, daß fortan

der neue Commis bescheidener wurde, als Lehrlinge in der letzten Zeit der Lehre zu sein pflegen; er erreichte durch die Art der Einführung dieses „Herr" bei dem untern Personale, daß der neue Gehilfe sich seiner ganzen Würde bewußt wurde, und er daher nicht so vertraulich und familiär mit den Markthelfern blieb, sich also weniger nach Zerstreuung umsah, ergo desto mehr arbeiten konnte. Eine feine Berechnung! und selten täuschte Herr Lange sich damit.

„Ich hoffe, wir werden noch einige Zeit zusammen arbeiten," waren die Worte, welche Herr Lange bei der Einführungs-Ceremonie des Commis zu unserm Julius mit eingeflochten hatte. Diese Worte auf einige Zeit angewandt, gingen rasch in Erfüllung. Herr Lange segnete bald nachher das Zeitliche, in einem Alter von 66 Jahren, und hinterließ ein blühendes Geschäft, eine rüstige Wittwe von 40, und eine liebliche Tochter von 20 Jahren.

Julius Grün war etwas später in die Lehre getreten, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, nämlich mit dem 16. Jahre, und als Herr Lange zur ewigen Ruhe gebracht wurde zählte er 21 Jahre. Grün's Vater, ein Landprediger, hatte seinen Sohn für den Buchhändlerstand tüchtig vorgebildet; ihm auch in Lange's Hause eine Art kindliche Behandlung ausbedungen.

Fräulein Minna Lange wurde bei Grün's Eintritt in Lange's Haus anfänglich dessen Gespielin, bis zur Periode, wo Minna Lange sich zur vollen Jungfrau entfaltete, wo dann die Mamma Lange, welche auch Minna hieß, ihrer Tochter den nähern Umgang mit Julius untersagte und ihr daran hinderlich wurde. Julius hatte kein Arg über solche Veränderung; in seinem Herzen war die Liebe zu jener Zeit noch nicht aufgeglüht, viel weniger aufgeblüht, und da in den letztern Jahren bei Lebzeiten Lange's das ganze Personal außer dem Hause gespeist wurde, so sah Julius Madame Minna und Fräulein Minna Lange oft Monate lang gar nicht. Der Tod des Herrn Lange brachte in dieser Beziehung eine Aenderung hervor. Die zwei Damen wollten nämlich nicht allein speisen, und so erwählten sie Julius zum Tischgenossen.

Julius war gut, so zu sagen dörflich gutmüthig, geschickt in vielen Arbeiten, ungeschickt indeß bei Intriguen der großen Welt. Das Gefühl für's andere Geschlecht schien noch gar nicht bei ihm erwacht, und ehe es erwacht, ist in der Regel der junge Mann ungelenk und unbeholfen. Das Gefühl der Liebe fehlt allerdings wohl selten gänzlich bei einem 21 jährigen jungen Manne; auch bei Julius nicht, aber

es zeigte sich bei ihm nur erst in ungewissen Umrissen. Jetzt, wo er tête a tête mit zwei Damen regelmäßig zu Tische saß — bekam es richtiges Leben. Das schöne Fräulein Minna war üppig heraufgeblüht zur herrlichen Jungfrau, Frau Lange galt auch noch für sehr hübsch — er saß zwischen beiden gar bald wie zwischen zwei heißen Steinen, und der schlummernde Zunder seines Herzens fing von außen Feuer, und begann zu glühen.

Frau Lange hatte ihren verstorbenen Mann im Alter von 18 Jahren geheirathet, wo er schon 44 zählte; es war eine sogenannte gute Partie gewesen, die sie gemacht; denn Herr Lange besaß längst zuvor sein selbstständiges Geschäft, er hatte indeß vor lauter Geschäftseifer und Rührigkeit früher gar nicht ans Heirathen gedacht. Auf Zureden seiner Freunde ging er die Partie ein, und lebte auch in dem Grade glücklicher, als man bei einer solchen Ehe erwarten kann.

Der Unterschied zwischen 44 und 18 Jahren ist aber doch etwas groß, und man kann wohl denken, daß Herr Lange, ein Arbeitsmensch wie er war, seiner Frau, die noch Lebens- und Liebeslust verspürte, wenig Aufmerksamkeiten widmete, ihr zuletzt zu alt geworden und zu spät gestorben ist.

Als ein Jahr nach dem Tode ihres lieben Gatten

verschwunden, da dachte sie daran, die Trauerkleider abzulegen und daß sie schon im 41. Jahre stehe! Sie dachte auch ferner daran, ihrer guten Tochter einen Mann oder Vater zu verschaffen, letzteres am eifrigsten. In ihrem Geschäfte befanden sich 3 Commis: Herr Hippelbein, Herr Grau und Herr Grün, unser Julius. Herr Hippelbein hätte am besten für sie gepaßt, er stand in gesetzten Jahren; allein Madame Hippelbein mochte sie nicht heißen. Herrn Grau verschmähte sie auch, sie wurde bei seinem Namen zu sehr an die grauen Haare erinnert, welche sich schon unter ihren schwarzen einschlichen, denen sie indeß durch eine gute Pomade zu Hilfe zu kommen wußte. Madame Grün schien ihr der schönste Name zu sein; grün ist ja die Hoffnung, und ewig jung und grün die Liebe! — Auf Grün, den hübschen Jüng=ling mit dem schwarzen Haar, hatte sie es abgesehen. Aber da war sie bös berathen! Julius hatte nämlich mit Fräulein Tochter nähere Bekanntschaft gemacht, doch in ganz unschuldiger und schüchterner Weise; denn kühn konnte er durchaus nicht sein; ländlich schüchtern war er geblieben. Wohl hatte er sich gesagt: heirathe die Minna! du erhältst das Geschäft mit; wohl war Minna ihm bei verschiedenen Gele=legenheiten entgegen gekommen, doch hatte es Grün

nicht über sich vermocht, seinem Herzen und Gefühle Luft zu machen. Er hoffte stets auf eine noch günstigere Gelegenheit; und sie kam.

Herr Grün wurde eines Tages zur Madame ins Zimmer gerufen: „Lieber Herr Grün," so sagte Madame Lange, „Sie wissen, mein Mann ist bereits über ein Jahr todt, und ich habe seit dieser Zeit fast wie eine Einsiedlerin gelebt. Ich fühle jetzt das Bedürfniß zu einer Zerstreuung, Erheiterung; auch ists doch nothwendig, daß ich meine Tochter in die Welt einführe, wozu ich den seligen Lange gar nicht bewegen konnte. Er blieb selbst für die unschuldigsten Freuden der Welt in den letzten 10 Jahren wie abgestorben und zeigte nur Leben im Comptoir. Herr Grün, ich habe eine Bitte an Sie; setzen Sie sich." Damit wies sie Herrn Grün eine Stelle neben sich im Sopha an. Grün war ganz Ohr. „Sehen Sie Herr Grün," so fuhr sie freundlich fort, „ich hätte gern, Sie ließen sich im Casino als Mitglied aufnehmen. In 6 Wochen ist der erste Winterball und ich wünschte, daß Sie mich und meine Tochter dahin führten. Natürlich darf es Sie nichts kosten, ich zahle gern Alles;" und dabei überreichte sie unserm Grün 4 blanke Louisd'or, um das Weitere zu veranlassen. — Nach einer kleinen Pause begann sie

wieder: „Sie, lieber Herr Grün, müßten sich aber doch vielleicht auch einen neuen Anzug anschaffen, einen Frack, gute Beinkleider und eine weiße Ballweste; lassen Sie sich dieses auf meine Kosten bei unserm Schneider machen. Ein schöner Anzug gehört immer zum Ball, und wie ich bemerke, so tragen Sie wohl gar noch Ihren schwarzen Confirmationsfrack? Geniren Sie sich nicht und besorgen Sie Alles. Nun noch wenige Worte, Herr Grün. Sie sollten sich doch, — und dabei faßte sie Julius schmeichelnd am Kinn, — Sie sollten sich doch, es ist nicht mein Scherz, ein kleines Schnurrbärtchen wachsen lassen! Das würde Ihnen gut stehen und Ihren Freundinnen gefallen; namentlich vielleicht der einen!“

Grün wurde verlegen und wieder hoch roth; es durchkreuzten Gedanken seinen Kopf, aber unklar und unbeholfen, wie er selbst da saß. Er schwieg, glaubte aber diese Worte bezögen sich auf das geheime Verhältniß zu Fräulein Minna, welches Madame vielleicht errathen hätte. Madame Lange wartete einige Minuten. Sie wähnte einen innern Kampf bei Julius, und stand mit den Worten auf: „Nun Herr Grün, besorgen Sie Alles gut!“ „Mit Vergnügen!“ sagte Julius, dankte für die Liebe und entfernte sich.

Der Tag des Balles war herangerückt. Grün hatte Alles arangirt und stand in seinem Zimmer Toilette machend, oder anders ausgedrückt, er adonisirte sich. Neben ihm lag Alberti's Complimentirbuch. — Wir müssen hier vorausschicken, daß Grün zum erstenmale auf einem Ball der vornehmern Welt erschien, er also aus Alberti studiren zu müssen glaubte, welche zierliche Redensarten er gegen Damen vorzugsweise zu wählen habe. Auch suchte Grün sonst noch Etwas in Alberti: nämlich eine Art Liebeserklärung, welche er sich vorgenommen, dem Fräulein Minna in's Tanz-Album zu legen. Denn mündlich konnte er ihr nimmer und nimmer sagen, daß er ihr gut sei, sie zärtlich liebe, er war zu schüchtern dazu.

Richtig stand auf einer Seite so ein Ding, das sogar sammt der Anrede für ihn paßte. Er schrieb mit zitternder Hand Folgendes in billetdoux-Form ab:

„Theuerste Minna!

„Meiner Kühnheit Verzeihung, meiner treuen „Liebe Gegenliebe, und Sie machen mich glücklich für „alle Zeit! Entschuldigen Sie, hier schriftlich zu „sagen, was ich mündlich zu gestehen und zu begehren „zu schüchtern bin.

Ihr Julius."

Der Wagen fuhr vor, Grün und die zwei Damen, auch der ältere Commis, Herr Hippelbein, bestiegen ihn, und bald befand man sich im Balllocale. Der Leser mag sich nun denken was er will, und wie die Sache noch kommen werde, oder wie Grün sich benommen, und wie er ausgesehen — so viel stehet fest: er hatte den Anordnungen der Madame Lange gut Folge geleistet, hatte sich schön kleiden und frisiren lassen, sogar das von Madame gewünschte Schnauzbärtchen fehlte nicht; er war so ein adonisirter Buchhändler-Commis, und seine äußere Erscheinung hätte auf die innere Schüchternheit nimmermehr schließen lassen.

Madame Lange äußerte sich auch sehr zufrieden über die bewiesene Folgsamkeit unsers Grün; sie triumphirte innerlich. Mit Madame wurde die Polonaise getanzt und auch der erste Walzer; dann ging Julius zur Fräulein Tochter über und wußte in ihr Tanz-Album das verhängnißvolle Billetchen einzuschieben; „da wird sie's finden!" dachte er.

Auf dem Balle hatten sich des schüchternen Herrn Grün einige Freunde angenommen, mehre Damen wurden von diesen ihm vorgestellt, wovon er einige zu Tänzen engagirte, doch blieben seine Haupttänzerinnen Fräulein Minna und Madame Minna Lange.

Frau Lange machte Herrn Grün während des Cotillons einen leisen Vorwurf darüber, daß er überhaupt fremde Damen engagirt habe, dadurch könnten die ihm befreundeten Damen leicht in die Lage kommen irgend einen Tanz überspringen zu müssen. Grün schlug die Augen nieder und fand kein Wort der Entschuldigung. Nach dem Cotillon kam ein „Rheinländer" an die Reihe, den Grün zu tanzen nicht verstand; dann folgte ein Galopp und zu diesem war von ihm seinem Tanz-Album nach Fräulein Minna auserwählt worden. Er eilte daher auf Mutter und Tochter, die neben einander Platz hatten, zu, machte die übliche Verbeugung und Madame Lange erhob sich und ergriff Herrn Grün's Arm zur Geleitung zum Tanze. Grün wollte schon von einem kleinen Irrthum zu sprechen anfangen, aber es war zu spät, die Musik brauste bereits durch den Saal und fort ging es im sausenden Galopp mit Madame Lange. „Fatal," sagte sich Grün, „ich dächte doch, ich hätte mit der Tochter die Pflicht zu tanzen behabt, nun kömmt die Mutter;" er sah sich nach seiner ihm theuren Minna um — sie galoppirte mit Herrn Hippelbein lustig vorüber — „so muß ich mich wohl geirrt haben" meinte Grün jetzt, die Sache blieb ihm merkwürdig und unerklärlich.

Madame Lange saß am andern Tage gedankenvoll in ihrem Zimmer auf dem Sopha, und blätterte gedankenlos in ihrem Tanz-Album; sie hatte ja auch mit anderen Herren getanzt, die ihr nicht mißfallen, und wollte ihrer Erinnerung an den gestrigen Abend etwas zur Hülfe kommen. Siehe da! es fällt ein Billet heraus, und sie liest und liest:

„Theuerste Minna! ꝛc.

Sie glaubte ihre Hoffnungen erstrebt, und das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben. Ihr Entschluß, wie bei Wittwen meist, war rasch gefaßt, sie ließ nach einer ihr zur gänzlichen Fassung noch nöthigen Pause Grün rufen.

Pochenden, erwartenden Herzens schritt Julius die Treppe hinauf, und je höher er stieg, desto langsamer ging er, desto schwerer wurde ihm jeder Schritt; war's ihm doch, als hätten an seiner Ferse Bleigewichte oder Remittenda-Paquete gehangen! Das entscheidende „Ja!“ sollte er sich sicher holen, denn Fräulein Minna sei gestern gegen ihn sehr liebenswürdig gewesen, habe ihm sogar einen sanften Händedruck erwidert, auch Madame Lange habe ihn belobt und ihn stets sehr freundlich angeblickt. Er erwartete also nur das Beste, doch zitterte er trotzdem heftig! Er trat ein, Madame Lange ihm entgegen, seine

beiden Hände erfassend. „Lieber Freund! nach Ihren schriftlichen Zeilen, Ihren freimüthigen Aeußerungen," — hob sie an, — „will ich Sie nicht länger in Zweifel lassen über meine Gefühle. Sie sind ein guter, treuer junger Mann; Ihre Schüchternheit in ernsten Augenblicken ist verzeihlich; der Druck meiner beiden Hände mag Ihnen beweisen, daß ich Ihr Wohl, Ihr Glück will." „In diesen Händen" — so sagte, sich emporraffend, Grün, — „liegt jetzt mein ganzes zeitliches Glück," er drückte, zum Siegel dieser Worte, einen gut gemeinten Kuß darauf. „Sie lieben also Ihre Minna wie ich es von Ihrem guten Herzen nur erwarten konnte?" „Ja, — sagte Julius, — ich liebe sie (Sie) mit ganzer Seele!" „Nun, — indem sie Grün um den Hals fiel, — ihn küßte. „Nun so wollen wir glücklich mit einander leben! Ich bin ganz die Deine, mein theurer Julius!"

Grün wurde wie verwirrt — er konnte sich aus diesem Netz nicht herausfinden. Der Tochter wollte er sein Herz schenken, die Mutter nahm es mit Sturm — er war für einen solchen Fall ganz und gar zu unvorbereitet, vermochte nicht den Irrthum aufzuklären, zu widersprechen — kurzum er heirathete Madame Lange und lebt noch heute glücklich mit ihr. Das ganze Mißgeschick kam daher, weil Mutter und

Tochter ihr Tanz-Album auf einige Augenblicke vertauscht hatten, Grün dadurch zufälliger Weise seine Liebeserklärung in die unrichtigen Hände bringen mußte.

Was ist aber aus Fräulein Minna Lange geworden? Sie heirathete Herrn Hippelbein, und darum heißt die Firma: Grün & Hippelbein.

Herr Grün besuchte früher regelmäßig die Ostermessen, zahlte pünktlich und ist ein geachteter Mann geworden. Scherzend kömmt er zuweilen im Kreise seiner Freunde auf seine Heirath zurück, sagend: er sei glücklich mit seiner Alten, — die ihm noch ein Töchterchen geboren; fügt aber doch hinzu:

„es sei nicht gut, wenn Mutter und Tochter einerlei Taufnamen führe, da man leicht, wie sein Beispiel zeige, statt zur Tochter, zu einer Mutter komme.“

Kapitel VII. a.

Abreise nach dem Rhein. Meine neue Stellung. Geschäftsreisen. Der katholische Pfarrer bei Solingen und ich.

Wie aus dem Kapitel V hervorgeht, so verweilte ich über 3 Jahre im Hause meines letzten Principals und schied von ihm dann in Folge eines kleinen Zerwürfnisses. Vierzehn Tage vor meinem Abschiede aus dem Geschäfte hatte ich noch einen originellen Auftritt mit dem Herrn Chef, welchen zu erzählen ich für Pflicht erachte.

Des Herrn Principals Wunsch war es nämlich, daß ich mit meinem Nachfolger einige Wochen noch im Geschäfte zusammen arbeiten möchte, bevor ich abginge, damit ich denselben mit seinen Obliegenheiten vertraut machen könne, er auch die täglichen Kunden persönlich durch Vorstellung von meiner Seite kennen lerne. Dagegen ließ sich nichts sagen, im Gegen-

theil mußte man diese Absicht, Anordnung als sehr vernünftig und zweckmäßig anerkennen. Im Geschäftshause hatte ich mein Wohnzimmer, es war ein einfenstriges, neben diesem befand sich ein großes dreifenstriges, worin die übrigen 3 Gehilfen logirten. Der Ausgelernte theilte seinen aparten kleinen Schlafraum noch mit dem Ausläufer Anton. Durch das mir gewährte eigene Zimmer erhielt ich eine meiner Bevorzugungen gegen das übrige Personal; denn ich allein war Herr darin. Etwa 14 Tage vor meinem Abgange komme ich Abends zu Hause, begebe mich auf mein Zimmer und erblicke in diesem zu meiner Verwunderung noch ein zweites Bett aufgeschlagen.

„Was soll denn das? Wer hat sich dieses erlaubt?“ so frage ich mich und schnell entschlossen rufe ich sofort die Magd herauf und bitte sie deshalb um Auskunft.

„Ja,“ erwiderte diese, „ich habe es (das Bett) in Ihrem Zimmer vorher aufschlagen müssen, der Herr hat es mir befohlen und sagte: „Ihr Nachfolger würde heute Abend oder doch Morgen kommen und der solle bei Ihnen schlafen.“

„Sofort das Bett wieder fort!“ donnerte ich die Magd an, „ich leide ohne meine Genehmigung keine Schlafcameraden in meiner Behausung, es ist mein

Zimmer und will es allein bewohnen, so lange ich noch hier bin."

„Ich kanns nicht wieder fortschaffen. Sprechen Sie deshalb mit dem Herrn, er ist aber noch nicht zu Hause."

„Sie wollens also nicht fortschaffen?"

„Nein," sagte sie entschieden und verschwand.

Die schnell von ihr zugemachte Stubenthür riß ich wieder auf und schrie ihr nach: „so schaffe ich es selbst fort!"

Gesagt, gethan; ich ging daran das Bett abzuschlagen, stellte die einzelnen Theile desselben auf den Vorsaal und legte die Bettstücken daneben auf die platte Erde. Nach dieser Arbeit begab ich mich zur Ruhe und schlief ganz gut.

Mein Nachfolger kam an diesem Abende nicht. Am andern Morgen, es hatte kaum 7 Uhr geschlagen, so erschien Anton bei mir und machte die Meldung, ich solle beim Herrn erscheinen. „Ich werde sogleich kommen" sagte ich, griff nach dem Hute und stieg die eine Treppe zum Herrn Principal hinunter. Er mußte mich schon haben kommen hören, denn er stand in der geöffneten Stubenthüre und kreischte mir zornig entgegen:

„Wie können Sie sich unterstehen das zweite Bett

aus Ihrem Zimmer zu schaffen, es ist mein Zimmer, ich kann so viel Gehilfen hinein legen wie ich will!"

„Herre!" erwiderte ich etwas heftig, „wie können Sie sich erlauben mein Zimmer mit ungebetenen Gästen mir bevölkern zu wollen, dieses Zimmer haben Sie mir seiner Zeit als mein Zimmer angewiesen und so lange ich es bewohne, habe ich Rechte daran, kann selbst das Hausrecht darin ausüben und Jeden daraus hinaus weisen, der nicht hinein gehört, den ich darin nicht wissen will."

„So o! Hausrechte wollen Sie ausüben, Ihnen gehört doch dieses Haus nicht!"

„Aber das Zimmer ist mein, ich bewohne es, Sie bekommen ja Miethe dafür, berechnen Sie jedenfalls. — Herre!" schloß ich mit gehobener Stimme: „zu Ihrem Gesinde gehöre ich nicht — damit können Sie so verfahren, mit mir nicht! — Ich stehe nicht unter der Gesinde Ordnung, ich bin Ihr Gehilfe, Ihr Mitarbeiter. Wollten Sie meinen Nachfolger bei mir mit einlogiren, so hatten Sie mich deshalb zu fragen, zu bitten!"

Mein Herr Chef stutzte — es entstand eine Pause — er fuhr mit der Hand zweimal übers Gesicht und dann begann er kleinlauter:

„Sie wissen ja, ich habe weiter keinen Platz im

Hause — jetzt machte er eine Verbeugung und sagte ironisch:

„Erlauben Sie dann wohl, daß Ihr Herr Nachfolger Ihr Zimmer auf kurze Zeit mit Ihnen theilt?“

„Recht gern,“ entgegnete ich, ebenfalls unter einer kleinen Verbeugung, „ich wollte nur darum gefragt sein.“

„Nun, so wollen wir uns nicht weiter ärgern.“

Er gab mir die Hand und meinte: „Wollen also gute Freunde bleiben.“

Am Abend vor meiner Abreise wurde das übliche Abschiedsessen in einer feinen Restauration abgehalten, und es ging dabei sehr heiter zu. Gegenseitige Freundschaftsversicherungen machten sich durch zahlreiche Toaste Luft und ich wurde durch allerlei Geschenke erfreut. Erst spät in der Nacht sagten wir uns unter Umhalsung und Händedruck ein Lebewohl und Jeder suchte dann seine Lagerstätte auf.

Ich hatte mir manche Freunde in der nun bald zu verlassenden Stadt erworben und gestehe es gern ein, daß der Abschied mir daher schwer wurde.

Junge Männer, welche der geselligen Tugenden bar sind, oder welche Eigenheiten gern geltend machen, verschrobene Ansichten haben und durchsetzen wollen,

gange. Eines Abends, ich vergesse es nie, setzt sie sich in der Tanzstunde zu mir, betrübt, tief betrübt und verstimmt, ihr standen die Thränen in den Augen, ihr, der sonst so Heitern und sie erklärte mir: „Heute wolle sie nicht tanzen! sie wäre indeß doch gekommen, weil sie gewußt, ich würde gegenwärtig sein, denn mir hätte sie eine Mittheilung zu machen, die ihr das Herz gebiete, nicht länger gegen mich zurückzuhalten.“ Ludewig hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann fort: „Ihr könnt errathen, wie mir bei dieser Einleitung zu Muthe ward; ich konnte nichts, nichts sagen. Fräulein H., indem sie meine Hand ergriff, sagte nun wörtlich: „Lieber Herr G. . ., denken Sie sich, ich soll den Kaufmann . . . . . heirathen, was sagen Sie dazu? soll ich's thun?“ Meine Hand zitterte in der des Mädchens fieberhaft bei dieser Frage, ich blieb indeß eine Weile stumm; dann antwortete ich mit bewegter Stimme: „Fräulein H. — Sie müssen Ihr Herz befragen.“ „Ich habe es befragt,“ erwiderte sie, „es sagt: Nein! Was thue ich nur?“ sagte sie schluchzend und dicht an mich rückend, „ich weiß mir gar nicht zu helfen.“ Ich blieb wieder stumm —

„Und das war dumm“ schaltete Peter der Kleine ein —.

„Nicht unterbrechen!“ platzten Einige heraus. „Weiter, weiter, die Sache wird interessant.“ L. fuhr nun fort: „Kaum saßen wir aber noch eine kleine Weile mit verschlungener Hand, so erschien der dem Fräulein bestimmte zukünftige Gemahl mit einem Commis des H. Comptoirs, näherte sich uns, unsere Unterredung wurde gestört, und sie begann mit dem ihr Bestimmten zu tanzen. Ich blieb an diesem Abende nun getrennt von ihr, und wenige Tage nachher las ich in dem Anzeigeblatte die Verlobung zwischen Fräulein H. und Herrn T. — „Du hast in dieser Sache nicht den richtigen Höhepunct erkannt, denn des Mädchens Vater — so meinte K. — hätte Dir seine Einwilligung zur Heirath mit seiner Tochter wohl gegeben, wenn Du wie Saul dazwischen gefahren wärest.“

„Nimmermehr,“ entgegnete entschieden L., „das muß ich besser wissen; es war ihr Vater nicht allein ein geldgieriger, sondern auch ein stolzer Mann, stolz auf Geld und auf seinen Stand als Grossist; ich konnte ihm aber nichts bieten, weder Geld noch Familie und damit ihr nun Alles wißt, ich konnte ihm nicht einmal meinen Vater nennen!“

„Was,“ schrien einige entsetzt auf, „warum nicht?“

„Weil ich“ fügte L. mit gesenktem Kopfe hinzu,

„ein sogenanntes Fallkind bin, mein Vater ein Franzose, meine Mutter beim Durchmarsche der Franzosen durch W. anno 6 ein allein stehendes junges Mädchen war, welche in Folge des vertrauten Umgangs mit einem Franzosen, oder durch dessen Verführungskünste mich zur Welt bringen mußte. Den Namen meines Erzeugers habe ich nie gekannt, da in Folge meiner Geburt meine Mutter gestorben ist, und sie den Namen meines Vaters gegen Niemand genannt hat, vielleicht solchen gar nicht wußte. Daher trage ich auch den etwas sonderbar klingenden Namen. Traurig aber wahr, ich heirathe nie!"

„Das macht mich ganz schauerlich" sagte Paulus, ich gehe; und er ging.

Eine entsetzlich lange Pause entstand, mehre standen auf und wollten ebenfalls fort, aber vier von uns wollten durchaus noch Karlo's Geschichte vernehmen und ihre Forderung ging durch und Karlo erzählte nun Folgendes:

„Beinahe fängt meine Liebesgeschichte ebenso an wie die bereits gehörte, aber sie endete für mich doch noch niederschlagender, denn Ludewig stand noch nicht mit seiner Geliebten auf dem Puncte, wo bereits gegenseitige Schwüre die Liebe besiegelten, war mit seiner Liebe noch nicht aus dem ersten Stadium der

verschämten Liebe heraus, als sie ein Ende nahm, das vergißt sich leichter — aber ich — ich — ich habe eine Liebesperiode mit all' ihren Süßigkeiten durchkosten müssen — und erst dann trat die entsetzlichste aller Täuschungen ein! Ludewig hat am Ende seiner Geschichte erklärt: er heirathe nie; ich thue es hier beim Beginne meiner Erzählung in der feierlichsten Weise, indem ich Euch versichere: ich heirathe nie, nie!"

„Laßt uns dazwischen erst einmal trinken und anstoßen mit den Restern," unterbrach ihn Fröhlich, „sonst möchte uns am Ende noch gar der Wein sauer werden; — vor lauter Spannung wird man durstig, — also angestoßen!"

Kling, klang gings und sämmtliche Reste waren verschwunden!

„Karlo, lieber Karlo!" sprach hiernach Artus, endige Deine Geschichte nicht all zu traurig, Du siehst ja, wir sitzen hier alle schon und weinen, d. h. in meiner Sprache, wir trinken Wein, dadrum — Kellner! Kellner! — der Kerl schläft schon — —"

„Was schaffen's?" — „noch eine letzte Thräne, aber von der besten Sorte."

„Bis zu Thränen werde ich Euch durch meine Geschichte nicht rühren," begann nach der Unter-

brechung Karlo wieder, aber vielleicht werden sich einige von Euch darüber entsetzen und mich schließlich bedauern.

Meine Geliebte war die einzige Tochter einer nicht ganz unbemittelten Wittwe. Ein heiteres Temperament zeichnete sie aus vor vielen Mädchen, dabei hatte sie eine Unterhaltungsgabe, die nicht zu beschreiben ist, war ungemein regen Geistes und besaß eine Innigkeit des Gemüthes, die einen bezaubern konnte.

„Donner und Doria!“ schnarrte mit seinem scharfen r Accent, der Berliner dazwischen, „wie sah sie denn aus, war sie schön, schwarz, blond?“

„Auch das sollt Ihr jetzt mit vernehmen — kurz ausgedrückt — sie war schön wie ein Engel. Sie hatte sanft gelocktes schwarzes Haar, schwarze Augen mit viel Feuer darin.“

„Aha!“ unterbrach lebhaft Mayer, „da hat es sicher von Deiner Seite geheißen:

— Deiner Augen schwarze Kohlen,
— — Haben mir das Herz gestohlen.“

„Nicht mehr unterbrechen“ riefen einige von uns.

„Wir sind doch nicht in der Kirche, wo man nur das leidige Zuhören hat,“ erwiderte Mayer, „na dann weiter im Texte.“

Karlo wiederholte: „sie hatte schwarze Augen mit viel Feuer darin — und fuhr fort — eine griechische Nase, rothe Wangen, weiße Haut und einen Körper wie aus vollem Marmor gemeißelt — ein Bild der Schönheit, eine Musterbüste!“

„Wie bist Du denn nur zu der gekommen?“ — frug Fröhlich schalkhaft.

„Nur auf dem gewöhnlichen Wege. . “

„Also nicht“ auf „dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege.“

„Fröhlich, unterbrich doch nicht mehr“ — sagten einige mißbilligend. „Karlo fahre fort!“

„Wenn ich sage auf dem gewöhnlichen Wege, so meine ich damit die Gelegenheit, welche das Tanzen bietet, mithin begann unsere Bekanntschaft in ähnlicher Weise wie bei Ludewig, was ich zu Anfang gleich erwähnte.

Hört weiter:

Es sind jetzt 5 Jahre her, da lernte ich auf dem Balle im „goldenen Hirsche“ meine Charlotte kennen. Ich tanzte an dem Abend unserer ersten Begegnung mehre Male mit ihr, und ich schien ihr zu gefallen. Sie war etwa 18, ich 24 Jahr alt,

wir paßten also zusammen. Auf diesem Balle erfuhr ich von ihr, daß sie noch ein Ballkränzchen im Winter besuche — wozu ich, wenn ich mich darum bemühe, ebenfalls Zutritt haben könnte. Natürlich bemühte ich mich darum, trat mit ein und sie wurde nun meine bevorzugte Tänzerin. Ich hatte bald Zutritt zu ihrer Mutter, diese nahm mich freundlich auf und es stiegen in mir die ernstesten Entschlüsse auf. Sie sollte ganz die Meine werden, ich wollte sie heirathen. Dieses blieb mein fester und heiliger Vorsatz! Zu diesem Mädchen fühlte ich mich magisch hingezogen; als ich ungefähr ein Jahr diese Bekanntschaft in der platonischsten und sentimentalsten Weise fortgesetzt hatte — da konnte ich gar nicht anders — ich mußte sie täglich sehn — täglich sprechen — und weil dieses Angesichts ihrer Mutter, die ihr einen Verwandten zum Geliebten aufdringen wollte, doch einstweilen nicht gut ging, ich auch als Verlobter zu jener Zeit, meiner Verhältnisse wegen, noch nicht auftreten konnte — so gaben wir uns Abends öfters Rendez-vous, wobei es herzinniglich, schmerzinniglich und minniglich zuging. Ich schwamm in lauter Seligkeiten, denn ich durfte mir sagen, sie sei mir gewiß, dieser reine Engel an Leib und Seele!

Da erschien der zweite Winter unserer Bekannt-

schaft, und auf den Ballkränzchen war ich nun ihr bevorzugter Tänzer, obgleich sie noch mehre Anbeter hatte, was ich indeß, als einem so schönen Kinde wohl gebührend, ganz in Ordnung, wenigstens entschuldbar fand, zumal unsere gegenseitige Liebe bis jetzt noch unser süßes Geheimniß geblieben war.

Des Abends, nach Schluß der Kränzchen, begleitete ich sie regelmäßig zu Hause, es schlossen sich dieser Begleitung dann auch wohl noch andere Herren an, worüber ich fast eifersüchtig wurde, vorzüglich, wenn diese Mitbegleiter ihr Galanterie beweisen wollten, wozu ich nur das Recht zu haben vermeinte.

Es war an einem 18. Februar, ich weiß es wie heute, da begleitete ich sie vom Kränzchen wieder nach Hause, dieses Mal ich ganz allein — o wie glücklich pries ich diesen Umstand! — Es wurde unterwegs gescherzt und wo es im Schatten der Häuser angebracht erschien, auch gekost und wir erreichten unter Liebesscherz und Liebesluft ihre Wohnung.

Wir waren beide sehr aufgeregt.

Endlich mußte Abschied genommen werden — ich umarmte sie — sie griff in ihr Näh-Etuis, holte den Hausschlüssel heraus, gab ihn mir und lispelte:

„Meine Mutter ist diese Nacht nicht zu Hause — Du kannst bei mir bleiben —“

Große Erregung, Bewegung entstand unter uns Zuhörern, jeder rückte auf seinem Stuhle hin und her und wir spitzten die Ohren — alle Blicke richteten sich schärfer auf Ludwig. — Niemand äußerte indeß ein Wort. — Stumme Erwartung!

„Wenn ein Ochse mit dem Beile einen mächtigen Schlag vor den Kopf bekommt, der ihn umstürzend macht, so und nicht anders wurde mir sofort zu Muthe. — Den mir dargereichten Hausschlüssel ließ ich in den Schnee fallen, rannte fort wie von der Tarantel gestochen, war so verwirrt, daß ich kaum mein Haus wieder erkennen konnte — ich fand's — kroch auf allen Vieren, denn auf zwei Beinen vermochte ich nicht mehr zu stehen — sie zitterten zu heftig — in mein 2 Treppen hoch belegenes Zimmer, hier warf ich mich unausgekleidet und brüllend wie ein Löwe ob der Enttäuschung aufs Bett — welches ich erst nach 8 Wochen wieder verlassen konnte. — Ein hitziges Fieber hatte mich erfaßt — ja — ich war — verrückt geworden und ich habe 2 Jahre bis zum Vergessen und zu meiner völligen Herstellung gebraucht. Dann verdammte ich aber das ganze

weibliche Geſchlecht und ſuche meine Rache daran durch das Nichtheirathen auszuüben.“

„Schrecklich, ſchrecklich!“ bemerkten wir unter einander. Selbſt Fröhlich, der nicht leicht aus ſeiner Faſſung zu bringen war, meinte: „Nun aber kein Wort mehr von der Liebe, gute Nacht!“

Wir verſchwanden aus der Ott'ſchen Weinhandlung, weinſelig und trübſelig.

Kapitel VI. b.

Eine Heirath gegen alle Erwartung, aber doch Liebe mit Erfolg.

Julius war Commis worden; es war nicht ohne einen kleinen feierlichen Act vorüber gegangen. Fünf Jahre, fünf lange Jahre, jenem Alter eine kleine Ewigkeit, hatte er den Lehrling gespielt, und von nun an begann sein Leben in einer andern Tonart. Der Principal, Herr Buchhändler Lange, beorderte an dem Tage, an welchem die fünf Jahre für Julius abgelaufen, ihn früh Morgens ins Comptoir vor's grüne Pult, hinter welchem Herr Lange heute mit besonders feierlicher Miene Platz genommen. Herr Lange hob, als Julius, den bevorstehenden Act ahnend, sich ihm näherte, seine Brille in die Höhe und setzte sie dann etwas weiter nach vorn auf den Nasenbügel. Er pflegte das stets so zu machen, wenn er mit Autoren, hohen Personen oder mit sonst Je-

mand verkehrte, denen er durch und neben der Brille her scharfe Blicke entgegen werfen wollte.

„Julius!“ so begann Herr Lange, „heute sind es gerade fünf Jahre, als Sie in mein Geschäft als Lehrling eintraten. Ihre Lehrzeit ist nun aus, ich erkläre Sie hiermit zum Gehilfen. Herr Grün!“ (Julius hieß nämlich Julius Grün, und er erhielt zuerst die dem Gehilfen würdige Anrede) — hier stand Herr Lange auf und ließ sich von Julius die Hand reichen, die er heftig schüttelte — „Herr Grün!“ sagte er in sichtlicher Rührung, „wir haben fünf traurige Geschäftsjahre mit einander verlebt! Gott schenke unserm Geschäfte und Ihrer Zukunft mehr Glück. Herr Grün! ich bin mit Ihrer ganzen Aufführung und Ihrem Fleiße sehr zufrieden gewesen, und ich bekenne es hier laut vor meinem ganzen Personale,“ — er machte eine kreisförmige Bewegung mit der Hand, wodurch er auf die drei noch im Comptoire beschäftigten Gehilfen hinwies, — „daß es mir eine hohe Freude in meinen alten Tagen gewährt, Sie noch in unsern Handel eingeweiht zu haben. Sie werden auch gewiß ein treuer Nachfolger meiner Grundsätze sein, und mir überhaupt auf Ihrer Lebensbahn Ehre machen. Ich heiße Sie, Herr Grün, als meinen Gehilfen herzlich willkommen und hoffe, wir

werden noch einige Zeit zusammen arbeiten.“ Hier ließ Herr Lange Julius, Hand los, machte eine Art Verbeugung, ein Zeichen vom Ende der Cermonie, und setzte sich wieder.

Julius glühte hochroth auf, sein Herz pochte heftig. Wohl hatte er sich schon einige Tage zuvor auf eine stattliche Erwiderungsrede vorbereitet, denn er wußte, der alte Lange hielt jedesmal einen Sermon; aber alle die eingelernten Worte des Dankes u. s. w., er konnte sie doch jetzt nicht finden, und sagte also einfach und stotternd: „Herr Lange, ich danke Ihnen; — ich — ich hoffe es auch.“

Julius schob wieder auf's Lager und in die Packstube. Kaum war er dort, so erschien Herr Lange und rief, Angesichts der Markthelfer und des Lehrlings: „Herr Grün! besorgen Sie mir doch das und das!“ — dann sich an die Markthelfer und den Lehrling wendend: „Von heute an dürft ihr Julius nicht mehr Julius, sondern mit Herrn Grün anreden.“

Julius verneigte sich, sein Angesicht wurde noch einmal roth, und er machte sich schnell fort in den Hof um frische Luft einzuathmen.

Herr Lange, war ein tüchtiger Menschenkenner; mit diesem Herr bewirkte er, daß fortan

der neue Commis bescheidener wurde, als Lehrlinge in der letzten Zeit der Lehre zu sein pflegen; er erreichte durch die Art der Einführung dieses „Herr" bei dem untern Personale, daß der neue Gehilfe sich seiner ganzen Würde bewußt wurde, und er daher nicht so vertraulich und familiär mit den Markthelfern blieb, sich also weniger nach Zerstreuung umsah, ergo desto mehr arbeiten konnte. Eine feine Berechnung! und selten täuschte Herr Lange sich damit.

„Ich hoffe, wir werden noch einige Zeit zusammen arbeiten," waren die Worte, welche Herr Lange bei der Einführungs-Ceremonie des Commis zu unserm Julius mit eingeflochten hatte. Diese Worte auf einige Zeit angewandt, gingen rasch in Erfüllung. Herr Lange segnete bald nachher das Zeitliche, in einem Alter von 66 Jahren, und hinterließ ein blühendes Geschäft, eine rüstige Wittwe von 40, und eine liebliche Tochter von 20 Jahren.

Julius Grün war etwas später in die Lehre getreten, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, nämlich mit dem 16. Jahre, und als Herr Lange zur ewigen Ruhe gebracht wurde zählte er 21 Jahre. Grün's Vater, ein Landprediger, hatte seinen Sohn für den Buchhändlerstand tüchtig vorgebildet; ihm auch in Lange's Hause eine Art kindliche Behandlung ausbedungen.

Fräulein Minna Lange wurde bei Grün's Eintritt in Lange's Haus anfänglich dessen Gespielin, bis zur Periode, wo Minna Lange sich zur vollen Jungfrau entfaltete, wo dann die Mamma Lange, welche auch Minna hieß, ihrer Tochter den nähern Umgang mit Julius untersagte und ihr daran hinderlich wurde. Julius hatte kein Arg über solche Veränderung; in seinem Herzen war die Liebe zu jener Zeit noch nicht aufgeglüht, viel weniger aufgeblüht, und da in den letztern Jahren bei Lebzeiten Lange's das ganze Personal außer dem Hause gespeist wurde, so sah Julius Madame Minna und Fräulein Minna Lange oft Monate lang gar nicht. Der Tod des Herrn Lange brachte in dieser Beziehung eine Aenderung hervor. Die zwei Damen wollten nämlich nicht allein speisen, und so erwählten sie Julius zum Tischgenossen.

Julius war gut, so zu sagen dörflich gutmüthig, geschickt in vielen Arbeiten, ungeschickt indeß bei Intriguen der großen Welt. Das Gefühl für's andere Geschlecht schien noch gar nicht bei ihm erwacht, und ehe es erwacht, ist in der Regel der junge Mann ungelenk und unbeholfen. Das Gefühl der Liebe fehlt allerdings wohl selten gänzlich bei einem 21 jährigen jungen Manne; auch bei Julius nicht, aber

es zeigte sich bei ihm nur erst in ungewissen Umrissen. Jetzt, wo er tête a tête mit zwei Damen regelmäßig zu Tische saß — bekam es richtiges Leben. Das schöne Fräulein Minna war üppig heraufgeblüht zur herrlichen Jungfrau, Frau Lange galt auch noch für sehr hübsch — er saß zwischen beiden gar bald wie zwischen zwei heißen Steinen, und der schlummernde Zunder seines Herzens fing von außen Feuer, und begann zu glühen.

Frau Lange hatte ihren verstorbenen Mann im Alter von 18 Jahren geheirathet, wo er schon 44 zählte; es war eine sogenannte gute Partie gewesen, die sie gemacht; denn Herr Lange besaß längst zuvor sein selbstständiges Geschäft, er hatte indeß vor lauter Geschäftseifer und Rührigkeit früher gar nicht ans Heirathen gedacht. Auf Zureden seiner Freunde ging er die Partie ein, und lebte auch in dem Grade glücklicher, als man bei einer solchen Ehe erwarten kann.

Der Unterschied zwischen 44 und 18 Jahren ist aber doch etwas groß, und man kann wohl denken, daß Herr Lange, ein Arbeitsmensch wie er war, seiner Frau, die noch Lebens- und Liebeslust verspürte, wenig Aufmerksamkeiten widmete, ihr zuletzt zu alt geworden und zu spät gestorben ist.

Als ein Jahr nach dem Tode ihres lieben Gatten

Der Wagen fuhr vor, Grün und die zwei Damen, auch der ältere Commis, Herr Hippelbein, bestiegen ihn, und bald befand man sich im Balllocale. Der Leser mag sich nun denken was er will, und wie die Sache noch kommen werde, oder wie Grün sich benommen, und wie er ausgesehen — so viel stehet fest: er hatte den Anordnungen der Madame Lange gut Folge geleistet, hatte sich schön kleiden und frisiren lassen, sogar das von Madame gewünschte Schnauzbärtchen fehlte nicht; er war so ein adonisirter Buchhändler-Commis, und seine äußere Erscheinung hätte auf die innere Schüchternheit nimmermehr schließen lassen.

Madame Lange äußerte sich auch sehr zufrieden über die bewiesene Folgsamkeit unsers Grün; sie triumphirte innerlich. Mit Madame wurde die Polonaise getanzt und auch der erste Walzer; dann ging Julius zur Fräulein Tochter über und wußte in ihr Tanz-Album das verhängnißvolle Billetchen einzuschieben; „da wird sie's finden!" dachte er.

Auf dem Balle hatten sich des schüchternen Herrn Grün einige Freunde angenommen, mehre Damen wurden von diesen ihm vorgestellt, wovon er einige zu Tänzen engagirte, doch blieben seine Haupttänzerinnen Fräulein Minna und Madame Minna Lange.

Frau Lange machte Herrn Grün während des Cotillons einen leisen Vorwurf darüber, daß er überhanpt fremde Damen engagirt habe, dadurch könnten die ihm befreundeten Damen leicht in die Lage kommen irgend einen Tanz überspringen zu müssen. Grün schlug die Augen nieder und fand kein Wort der Entschuldigung. Nach dem Cotillon kam ein „Rheinländer" an die Reihe, den Grün zu tanzen nicht verstand; dann folgte ein Galopp und zu diesem war von ihm seinem Tanz-Album nach Fräulein Minna auserwählt worden. Er eilte daher auf Mutter und Tochter, die neben einander Platz hatten, zu, machte die übliche Verbeugung und Madame Lange erhob sich und ergriff Herrn Grün's Arm zur Geleitung zum Tanze. Grün wollte schon von einem kleinen Irrthum zu sprechen anfangen, aber es war zu spät, die Musik brauste bereits durch den Saal und fort ging es im sausenden Galopp mit Madame Lange. „Fatal," sagte sich Grün, „ich dächte doch, ich hätte mit der Tochter die Pflicht zu tanzen behabt, nun kömmt die Mutter;" er sah sich nach seiner ihm theuren Minna um — sie galoppirte mit Herrn Hippelbein lustig vorüber — „so muß ich mich wohl geirrt haben" meinte Grün jetzt, die Sache blieb ihm merkwürdig und unerklärlich.

Madame Lange saß am andern Tage gedankenvoll in ihrem Zimmer auf dem Sopha, und blätterte gedankenlos in ihrem Tanz-Album; sie hatte ja auch mit anderen Herren getanzt, die ihr nicht mißfallen, und wollte ihrer Erinnerung an den gestrigen Abend etwas zur Hülfe kommen. Siehe da! es fällt ein Billet heraus, und sie liest und liest:

„Theuerste Minna! ꝛc.

Sie glaubte ihre Hoffnungen erstrebt, und das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben. Ihr Entschluß, wie bei Wittwen meist, war rasch gefaßt, sie ließ nach einer ihr zur gänzlichen Fassung noch nöthigen Pause Grün rufen.

Pochenden, erwartenden Herzens schritt Julius die Treppe hinauf, und je höher er stieg, desto langsamer ging er, desto schwerer wurde ihm jeder Schritt; war's ihm doch, als hätten an seiner Ferse Bleigewichte oder Remittenda-Paquete gehangen! Das entscheidende „Ja!“ sollte er sich sicher holen, denn Fräulein Minna sei gestern gegen ihn sehr liebenswürdig gewesen, habe ihm sogar einen sanften Händedruck erwidert, auch Madame Lange habe ihn belobt und ihn stets sehr freundlich angeblickt. Er erwartete also nur das Beste, doch zitterte er trotzdem heftig! Er trat ein, Madame Lange ihm entgegen, seine

beiden Hände erfassend. „Lieber Freund! nach Ihren schriftlichen Zeilen, Ihren freimüthigen Aeußerungen," — hob sie an, — „will ich Sie nicht länger in Zweifel lassen über meine Gefühle. Sie sind ein guter, treuer junger Mann; Ihre Schüchternheit in ernsten Augenblicken ist verzeihlich; der Druck meiner beiden Hände mag Ihnen beweisen, daß ich Ihr Wohl, Ihr Glück will." „In diesen Händen" — so sagte, sich emporraffend, Grün, — „liegt jetzt mein ganzes zeitliches Glück," er drückte, zum Siegel dieser Worte, einen gut gemeinten Kuß darauf. „Sie lieben also Ihre Minna wie ich es von Ihrem guten Herzen nur erwarten konnte?" „Ja, — sagte Julius, — ich liebe sie (Sie) mit ganzer Seele!" „Nun, — indem sie Grün um den Hals fiel, — ihn küßte. „Nun so wollen wir glücklich mit einander leben! Ich bin ganz die Deine, mein theurer Julius!"

Grün wurde wie verwirrt — er konnte sich aus diesem Netz nicht herausfinden. Der Tochter wollte er sein Herz schenken, die Mutter nahm es mit Sturm — er war für einen solchen Fall ganz und gar zu unvorbereitet, vermochte nicht den Irrthum aufzuklären, zu widersprechen — kurzum er heirathete Madame Lange und lebt noch heute glücklich mit ihr. Das ganze Mißgeschick kam daher, weil Mutter und

Tochter ihr Tanz-Album auf einige Augenblicke vertauscht hatten, Grün dadurch zufälliger Weise seine Liebeserklärung in die unrichtigen Hände bringen mußte.

Was ist aber aus Fräulein Minna Lange geworden? Sie heirathete Herrn Hippelbein, und darum heißt die Firma: Grün & Hippelbein.

Herr Grün besuchte früher regelmäßig die Ostermessen, zahlte pünktlich und ist ein geachteter Mann geworden. Scherzend kömmt er zuweilen im Kreise seiner Freunde auf seine Heirath zurück, sagend: er sei glücklich mit seiner Alten, — die ihm noch ein Töchterchen geboren; fügt aber doch hinzu:

„es sei nicht gut, wenn Mutter und Tochter einerlei Taufnamen führe, da man leicht, wie sein Beispiel zeige, statt zur Tochter, zu einer Mutter komme.“

Kapitel VII. a.

Abreise nach dem Rhein. Meine neue Stellung. Geschäftsreisen. Der katholische Pfarrer bei Solingen und ich.

Wie aus dem Kapitel V hervorgeht, so verweilte ich über 3 Jahre im Hause meines letzten Principals und schied von ihm dann in Folge eines kleinen Zerwürfnisses. Vierzehn Tage vor meinem Abschiede aus dem Geschäfte hatte ich noch einen originellen Auftritt mit dem Herrn Chef, welchen zu erzählen ich für Pflicht erachte.

Des Herrn Principals Wunsch war es nämlich, daß ich mit meinem Nachfolger einige Wochen noch im Geschäfte zusammen arbeiten möchte, bevor ich abginge, damit ich denselben mit seinen Obliegenheiten vertraut machen könne, er auch die täglichen Kunden persönlich durch Vorstellung von meiner Seite kennen lerne. Dagegen ließ sich nichts sagen, im Gegen-

theil mußte man diese Absicht, Anordnung als sehr vernünftig und zweckmäßig anerkennen. Im Geschäftshause hatte ich mein Wohnzimmer, es war ein einfenstriges, neben diesem befand sich ein großes dreifenstriges, worin die übrigen 3 Gehilfen logirten. Der Ausgelernte theilte seinen aparten kleinen Schlafraum noch mit dem Ausläufer Anton. Durch das mir gewährte eigene Zimmer erhielt ich eine meiner Bevorzugungen gegen das übrige Personal; denn ich allein war Herr darin. Etwa 14 Tage vor meinem Abgange komme ich Abends zu Hause, begebe mich auf mein Zimmer und erblicke in diesem zu meiner Verwunderung noch ein zweites Bett aufgeschlagen.

„Was soll denn das? Wer hat sich dieses erlaubt?“ so frage ich mich und schnell entschlossen rufe ich sofort die Magd herauf und bitte sie deshalb um Auskunft.

„Ja,“ erwiderte diese, „ich habe es (das Bett) in Ihrem Zimmer vorher aufschlagen müssen, der Herr hat es mir befohlen und sagte: „Ihr Nachfolger würde heute Abend oder doch Morgen kommen und der solle bei Ihnen schlafen.“

„Sofort das Bett wieder fort!“ donnerte ich die Magd an, „ich leide ohne meine Genehmigung keine Schlafcameraden in meiner Behausung, es ist mein

Zimmer und will es allein bewohnen, so lange ich noch hier bin."

„Ich kanns nicht wieder fortschaffen. Sprechen Sie deshalb mit dem Herrn, er ist aber noch nicht zu Hause."

„Sie wollens also nicht fortschaffen?"

„Nein," sagte sie entschieden und verschwand.

Die schnell von ihr zugemachte Stubenthür riß ich wieder auf und schrie ihr nach: „so schaffe ich es selbst fort!"

Gesagt, gethan; ich ging daran das Bett abzuschlagen, stellte die einzelnen Theile desselben auf den Vorsaal und legte die Bettstücken daneben auf die platte Erde. Nach dieser Arbeit begab ich mich zur Ruhe und schlief ganz gut.

Mein Nachfolger kam an diesem Abende nicht. Am andern Morgen, es hatte kaum 7 Uhr geschlagen, so erschien Anton bei mir und machte die Meldung, ich solle beim Herrn erscheinen. „Ich werde sogleich kommen" sagte ich, griff nach dem Hute und stieg die eine Treppe zum Herrn Principal hinunter. Er mußte mich schon haben kommen hören, denn er stand in der geöffneten Stubenthüre und kreischte mir zornig entgegen:

„Wie können Sie sich unterstehen das zweite Bett

aus Ihrem Zimmer zu schaffen, es ist mein Zimmer, ich kann so viel Gehilfen hinein legen wie ich will!"

„Herre!" erwiderte ich etwas heftig, „wie können Sie sich erlauben mein Zimmer mit ungebetenen Gästen mir bevölkern zu wollen, dieses Zimmer haben Sie mir seiner Zeit als mein Zimmer angewiesen und so lange ich es bewohne, habe ich Rechte daran, kann selbst das Hausrecht darin ausüben und Jeden daraus hinaus weisen, der nicht hinein gehört, den ich darin nicht wissen will."

„So o! Hausrechte wollen Sie ausüben, Ihnen gehört doch dieses Haus nicht!"

„Aber das Zimmer ist mein, ich bewohne es, Sie bekommen ja Miethe dafür, berechnen Sie jedenfalls. — Herre!" schloß ich mit gehobener Stimme: „zu Ihrem Gesinde gehöre ich nicht — damit können Sie so verfahren, mit mir nicht! — Ich stehe nicht unter der Gesinde Ordnung, ich bin Ihr Gehilfe, Ihr Mitarbeiter. Wollten Sie meinen Nachfolger bei mir mit einlogiren, so hatten Sie mich deshalb zu fragen, zu bitten!"

Mein Herr Chef stutzte — es entstand eine Pause — er fuhr mit der Hand zweimal übers Gesicht und dann begann er kleinlauter:

„Sie wissen ja, ich habe weiter keinen Platz im

Hause — jetzt machte er eine Verbeugung und sagte ironisch:

„Erlauben Sie dann wohl, daß Ihr Herr Nachfolger Ihr Zimmer auf kurze Zeit mit Ihnen theilt?“

„Recht gern,“ entgegnete ich, ebenfalls unter einer kleinen Verbeugung, „ich wollte nur darum gefragt sein.“

„Nun, so wollen wir uns nicht weiter ärgern.“

Er gab mir die Hand und meinte: „Wollen also gute Freunde bleiben.“

Am Abend vor meiner Abreise wurde das übliche Abschiedsessen in einer feinen Restauration abgehalten, und es ging dabei sehr heiter zu. Gegenseitige Freundschaftsversicherungen machten sich durch zahlreiche Toaste Luft und ich wurde durch allerlei Geschenke erfreut. Erst spät in der Nacht sagten wir uns unter Umhalsung und Händedruck ein Lebewohl und Jeder suchte dann seine Lagerstätte auf.

Ich hatte mir manche Freunde in der nun bald zu verlassenden Stadt erworben und gestehe es gern ein, daß der Abschied mir daher schwer wurde.

Junge Männer, welche der geselligen Tugenden bar sind, oder welche Eigenheiten gern geltend machen, verschrobene Ansichten haben und durchsetzen wollen,

erwerben sich selten Freunde und bleiben bedauernswerthe Menschen. Die Freundschaft achte man hoch in diesem kurzen Erdenleben, denn sie ist die Mutter der reinsten Freuden!

Dieser Ansicht habe ich stets gehuldigt und ihr verdanke ich mein Streben, mir Freunde zu erwerben, was mir auch überall gelungen ist.

Schon der nächste Morgen nach dem Abschiedsschmause entführte mich der mir lieb gewordenen Stadt, meinen Collegen und Freunden, und nun mußte ich einige Tage auf der staubigen Chaussee dahin rollen um Lindau am Bodensee zu erreichen. Hier machte ich im Gasthofe sogleich die Bekanntschaft von zwei jungen Männern, welche mir Cöln am Rhein als ihr Reiseziel bezeichneten und sie wurden meine Reisegefährten. Es waren ein Studiosus der Medicin und ein junger Goldarbeiter. Wir verabredeten specieller unsere Tour und namentlich, daß wir solche von Constanz aus zu Fuße über Schaffhausen, Freiburg bis Straßburg machen und erst von Kehl an das Dampfschiff zur Weiterfahrt benutzen wollten.

So haben wir diese Reise dann auch gemacht. Zuvor besuchten wir aber noch, unter Benutzung des Dampfschiffes auf dem Bodensee, die daran liegenden Städte, namentlich Rorschach, Bregenz 2c., und wollten

auch nach St. Gallen. Es wurde uns indeß der weitere Eintritt in die Schweiz verweigert, weil zu jener Zeit der Jesuitenkrieg erst kurz zuvor sein Ende erreicht hatte.

In Constanz eingetroffen besahen wir uns daselbst den Concilienſaal. Der anwesende Antiquar zeigte uns seine Raritäten und Antiquitäten, die kurz gesagt, gar keinen historischen Werth hatten, und es ist auch das Besehen des Concilienſaales selbst höchst undankbar, denn er ist ohne jede Eleganz, sieht aus wie ein Bodenraum, welcher zur Aufspeicherung von Getreide benutzt wird. Nachdem wir uns starkes Schuhwerk zur Fußtour und auch derbe Wanderstäbe angeschafft hatten, ging es von Constanz fort und gen Schaffhausen.

Die Partie bis Schaffhausen bietet des Interessanten nicht viel, wir bereuten es, solche zu Fuße unternommen zu haben. An einem Abende erreichten wir Schaffhausen und nahmen in einem Gasthofe ersten Ranges Quartier.

Nach der nothwendigen Abwaschung und Abstaubung wurde das Gastzimmer des Hôtels betreten, und wir fanden darin einen ältern Herrn einsam am Tische sitzen. Zu ihm gesellten wir uns auf seine freundliche Einladung. Er eröffnete die Unterhaltung damit, daß er sich uns als Professor Dr. Ritter aus

Breslau vorstellte und uns nun um unsere Namens=nennung ersuchte.

Wir entsprachen seinem Wunsche und ein lebhaf=tes Gespräch begann. Worüber wir uns unterhielten, weiß ich nicht mehr genau, aber so viel ist mir noch erinnerlich, daß alle Tagesfragen durchgearbeitet wur=den und der Herr Professor an uns Gefallen fand. In Folge davon wurde der Herr Doctor splendid, er beorderte eine Bowle Cardinal, und als diese aus=gegangen, der Mond dagegen prachtvoll aufgegangen, lud er uns zu einem abendlichen Besuche des Rhein=falls bei Mondbeleuchtung für seine Rechnung ein. Man kann wohl denken, daß wir dieses freundliche und gütige Anerbieten nicht ablehnten, im Gegentheil dasselbe mit Dank annahmen. In einem offenen Wagen fuhren wir bald darauf durch die wirklich noch warme herrliche October=Mondnacht bis zum Rheinfall. Wir verließen dann den Wagen oberhalb des Rheinfalls und gingen unterhalb desselben bis zu der Stelle, wo die herunter brausenden Wässer sozu=sagen ein Bassin, einen kleinen See gebildet haben, und postirten uns also dem Wasserfalle gerade gegen=über. Ein prachtvoller Anblick bei Mondbeleuchtung! Wer je den Rheinfall bei Schaffhausen besucht, und es sich grade trifft, das Mondlicht vorhanden, der

verfehle nicht diesem Wasserfall auch am Abend seine Aufwartung zu machen.

Das Rauschen und Gebrause der in die Tiefe über die Felswand stürzenden Wogen, durch die Stille der Nacht noch gehoben, die Beleuchtung und Durchleuchtung der hoch aufspritzenden Wassertropfen, des Staubregens durch Mondlicht ruft einen Eindruck hervor, der nicht gut zu beschreiben ist.

Will man sich den Genuß aber noch erhöhen, so miethe man einen Kahn und fahre dem Wasserfalle entgegen, so weit es ungefährlich bleibt, dann erst entwickelt sich das richtige Bild von der Majestät dieser größten europäischen Cascade! Besucht man am Tage den Rheinfall, so wähle man seinen Standpunkt auf der Gallerie des Schlosses Lauffen. Man wird hier freilich etwas eingehüllt in die Tropfenschauer der leuchtenden, blitzenden Wassermassen, man sieht aber auch als Entschädigung dafür die schweren, gediegenen, schaumzerpeitschten Wogen fast unmittelbar an sich niedersinken und ihr ewiges Wallen und Kommen; der Boden zittert dumpf unter unsern Füßen und im Sonnenschein bildet der feuchte Staub, der an sich gleich Diamantsplittern funkelt, die schönsten Regenbogen. Je nach der Höhe des Wasser-

standes im Rheine, stürzt sich die Wassermasse in einer Höhe von 55—75 Fuß herab.

Stundenweit vernimmt man ganz deutlich das Rauschen des Rheinfalls, in der Nacht sogar in einer Entfernung von 4—5 Stunden.

Am Orte des Falls hatte der Rhein eine Breite von etwa 300 Fuß, der Sturz des Wassers wird durch vier, mitten im Wasserfalle stehende Felsen in fünf Fälle getheilt. Zwischen dem Ufer (wo hier Lauffen steht) und dem ersten Fels ist der Hauptsturz.

Nach diesem hohen Genuß kehrten wir ins Hôtel zurück. Es war 1 Uhr Nachts geworden und wir ruhten in guten Betten von der in den letzten Tagen gehabten fußlichen Anstrengung aus.

In Schaffhausen blieben wir dem Herrn Professor Ritter zu Liebe zwei weitere Tage, weil dieser noch der dortigen katholischen Geistlichkeit Besuche zu machen hatte, und dann pilgerte er mit uns weiter durch den Schwarzwald nach Freiburg. Diese Fußtour wurde eine sehr angenehme, namentlich durch unsern gelehrten, geistlichen Reisegefährten. Er kannte den Schwarzwald genau und hat uns durch Belehrung und Unterhaltung, auch durch Witz und Laune, die Beschwerden einer Fußreise ganz vergessen gemacht; er ließ auch in seiner Gastfreundlichkeit nicht

nach, und wir haben manche Flasche von ihm acceptiren müssen. Der Schwarzwald hat verschiedene Felspartien. Die schrofffste davon bietet das oberhalb Freiburg liegende Höllenthal. Es wird dem Wanderer darin oft schauerlich zu Muthe, namentlich da, wo das Thal sich mehr schließt und in einen schmalen Weg sich verwandelt, worüber dann gewaltige Felsenspitzen und Felsblöcke hangen, die jeden Augenblick herabzustürzen drohen. Das Beste bei diesen den Weg überhangenden Felsenspitzen ist, daß sie recht fest sitzen und man ruhig darunter weg marschiren kann.

Nach dem Höllenthal gelangt man unmittelbar ins Himmelreich. Dieses ganze Himmelreich besteht aber nur aus einem Gasthofe, worin der durchs Höllenthal Gewanderte Aufnahme und Erquickung für sein Geld findet. Freiburg in einer Niederung, in einem weiten Thale liegend, umgeben von üppigen Saatfeldern, blühenden Gärten und waldigen Anhöhen, wurde bald erreicht. Diese Stadt erscheint aus der Ferne wie eine von der Schöpfung ganz besonders bevorzugte. Leider mußte der gute Professor Ritter in dieser Stadt von uns Abschied nehmen, weil es seine Absicht war, die Lehrer des dortigen geistlichen Seminars näher kennen zu lernen, wozu er eine Zeit von 8 Tagen nöthig hatte. So lange konnten wir natürlich

nicht mit in Freiburg verweilen; wir brachen also nach Verabschiedung von unserem väterlichen Freunde auf und setzten unsere Reise bis Kehl zu Fuße fort. In dieser Stadt nahmen wir uns einen Laisser passer (Erlaubnißschein), überschritten die große Rheinbrücke und stiegen jenseit derselben, auf französischem Boden, in einen Omnibus und kutschirten nach Straßburg hinein. Nach einem zweitägigen Aufenthalte daselbst, währenddessen wir hinlänglich Zeit fanden, den Münster zu besteigen, die großen Munitions-Magazine zu bewundern, die Kanonengießerei anzusehn, uns auch sonstwie zu amüsiren, verließen wir diese Stadt, bestiegen das Dampfschiff und nach wenigen Tagen erreichten wir die Metropole des Rheins.

Hier wurden unsere Anker geworfen, hier war das Ziel unserer Wanderung erreicht; hier fand ich namentlich eine mir durchaus zusagende Stellung, welche ich über fünf Jahre inne behalten habe.

Cöln ist mir zu meiner zweiten Vaterstadt geworden, die angenehmsten Stunden meines Lebens verdanke ich dem Aufenthalte in dieser Stadt; ich habe nicht eine schmerzliche Erinnerung daran.

Wer die Rheinländer, vorzugsweise die Cölner, zu nehmen weiß, wer sich in ihre Lebensansichten, in

ihre Gewohnheiten einzubürgen versteht, dem muß diese altgermanische Stadt gefallen, denn es wird ihm dann Liebe und Freundschaft von allen Seiten entgegen getragen. Die Cölner sind gutmüthig, und unter ihren geselligen Tugenden ist die Gastfreundschaft besonders hervorzuheben.

Wer ein gemüthliches Leben, aber doch mit Fleiß und Regsamkeit verbunden, liebt, der ziehe zum Rhein, namentlich nach Cöln — er wird sich dort glücklich fühlen. Die norddeutsche Art zu leben und zu genießen kann einem Rheinländer nie gefallen, der Norddeutsche ist und bleibt schwerfälliger und was ihm den Genuß des Daseins verkümmert, ist seine tief eingewurzelte Genauigkeit, sein fast gieriges Streben nach Erlangung von Reichthum! Der Rheinländer wirft auch sein Geld nicht weg, er weiß es zu schätzen, läßt es sich auch sauer darum werden, aber die Gier nach Anhäufung des Metalls fehlt ihm.

Eine solche Pfennig-Fuchserei, wie sie in Norddeutschland besteht, findet man am Rhein nie! Natürlich giebts auch in Norddeutschland viele ehrenvolle Ausnahmen, aber im Allgemeinen ist kein anderes Urtheil zu fällen, wie ich es gefällt habe. Das gesellige und gesellschaftliche Leben in Süddeutschland und am Rhein trägt einen andern Charakter als das

in Norddeutschland: hier dominirt das Clubwesen dort herrscht mehr die Vermischung der Stände. In Norddeutschland gruppirt sich das gesellige Leben absichtlich nach Stand, Rang und Geldbesitz, in Süddeutschland und am Rhein mehr nach Zufall und Gelegenheit. Der Norddeutsche schmachtet nach Titel und Decorationen, der Süddeutsche und Rheinländer ist gleichgiltiger dagegen. Im kleinen Norddeutschland giebt es sicherlich mehr mit Orden geschmückte und mit Ehrentiteln begnadigte Personen, als im großen Süden, incl. des Rheinlandes.

Ein kleiner Witz, ein leichter Scherz, wobei der Norddeutsche noch kalt bleiben würde, erfreut schon den Süd- und Rheinländer; im Norden erheitert sich erst das Herz, wenn die Witze wie aus Kanonen sich entladen. Wenn in Norddeutschland Spott und bittere Satire die Unterhaltung würzt und belebt, so erreicht dieses im Süden schon der unschuldigere Humor. Was ist nun besser?

Meine geschäftliche Stellung in Cöln hatte nur Angenehmes. Als erster Gehilfe unter einer Principalin, die durch Geschäftsroutine und durch ihren praktischen Verstand viele männliche Chefs überragte, mußte man sich wohl fühlen. Meine Selbstständigkeit im Geschäfte, ein reichliches Salair, das Ver-

hältniß zum übrigen Geschäftspersonale waren die Ursache meiner vollsten Zufriedenheit. Ueber fünf Jahre bin ich in meiner angenehmen Stellung in Cöln verblieben, was Wunder, wenn mir der Abschied, welcher durch eignes Etablissement herbeigeführt wurde, kein leichter war.

In einem veröffentlichten Abschiedsgedichte gab ich derzeit meinen Gefühlen freien Lauf, es lautete:

Mein Schiff kehrt um, ich ziehe fort vom Rhein,
Ich ziehe fort vom rebenreichen Lande.
Auf meinem Herzen drückt das hart wie Stein,
Die Thrän' zu hemmen wär' ich nicht im Stande.
Du Riesenstrom mit deinem grünen Spiegel,
Leb' wohl, auch ihr, ihr Siebenberg' und Hügel.

Ein Volk wie das, so an dem Rheine wohnt,
Wer kann es finden noch im deutschen Reiche?
Wo wird die Freundschaft schöner wohl belohnt?
Und steht's in Treu' nicht fest gleich deutscher Eiche?
Schaut Euch nur um in Rheinlands weiten Gauen,
Da gilt das Wort: Vertrauen giebt Vertrauen!

Gesegnet Land mit deinem Himmel blau,
Und drunter deiner Trauben feurig Glühen,
Zerstöret hast du stets der Knechtschaft Bau,
Für deutsche Freiheit wirst du kräftig ziehen.
Wie deine Berge himmelan sich heben,
So muß dein Volk das Größte noch erstreben!

An Rheines Ufer hab' ich oft belauscht
Den Sang der Nymphen und der Feen Gekose,
Viel goldne Sagen wurden eingetauscht,

Hier blühte mir der Freude wahre Rose.
Drum bleib' ich eingedenk zu allen Zeiten
Des schönen Rheins mit seiner Herrlichkeiten.

Die Welle treibt, die Segel bläht der Wind,
Hoch an den Masten flattern schon die Fahnen,
Ade, heißt's bald, — Gott, wie die Zeit verrinnt —
Ich höre schon der Abschiedsstunde Mahnen.
Schaut auf die Flaggen, darauf steht geschrieben:
Nun Rhein, Ade, dich muß ich ewig lieben.

Zum zweiten Rom, so rief es einst, zum Rhein,
Da ziehe hin auf deinen Wanderfahrten:
Jetzt grab' ich's tief mit goldnen Ziffern ein:
Ich lebte dort, dort sich mir Freuden scharten.
Die Jahre floh'n mir wie im süßen Traume,
In Cöln, der Stadt hart an des Rheines Saume.

Drum dir nun, Stadt des Frohsinns und der Kunst,
Dir, Stapelplatz der besten Rheinlandsgaben,
Dir jetzt Alaaf!*) und mir dann noch die Gunst,
An deinem Anblick mich zuletzt zu laben:
Mein Herz bleibt dein, drin ewig Wünsche quellen
Für dich, o Wunderstadt, du großes Cöllen!

Als ich etwa zwei Jahre im Cölner Geschäfte gewesen, da trat das Bedürfniß zu einer Reise fürs Geschäft ein, theils um neue Verbindungen anzuknüpfen, theils um ältere Außenstände einzucassiren. Nach Abwägung der Gründe für und gegen eine solche Reise, wurde sie beschlossen und ich mußte sie machen.

---

*) Ein Lebehoch!

Vertrauen auf Erfolg hinsichtlich der Außenstände hatte ich nicht, denn sie waren sehr veraltete; doch glaubte ich insoweit durch persönliche Mahnungen zu reüssiren, daß sich die Reisespesen decken würden und ich vielleicht durch Anknüpfung neuer Verbindungen dem Geschäfte Nutzen bringen könnte. Letzteres traf zu, aber Gelder konnte ich so gut wie gar nicht einziehen. Die einzutreibenden Rechnungen beliefen sich in Summa auf 890 Thlr. — davon habe ich nur einbekommen etwa 60 Thlr. —! Also kein entsprechendes Resultat. Die Reisespesen für etwa 8 Tage betrugen über 40 Thlr. — mithin konnte ich etwa 20 Thlr. heim führen. So geht es im Buchhandel mit den alten Außenständen in Sortimentsgeschäften! Die Menschen haben in Betreff der Bücherschulden ein sehr weites Gewissen; an die Bezahlung des Buchhändlers wird häufig erst ganz zuletzt gedacht. Unsere Handlung genirten mehre Tausend Thaler unzuerhebender Außenstände nicht — die meisten Sortimenter sind indeß nicht in so glücklicher Lage und kommen dadurch in Bedrängniß und Noth.

Einer unser ältern Gläubiger war katholischer Pfarrer im Solinger Bezirke, ihn hatte ich auch zu besuchen und da sich eine besondere Erinnerung an diesen Besuch knüpft, so will ich davon erzählen. Ich

trat in das Pfarrhaus des geistlichen Herrn ein, und mich empfing seine Haushälterin. Auf meine Frage: ob der Herr Pfarrer zu Hause sei, erwiderte sie, (es war Nachmittags) daß derselbe sich zu einer Pastoral-Conferenz nach . . . . begeben, aber gegen Abend zurück kommen müsse. Ich verabschiedete mich nun einstweilen und mit der Bemerkung, daß ich am Abend nochmals vorsprechen würde. Dieses führte ich auch aus. Bei meinem zweiten Besuche war der Herr Pfarrer, als eben eingetroffen, anwesend und nach einigen Höflichkeitsredensarten rückte ich dann mit der Bitte um Geld heraus.

„Lieber Gott" erwiderte mir der Pfarrer, „Geld haben wir Landpfarrer jetzt nicht, namentlich nicht dazu, um alte Bücherschulden zu bezahlen. Ihre Handlung, so habe ich auch stets gehört, creditirt ja auf 10 Jahre, und ich bin Ihnen den Betrag erst 6 Jahre schuldig. Uebrigens sein Sie mir herzlich willkommen." Und zu der mit anwesenden Haushälterin gewendet sagte er:

„Margarethe, bringen Sie eine Flasche Rothen, 2 Gläser und der Herr soll auch mit uns zu Nacht speisen, also richten Sie sich dafür ein."

Ich lehnte dankbar ab, es half mir aber nichts, der Herr Pfarrer bestand auf seinen Kopf und ich

mußte meine Betheiligung beim Abendessen zusagen. Einzuschieben habe ich hier, daß der Herr Pfarrer auf der Conferenz ein Gläschen zu viel getrunken zu haben schien, er war erregt, ja fast ein wenig angeduselt, er wußte sich aber zu behaupten und zu beherrschen und erst nach etwas längerer Unterhaltung kam ich über seine Verfassung ins Reine.

Wir erzählten uns gegenseitig Anecdoten, kamen auf Dieses und Jenes zu sprechen, schließlich auch auf die Mitglieder seiner Gemeinde, von denen er Mancherlei zu rühmen hatte. Auch von den Confessionsverhältnissen seines Ortes, worin neben Katholiken auch Protestanten ansäßig, wurde geredet und in dieser Beziehung äußerte er sich gegen die Protestanten, namentlich gegen die protestantischen Beamten, welche Preußen absichtlich in diese Gegend schmisse, um Proselyten zu machen, sehr stark. Er entwarf mir ein Bild der protestantischen Umtriebe nach dieser Richtung und schloß etwa so:

„die verdammten protestantischen H . . . . von Beamten verderben unsern alten Glauben, sie wissen sich bei den katholischen Mädchen einzuschmeicheln und dann heirathen sie die reichsten davon den Katholischen vor der Nase weg. Das ist mein einziger Aerger hier, und diese Ehen sind

nicht zu hintertreiben. — Die Mädchen sind wie toll auf die protestantischen Beamten, das macht, weil Letztere so gut schwatzen können, Uniformen tragen und Titel haben, aber Geld besitzen sie nicht. Diese Kerle lassen es sich dann mit dem Vermögen unserer Katholikinnen wohl sein und wollen auch noch nicht einmal ihre Kinder zu Katholiken erziehen."

Es fielen noch einige derbe Schimpfworte von ihm über die Protestanten — dann wurde das Essen aufgetragen. Es bestand aus Eierkuchen mit Preisselbeeren und dazu sehr gutem Rothwein.

Unsere Unterhaltung über Tisch blieb lebhaft. Wie schon gesagt, war der Herr Pfarrer etwas angerauscht und er schien in diesem Zustande offenen Herzens zu sein.

Plötzlich, indem wir leider wieder auf die Religion zu sprechen gekommen, warf er mir die Frage entgegen:

„Sie sind doch Katholik?"

„Freilich!" antwortete ich, denn es wurde mir sofort klar, daß ich diese Frage des vorangegangenen Gesprächs wegen nicht verneinen durfte, ich hätte ja sonst den Herrn Pfarrer in arge Verlegenheit gebracht, denn seine Ausdrücke gegen die Protestanten waren

waren so derb gewesen, daß er kaum eine richtige Entschuldigung bei meiner etwaigen Verneinung seiner Frage hätte finden können. Ich wollte ihn vor einer Beschämung bewahren, und ich freue mich heute noch, daß ich so resolut seine Frage wenn auch nicht gerade mit „Ja," jedoch mit „freilich" beantwortet habe.

Ich schied von diesem Manne ohne von ihm Gelder erhalten zu haben, aber in Liebe und Freundschaft. Ein anderer Standpunct auf dem Gebiete der religiösen Ueberzeugungen soll uns nie geniren. Jedermann muß darin seine Freiheit behalten. Seine heftigen Ausdrücke beleidigten mich nicht; einmal war er in aufgeregtem Zustande, zweitens habe ich schon viel stärker von Protestanten auf die Katholiken schimpfen gehört. Also glich sich bei mir die Sache aus. —

Kapitel VII. b.

Das grosse Loos und der kleine frankfurter Rothschild auf dem Dampfschiffe.

„Mitscher, Nitscher und Pitscher," so nannten wir drei uns unter einander mit dem Spitznamen. Wir standen in fast gleichem Alter, hatten ähnliche Stellungen hinsichtlich des Gehaltes, waren gleicher Abkunft aus dem Handwerkerstande, besaßen gleich wenig Hoffnung auf eine glänzende Carriere, wenn nicht den einen oder den andern der Zufall begünstigen würde; mithin paßten wir vortrefflich zu einander. An Jovialität fehlte es uns auch nicht, deshalb hofften wir denn auch eine recht vergnügte kurze Rheinfahrt von Cöln bis Mainz zu machen. Um Zeit zu gewinnen, hatten wir zur Abfahrt per Dampfschiff eine prächtige Juli-Nacht auserseh'n und Schlag zehn Uhr fanden

wir uns deshalb auf einem Schiffe der Cölner Dampfschifffahrt-Gesellschaft ein.

„Das soll eine recht vergnügte Partie werden“ meinte Nitscher, „wenn wir nur auch Abenteuer dabei erlebten“! „Ja,“ sagte Pitscher, „die Abenteuer fallen nicht wie Regen oder Schnee aus den Wolken, wir müssen sie uns schaffen“. „Nichts leichter als dieses“ warf Mitscher ein, „hier selbst auf dem Dampfschiffe, wo heute Nacht alle Nationen vertreten sind, ließe sich schon eins machen, wenn wir unter einer Decke spielen wollten. Umgeben uns nicht die Schönheiten von mehr denn drei Nationen? Ich habe wenigstens schon englisch, französisch und deutsch sprechen hören. Legen wir uns also darauf, Etwas auszuklügeln, wodurch wenigstens einer von uns glücklich werden kann; beginnen wir demgemäß zunächst und vorläufig eine Liebes-Intrigue, wenn sie auch zu Wasser werden sollte — das schadet uns ja weiter nichts.“

Pitscher hatte die Ohren gespitzt, schaute sich dabei im Kreise dor Damen um, winkte uns näher zu sich und wir nahmen dicht neben einander auf Feldstühlen Platz. Wie wir nun so Ohr an Ohr saßen begann Pitscher wie folgt:

„Ihr seid alle beide dumme Kerle, Ihr sinnt

immer auf Liebes=Intriguen, Euch fehlt dazu aber wie mir der wahre Jacob, der nervus rerum, das Geld, denn ohne dieses sind alle Liebesbündnisse in jetziger Zeit Seifenblasen, die sogar zerplatzen bei des Zephyrs Säuseln. Erst Geld haben, dann Liebhabern, das ist mein Grundsatz. Geld müssen wir uns also verschaffen und um dieses zu bekommen, dürfen wir nicht unthätig sein, entweder welches ersparen oder das große Loos gewinnen." „Ja," schrien Mitscher und Nitscher, „Du hast recht, aber wir spielen nicht."

„Ich auch nicht," fügte Pitscher hinzu „indeß ist Gott ja allmächtig und" —

„Mache keine schlechten Witze, die helfen uns in dieser ernsten Angelegenheit nicht."

„Wißt Ihr was, da wir doch diese Angelegenheit reiflich überlegen müssen, wie ein Faßbinder, wir aber hier auf dem Verdecke von den hin und her schreitenden Herren Engländern immer gestört werden, so gehen wir jetzt hinunter in die Kajüte, lassen uns eine gute Flasche Mosel geben und überlegen die Geschichte ernstlich weiter."

Damit waren alle drei einverstanden und das Kleeblatt verfügte sich in die eigentlich noch zu schwüle Kajüte. Dort angelangt stand auch bald die Flasche Moselblümchen nebst 3 Gläsern auf dem Tische.

„Na, Prost!“ sagte Nitscher, „die Geschichte kann losgehn.“ „Nur langsam zum Zorn, erst mal trinken, dann Projecte machen. So ist es“, lachte Mitscher und trank sein Glas in einem Zuge aus. „Wenn Du so anfängst“, sprach Pitscher zu Mitscher gewandt, „wirst Du bald (auf die Flasche zeigend) der Sache auf den Grund kommen. Sauf doch nicht so bodenlos, oder vielmehr auf den Boden los.“

„Nitscher, notire mal wieder den matten Witz von Pitscher als Nr. 2.“ „Soll geschehn, aber nun weiter im Texte, wie stehts mit unserm Plane Geld zu erhalten? Sollen wir etwa falsche Cassenanweisungen fabriciren?“

„Ihr könnt nichts erwarten,“ meinte Pitscher vorwurfsvoll, „wir wollen doch erst einmal wieder vom großen Loose reden und wie wir's erhaschen können. Ist denn kein Träumer unter uns, der die glückliche Nr. träumen könnte?“ „Dummes Zeug, die 12 Thlr. 15 Sgr. für 1/4 Loos vertrinke ich lieber: Kellner noch eine Flasche von dieser Sorte, Träume sind Schäume,“ schloß Nitscher. Die zweite Flasche kam, bald war auch sie bis zur Hälfte geleert, da erhob sich Mitscher, trank sein Glas aus und ging unter dem Vorwande, es sei ihm in der Kajüte zu schwül, aufs Verdeck. Eigentlich ging er aber wohl

fort, weil er etwas genau war, und es nun bald an ihn kam, eine dritte Flasche zu bestellen, denn die erste hatte Pitscher, die zweite Nitscher bezahlt.

Nitscher und Pitscher, jetzt ganz allein in der Kajüte, redeten nun noch allerlei Hoffnungen und Aussichten fürs Leben durch, kamen aber zu keinem Resultate und Pitscher beschloß eben dieses leidige Thema mit dem kläglichen Ausrufe: „Es ist wahrhaftig jammerschade, daß der Himmel nicht einmal Einem von uns Dreien so ein Sümmchen von 100,000 Thlr. mit in das kleine Bett der Wiege gelegt hat, wovon man sich später hätte groß betten können, wahrhaftig, 100,000 Thlr. würden uns alle drei glücklich gemacht haben, gäbe per Kopf $33^1/_3$ Tausend Thaler!“

Nitscher nickte mit dem Kopfe, öffnete bereits die Lippen zur beredten Zustimmung — da stürzte Mitscher zur Kajüte herunter, unterbrach uns und stieß hastig die Worte heraus:

„Ihr dummen Kerls hier unten, ich hab's, mischt Euch unters Volk — dann kommen Ideen, Pläne von selbst. Ich hab's: uns ist geholfen!“

„Was alle Teufel!“ sagte Nitscher, warf seinen langen Körper wie überrascht zurück und erhob sich dann kerzengrad.

„Die Hilfe kommt von Oben, nur auf Oben vertraut!“ fügte Pitscher ironisch hinzu, dann: „Habe Euch ja schon gesagt, man kann das große Loos gewinnen. ohne eingesetzt zu haben, denn bei Gott ist kein“ — „Schweig“, schrie Mitscher, „keinen Spott, es ist mein Ernst, hört: Rothschild ist oben, der Conducteur hat ihn mir gezeigt.“

Nun ging aber ein Gelache los und nachdem es sich gelegt, fragte Nitscher: „Was soll uns Rothschild nützen?“ „Wir sind und bleiben dumm —,“

„Mich bitte auszunehmen,“ warf Pitscher dazwischen. Mitscher fuhr fort: — „wenn wir nämlich diese günstige Gelegenheit verpassen. Es müßte komisch zugehen — (das wirds sicher, meinte Pitscher) ach, unterbrich mich nicht, — komisch zugehen“ wiederholte Mitscher, „wenn wir diesen Rothschild aus Frankfurt a/M. nicht bis nach Mainz überlisten, für uns gewinnen könnten. Jedem von uns muß es 1000 Thlr. mindestens eintragen!“

„Hahaha! Tausend Thaler, wie meinst Du das? Und wie denkst Du darüber Pitscher?“ fragte Nitscher hastig.

„Ich denke einstweilen noch gar nichts“, antwortete Pitscher dem Nitscher, „will aber erst mal austrinken, also Jungens, Rothschild lebe hoch!“

„Hoch, hoch!“ und die Gläser erklangen zusammen.

„Nun schieß weiter los, Mitscher, laß Dich nicht stören.“

„Na, so hört: Wir müssen Rothschild, ich hab's mir oben überlegt, einen Schwindel vormachen, ihm sagen, wir wüßten ein Geheimniß, welches wir ihm verrathen würden, wenn er uns 3000 Thlr. zahle, oder wir können ihm auch drohen, daß Dieses oder Jenes geschehen würde, wenn er die 3000 Thlr. nicht zahle. Im Mittelalter sind dergleichen Pressungen öfters vorgekommen, versetzen wir uns also mal indiese Zeit!“

„Erstens,“ so ergänzte Pitscher, „hat Rothschild 3000 Thlr. schwerlich bei sich, zweitens leben wir nicht im Mittelalter, drittens, versetzen wir uns trotzdem ins Mittelalter, so würde man uns wieder in die Gegenwart versetzen, d. h. einstecken.“

„Da haben wir's! Erst wollt Ihr alle irgend ein Abenteuer haben, und hat man eins componirt, so wollt Ihr nicht mitspielen. Wenn's schlimm wird, erklären wir die Geschichte für einen Scherz und wir werden als lose Vögel entlassen.“

„Ja, aber hinters Gitter könnten wir doch erst kommen, die Flügel dürften uns dabei auch derartig beschnitten werden, daß uns weitere Ausflüge nicht mehr gelingen würden“ fügte Nitscher hinzu.

Pitscher hatte inzwischen die Hand an die Stirn gelegt, dabei die Augen geschlossen; dann brach er nach kurzer Pause in ein Lachen aus, worauf er eifrig und fast tollkühn losplatzte:

„Jungens, ich bin kein Spaßverderber, wollen also einen Spaß, ein Abenteuer riskiren, habe mir soeben die Geschichte überlegt — ich gehe auf den Vorschlag ein.

Schafft mir Rothschild herunter, ich will ihn bestimmen zu Etwas, oder ihn pressen. Jeder von Euch soll 1000 Thlr. haben. Hat keiner von Euch Papier bei sich?“

„Bravo, bravissimo!“ schrien die zwei Andern, „in Deiner Hand ist die Geschichte am besten aufgehoben; hier ist Papier.“ — Mitscher übergab ihm solches, rückte das Dintenfaß vom untern Ende des Tisches dem Pitscher näher, und nun verharrten Nitscher und Mitscher im Schweigen, während Pitscher zu schreiben begann.

Er war bald fertig und las den Harrenden und Hinstarrenden folgendes Schriftstück vor:

„Ich Endes Unterschriebener, zahle gegen Aushändigung dieses Documentes 3000 Thlr., geschrieben Drei Tausend Thaler Courant, an den Ueberbringer ohne jede Widerrede nach Wechselrecht.“

„Dieses Ding“ so fügte Pitscher hinzu, „soll und muß mir Rothschild unterschreiben, ich werde ihn dahin bringen durch List und Ueberredung. Paßt auf, das gelingt mir und übermorgen erheben wir das Sümmchen in Frankfurt und vertheilen es unter uns. Macht Euch nun auf die Socken, schafft mir Roth=schild herunter, ich habe gerade Löwenmuth!“

„Hurrah, Hurrah!“ tobten Mitscher und Nit=scher, „wollen's schon machen“ verließen die Kajüte und stiegen in die Oberwelt.

Die Nacht war wonnig lau; das merkten die Beiden als sie auf dem Verdecke ankamen. Es mochte jetzt 1 Uhr sein, man kam gerade am Siebenge=birge vorbei. Kleine dunkle Wölkchen bedeckten den Himmel, wodurch die Nacht etwas finsterer wurde, als sie um diese Jahreszeit eigentlich ist. Wie gigan=tische Gespenster tauchten rechts und links am Ufer des Rheines Berge und Bergrücken auf, wundervoll zu schauen, sie schienen dem Dampfschiffe entgegen zu eilen. Mitscher machte Nitscher darauf aufmerksam und meinte: „Ist es nicht gerade, als wenn diese Gipfel der Berge Augen hätten und unser Thun und Treiben verfolgten? Schön ist's durch die laue Nacht hindurch stromaufwärts auf dem Rheine zu fahren, aber so et=was schauerlich bleibt es doch.“ „Du hast Recht,

mir ist's auch, als wenn innerlich sich eine „Gänse=haut" bei mir entwickelt und angelegt hätte."

Beide Freunde gingen nun in flüsternder Unterhaltung auf dem Verdecke auf und ab. — Sie schienen Rothschild aufzusuchen —. Wir wollen aber wieder in die Kajüte eilen, denn hier mußte sich nun bald etwas Besonderes ereignen. Alles war ja vorbereitet.

Pitscher hatte sich nach dem Aufsteigen seiner Freunde in die Höhe ganz gemüthlich und wie es schien mit edler Resignation zum Reste der Flasche gesetzt und zehrte daran. Als er sich allein sah, da fühlte er sich doch bald etwas beklommen, verlassen, zu sehr auf sich beschränkt mit dem begonnenen Abenteuer; aber weil er sich einmal des Erfolgs gerühmt, so wollte er die Geschichte auch durchführen und sann nur noch darüber nach, wie er sich beim Empfang des Rothschild's benehmen solle.

„Jetzt weiß ich's, wie ich es mache," sprach er in sich hinein, „ich werde mit Rothschild in französischer Sprache unterhandeln, das wird imponiren, ihn gleich gefügig machen, wird für die Wichtigkeit der Sache sprechen, die ich ihm anzuvertrauen ausgeheckt habe, ihn für mich einnehmen. Geht die Sache schief, nun, so ziehe ich mich aus der Schlinge unter dem Vorwande,

meine Freunde einmal genarrt zu haben, und Rothschild wird über den Scherz lachen."

Pitscher sollte sich übrigens den Ueberlegungen nicht mehr lange hingeben können, denn er hörte gar bald die Thüre zur Kajüte oben knarren. Er hatte richtig gehört, die Treppe wurde betreten. Pitscher setzte sich in Positur. Die 15 Stufen der Wendeltreppe waren von dem Kommenden bald abgeschritten, und es erschien in der Kajüte selbst Herr Baron v. Rothschild. Pitscher saß ziemlich am Ende des Kajütenraumes, der einmündenden Treppe gerade gegenüber. „Ob's Rothschild ist? Ja, er ist's, denn er kommt auf dich zu" fragte und gestand sich Pitscher. Und so war es, Rothschild näherte sich Pitschers Sitze, und fragte unter einer mäßigen Verbeugung: „Wünschen mich zu sprechen?" Couragirt erhob sich Pitscher, machte eine tiefere Verbeugung und begann: „Bon soir Monsieur le Baron, pardonnez si je vous — „Ah," fiel Rothschild ein, „vous parlez français, mais vous êtes Allemande, je n'aime pas de parler français avec un Allemand, je ne suis pas Rothschild de Paris — ich bin Rothschild von Frankfurt a/M., einer deutschen Stadt, wollen deshalb auch deutsch zusammen reden." „Wie Sie befehlen, Herr von Rothschild, mir ist das sogar noch

lieber und ich bin auch der Ansicht, daß Deutsche sich auch nur in deutscher Sprache unterhalten sollten.“ Pitscher blickte dabei verstohlen auf sein Schriftstück, dessen Schriftseite leichtsinnigerweise nach oben lag und worauf die 3000 Thlr., fett geschrieben, recht hervorstachen, er drehte es also fein säuberlich, heimlich aber wie zufällig um. „Sie sind Herr Pitscher, wie man mir oben gesagt? „Aufzuwarten Herr Baron!“

„Sehr heiß, sehr schwül hier, wie können Sie es in der Kajüte nur aushalten?“

„Genirt mich gar nicht“ erwiderte Pitscher, „ich wollte allein sein, hier bin ich's. Habe zu überlegen gehabt, bin aber nun fertig damit und deshalb so frei gewesen, Sie rufen lassen, weil es sich um ein für Sie höchst wichtiges Geheimniß handelt, welches ich Ihnen anvertrauen möchte: Ihnen und Ihrem Hause droht Gefahr, große Gefahr!“ „Wa=wa=waas? Geheimniß, Gefahr! Sie scherzen wohl.“ Er fixirte Pitscher stark mit den Augen. Ein Raum von etwa drei Ellen trennte Beide. Pitscher warf seinerseits dem Rothschild einen durchbohrenden Blick zurück, wonach der kleine Baron wie gezwungen die Augenlieder senkte.

„Ja, Geheimniß, Gefahr! Nennen Sie es, wie Sie wollen, aber beides existirt und wenn Sie heute

Nacht nicht darauf hören wollen, die Sache gleichgiltig nehmen, so stehe ich Ihnen für Nichts!

Glauben Sie Herr von Rothschild, es giebt gefährliche Sachen in der Welt, ein Glück ist es aber, daß sie öfters verrathen werden. — Ich kann Sie vor Schaden an Leben und Gesundheit schützen — ich kenne den ganzen Plan. Ihr Glück oder Unglück hängt von meinem Reden oder Schweigen ab." „Nun, Sie machen mich ja ängstlich, was ist es denn, was droht mir denn? Theilen Sie es mir mit, recht schnell, ich werde Ihnen dankbar sein mein Herr!"

Pitscher griff nach seinem Schriftstück, er schien es vorlegen zu wollen, behielt es aber noch fest in der Hand und sagte:

„Herr Baron, es ist keine Prellerei, aber mir ist der Auftrag geworden, Sie von dem Geheimniß, resp. von der Gefahr erst dann in Kenntniß zu bringen, nachdem Sie dieses Schriftstück unterzeichnet hätten; hier ist es."

Damit legte Pitscher den Schein dem Rothschild zur Unterschrift vor und schob ihm Tinte und Feder zu. Rothschild, wahrscheinlich kurzsichtig, erhob das am Bande hängende Lorgnon zum Auge, las und sowie er es gelesen, trat er heftig mit dem rechten Fuße auf den Parquetboden, zugleich einige Fuß zu-

rück, knillte das Papierchen in der Hand zusammen und schrie: „Prellerei, Prellerei, nichts als Prellerei, ich werde Sie sofort in Haft nehmen lassen, dagegen ist noch Hilfe vorhanden.“ Pitscher griff, da ihn, wie ganz in der Ordnung, die Angst überkam, ohne Verzug nach Rothschilds Hand, wollte ihm das ihn anklagende Actenstück wieder entreißen, Rothschild entschlüpfte aber in 3 Sprüngen zur Treppe — fort war er —! Pitscher blieb verdutzt zurück — stand wie ein Dummer da. Gleich nachher klingelte es oben heftig. Ein Getrippel und Getrappel entstand auf dem Verdecke. — Pitscher schwitzte Blut, er dachte: jetzt kommen die Schergen herunter, sperren dich ein, du kömmst um die ganze Rheinreise — mußt ins Gefängniß. — Da klingelte es zum zweiten male, ganz deutlich hörte er den Schifffkapitain „Stop!“ rufen. — Die Cajütenthür wurden oben aufgerissen, Pitscher wollte umkommen — und herein brüllte ein Matrose:

„Station Coblenz!“

Pitscher zitterte am ganzen Körper, der Schweiß lief ihm nur so am Rücken herunter. — Was war aber das? Das Schriftstück lag noch ruhig vor ihm, 3000 Thlr. groß — Rothschild hatte es nicht — und doch eben erst mitgenommen? — Wie Schuppen fiel es Pitscher von den Augen: er hatte die ganze Fort-

setzung der Geschichte nur geträumt! Langsamen Schrittes, wie ein Greis wankte er die Treppe hinauf, stieg mit seinen Freunden in Coblenz, wie verabredet, aus und erzählte ihnen das geträumte Abenteuer.

Diese lachten laut auf, sagten: sie hätten die ganze Sache von seiner Seite für Scherz gehalten, auch wohl bemerkt, daß er schon etwas angerissen gewesen wäre, sonst würde er ja dieses Wagniß, diesen Unsinn nicht vorgeschlagen haben. Schlaf hätte übrigens ihm noth gethan, inzwischen hätten sie auf dem Verdecke mit einigen Damen angenehme Unterhaltung gefunden. — Pitscher erholte sich bald von der ausgestandenen Angst.

Andern Tages, d. h. Nachmittags begaben wir uns wieder aufs Dampfschiff, um Abends in Mainz eintreffen zu können. Es war gleichfalls ein Schiff der Cölnischen Gesellschaft und der Conducteur davon ein echt Cölscher Junge, wie man zu sagen pflegt, und voller Flausen. Dieser Conducteur paßte zu unserer Reiselaune, und nachdem derselbe seine Dienstgeschäfte besorgt, setzte er sich gern zu uns und unterhielt uns sehr angenehm. Er erzählte allerlei Anecdoten von reisenden Engländern und behauptete, kein Tag

gehe auf einem Dampfer dahin, ohne daß nicht einige Dummheiten, oder doch Ergötzlichkeiten darauf vorfielen, und er wolle wetten, daß wir bis Mainz noch Mancherlei dieser Art erlebten, denn seine heutige Ladung scheine dazu große Anlagen zu haben, das sehe er der Schiffsbevölkerung gleich an der Nase ab. Wir alle Drei hatten schon mehrmals die Tour von Cöln bis Mainz gemacht, uns waren also die Berge, Burgen und Ortschaften bekannt, welche bei den Windungen des Stroms dem Beschauer sozusagen entgegen laufen, entgegen tanzen, sich dann zusammen stellen und ordnen zum lebenden Bilde, welches das Auge entzückt. Aller Augenblicke aber ein anderes lebendes Bild, das ist das Köstliche von einer Rheinfahrt! Der häufige fast nicht enden wollende Wechsel des Panorama's zwischen Coblenz und Mainz, das ist der Genuß! Da muß der Mensch ja heitere Laune bekommen und wäre er der ausgekochteste Griesgram.

„Du Pitscher, paß mal auf," sagte Nitscher, welcher eben von einer kleinen Wandelung auf dem Verdecke zu unserm Platze zurückgekehrt war, „Du verstehst doch gut Französisch — sieh mal dahinten die Herren, den einen mit dem gelben Strohhute und daneben den mit dem schwarzen Cylinder, es sind West-

phalen, ich hör' es am Dialecte — hihihi! — die habe ich belauscht, die wollen von jetzt an nur französisch mit einander sprechen, um die Ausländer zu spielen, so haben sie es vor einem Augenblicke verabredet."

Pitscher, noch etwas mißlaunig von dem gestrigen Traume (er hatte ihn schändlich angegriffen), schüttelte den Kopf und brummte: „Was geht's mich an, meinetwegen können sie spanisch reden."

„Na, brumme nur nicht so."

„Von Brummen ist keine Rede, aber es säuselt mir noch so ein wenig im Kopfe; Kellner!" rief Pitscher, „mir eine Flasche Kohlensaures!"

Inzwischen hatten sich die beiden Westphälinger getrennt, der eine kam barhäuptig in unsere Nähe, während der andere an einem entfernten Tische Platz behielt. Da drehte sich der Barhäuptige in unserer Nähe um, that als wenn er mit den Augen Jemand suche und ihn auch erspäht habe, dann rief er laut: „Skarl, où êtes vous donc? „Me voici" erschallte laut zurück, „que voulez vous?" „Je skersk mon Skapo" (je cherche mon chapeau.)

Dieses hörend sprang Pitscher wie ein Reh auf, prustete förmlich vor Lachen, klopfte dem guten Westphalen auf die Schulter, indem er sagte: „Bester

Mann, sprechen Sie doch deutsch, Sie verrathen sich auch französisch als westphälisker Skinken.“

Die Umgebung lachte hell auf und der Mann der „rothen Erde“ zog sich in ein bescheidenes Retiré zurück. Kaum war das Besprechen und Belachen dieses Vorfalls vorüber, so näherte sich unserm Conducteur ein Engländer und sagte: „Herr Conducteur, mein Cheval muß trinken, sau—fen.“ „Charmant, mein Herr! sogleich“ „Aber—r, no—non Uater aus der Rhein, Brunnen=Uater“ „Kann dienen.“ Damit zog der Conducteur den Engländer, welcher gleich einen Eimer mitgebracht hatte zu jener Stelle am Kiele des Schiffes, wo ein Saugrohr angebracht ist, vermittelst desselben man das Wasser heraufplumpen kann. Er ergriff des Engländers Eimer, hielt ihn mit der einen Hand unter den Auslauf des Saugrohres, mit der andern setzte er den Schwengel in Bewegung und plumpte so dem Engländer pures Rheinwasser als Brunnenproduct herauf. „Hier, mein Herr,“ sagte der Conducteur, „hier ist Brunnenwasser“ Uech danke, danke!“ und befriedigt trollte der Engländer mit dem vermeintlichen Brunnen=Water ab. Wir hatten die ganze Manipulation mit angesehn, wollten uns krank lachen — „Ja,“ meinte der Conducteur, als er wieder zu uns gestoßen

war, „so muß man sich zu helfen wissen, dieser Kerl schwört darauf, Brunnenwasser erhalten zu haben.“

„Gestern,“ fuhr der Conducteur fort, „habe ich noch einen ganz andern Witz ausgeführt“.

„Heraus damit,“ schrien unisono Mitscher, Nitscher und Pitscher, „heraus damit!“

„Gestern also bei der Thalfahrt hatten wir einen langen Engländer auf dem Verdecke, welcher vom Kiel des Schiffes aus ruhig zu angeln begann. Warte, dachte ich, dem spielst du einen Possen. Ich ging in die Kajüte hinab, nachdem ich einen Pökling aus der Vorrathskammer entnommen, öffnete die Luftscheibe, hakte mir die Angelschnur des Engländers vermittelst eines langen Stockes hinein und befestigte an der Angel eben genannten Pökling und ließ sie wieder fahren. Dann eilte ich aufs Verdeck. Der Herr Engländer hatte richtig inzwischen schon bemerkt, daß er einen Anbiß habe, zog auf und ganz prächtig baumelte der Pökling in der Luft. Ich hatte mich in des Engländers Nähe begeben. Er befreite den Pökling von der Angel und betrachtete das Fischlein sorgfältig und wohlgefällig. Mich erblickend, fragte er, „Herr Conducteur uas für ein Fiß ist das?“ „Lachsraupen nennt man sie“ Sooo — er brachte den Pökling seiner Nase näher — „riecht aber wie ge—ge—

„gebraten“ ergänzte ich. „No — nicht wie gebraden, no wie gerauchert.“ „Ja,“ fiel ich dazwischen „das ist hier so Mode und für die Herrn Angler bequem.“

Er mochte mich halb und halb verstanden haben, nahm aber den Pökling, schleuderte ihn in den Strom und sagte:

„Solche Fiß ich nicht essen.“

Unter weitern Gesprächen erreichten wir Mainz, kehrten im Riesen ein, wo wir große Schoppen zu finden hofften. Hier blieben wir einen Tag und kehrten mit Lust zu neuer Thätigkeit dann Tags darauf zurück nach Cöln.

Kapitel VIII.

Ein Dichterkreis — Dialectdichtung — Dialectprosa — und das Volkslied.

Börne, Heine, Stieglitz, Lenau, v. Kobell, v. Pozzi, Freiligrath, Matzerath, Simrock, Arndt, Geibel, Smets, N. Becker, Püttmann, Marggraff, Dräxler-Manfred, G. Kinckel ꝛc. und noch manche andere Dichter habe ich im Leben persönlich kennen gelernt, bald flüchtiger, bald genauer. Ich führe die obigen nicht deshalb mit Namen auf, um mich deren Bekanntschaft zu rühmen, oder darüber biographische Skizzen zu liefern, denn das Erste wäre albern und das Zweite ist schon längst dagewesen. Die genannten deutschen Dichter sind mir auf meinem Wandergange durchs Gehilfen-Leben begegnet, ich habe zu diesem oder jenem Namen vielleicht eine Original-Bemerkung zu machen, welche möglicherweise interes-

sant genannt werden könnte, deshalb ließ ich die Namen des Dichterkreises meiner Bekanntschaft vorangehen.

Ort und Zeit, also wo und wann ich diese Dichter kennen lernte, sind dabei gleichgiltig, ebenso die Veranlassung zu den Bekanntschaften, welchen größtentheils geschäftliche Beziehungen zu Grunde lagen. Börne reiste in den zwanziger Jahren, (28. oder 29.) durch H., woselbst ich lernte. Er kam in unsere Handlung und kaufte verschiedene Bücher, welche ich ihm ins Hôtel zu tragen hatte; ich ahnte zu jener Zeit nicht die Wichtigkeit dieses Mannes. Der Gehilfe bemerkte mir nur bei Uebergabe des zu besorgenden Bücher-Paquetes: das ist für einen Literaten, der nach Paris geht. Dieser Bemerkung wegen sah ich mir Börne, den ich im Hôtel traf, genauer an. Ich fand, daß der Mann wie ein gefährlicher Mensch aussah. Seine kleine, aber kräftige Gestalt, seine nicht schöne Visage, die stechenden Augen, zeugten für einen gefährlichen Menschen. Das mußte ein Spion sein, das stand bei mir fest und das ließ ich mir auch merken, als ich wieder ins Geschäft zurückkehrte. Wie sehr ich mich als junger Mensch damals getäuscht, wie falsch ich geurtheilt hatte, das ist mir später recht klar geworden.

Stieglitz, Lenau, v. Kobell, v. Pozzi sind mir

in München bekannt geworden. Stieglitz konnte ein Schwätzer sein, wenn er bei Laune war, sonst spielte er gern den tief sinnenden, tief denkenden Dichter. Nicht lange nach jener Periode, in welcher sich seine Frau mit einem Dolche das Herz durchstochen hatte, lernte ich ihn kennen. Man behauptete damals: aus Verdruß über eine Ehe, die sie nicht befriedigt hätte, habe sie sich den Tod gegeben; später tauchte aber die Sage auf, sie habe sich deshalb das Leben genommen, um durch eine solche Katastrophe ihren Mann aufzurütteln, ihm Schwung und Kraft zur Dichtung (Beides fehlte ihm) zu verleihen. An diese Fabel glaube ich nicht, vielmehr ist wohl das Nichtglücklichsein in ihrer Ehe, dann des Mannes schläfriger Gemüthszustand, seine zeitweilige Lethargie Ursache zu ihrem Schritte. Ich habe Stieglitz ziemlich uninteressant gefunden, als Menschen und Dichter, denn seine Dichtungen hatten nur peniblen Schwung.

Lenau war schüchtern liebenswürdig, sehr mild; ein etwas betrübtes Lächeln spielte bei stets mäßig lebhafter Unterredung um seinen Mund und stand ihm gut. Das Satanische, das Markige in seiner Dichtung hätte man diesem sanften Charakter gar nicht zugetraut. Graf v. Pozzi ist der richtige Altbayer in Erscheinung, Umgang und Aussprache des Hoch-

deutschen; er spricht lieber Altbayerisch. Er ist aber ein guter, lieber Mensch, gemüthlich von Kopf bis zum Fuße, ohne Hinterlist, er ist offen, ehrlich, bieder. Des höhern Aufschwungs in der Dichtung ist er nicht fähig, aber wohl fähig das zu sagen, was er will, es im Volkstone zu sagen. Sein Wort trifft, packt stets, er schießt nie daneben. Daß er eifrig katholisch ist und in diesem Sinne auch dichtet, dafür braucht er Verzeihung nicht anzurufen; Jeder wirkt darin nach seiner Façon.

Professor v. Kobell ist reiner Dialectdichter, und er leistet darin Vorzügliches. Ich möchte ihn höher für bas Bayerische, als Claus Groth für das Platt=deutsche stellen, denn dem plattdeutschen Dichter stehen mehr sich reimende Wörter zu Gebote, als dem Dich=ter in bayerischer Mundart. Ueberhaupt darf man es wohl aussprechen, daß die Dialectdichter schlimmer daran sind, als die Dichter in der allgemeinen Schriftsprache, denn letzteren steht ein weit größeres, vielseitigeres, vollkommneres Vocabularium zu Dienste, als den ersteren.

Der Dialectdichter hat nach einem Reime oft müh=sam zu suchen, er sieht sich sogar gezwungen, aus der hochdeutschen Schriftsprache Wörter dazu zu annectiren.

Die Dialectprosa ist schon leichter, vorzugsweise aber dankbarer; denn der Dialect zieht zusammen:

Wörter, Begriffe, Anschauungen, Aussprüche, sie erhalten oft schon dadurch allein eine drastische, oder komische Wirkung, was ja dem Schriftsteller nur unterstützt — denn er beabsichtigt dieses, und sein Zweck wird also wie von selbst erreicht. Die Dialectprosa arbeitet viel mit schon vorhandenen Sprichwörtern, Redensarten, und wer sie nur gut zu verbinden, in fließender Weise aneinander zu reihen weiß, wird bald als guter Schriftsteller gerühmt werden, obgleich sein Verdienst dabei nicht hoch anzuschlagen ist, denn nicht er hat die Redensarten, Sprichwörter, Ausdrücke erfunden. Es bleibt dieses das Verdienst früherer Jahrhunderte.

Freiligrath, Matzerath, Simrock, Arndt, Geibel, Smets, Pfarrius, Müller v. Königswinter, N. Becker, Püttmann, Dräxler Manfred, Kinckel 2c. lernte ich nach und nach am Rheine kennen. Zu Freiligraths Uebergang zur politischen Dichtung, für sein Abspringen von seinem Grundsatze:

„Der Dichter stehe auf einer andern Zime, als auf der Zinne der Partei“

will ich anführen, was nur Wenige wissen, daß dazu ihn Hoffmann v. Fallersleben veranlaßt hat.*)

---

*) Diese wenig bekannte Thatsache ist in der Gartenlaube neulich widerlegt worden; trotzdem bleibe ich bei meiner Behauptung.

Dieser hat nicht aufgehört in Freiligrath zu dringen, sein Talent dem Volke zu widmen. Ganz bestimmt ist der Absprung für Freiligrath nicht ohne Kampf gewesen, denn für ihn als einen Gemüthsmenschen, der gern andere Menschen das Leben genießen läßt wie es Jedem beliebt, der selbst gern gemüthlich dahin leben möchte, die materiellen Genüsse wie seine Dichtung liebt, für einen solchen Mann war es sicher nicht leicht, in das nur Unruh und Beläftigung verheißende Lager der Extreme überzugehen.

Matzerath hat aufgehört zu dichten. Er schwärmte früher für das Dichterleben, für die Dichtkunst, spielte auch den freisinnigen Dichter, aber seitdem er in das preußische Regierungsleben, ins Regiertsein und ins Regieren kam, (er wird jetzt Ober-Regierungsrath sein), leidet seine poetische Ader an unheilbarer Verstopfung. Geibel ist und bleibt Gemüthsmensch, ein Dichter für sentimentale Frauenzimmer und Jünglinge. Er ist glücklich in seinen dichterischen Griffen, es gelingt fast jeder; im Umgange macht er den Eindruck, als besäße er einen sanft-weiblichen Charakter, und so wird es auch wohl sein.

N. Becker, nur berühmt durch sein Rheinlied, war als Mensch ein Original. Gleich weich und bis zu Thränen gerührt, konnte er sich zu einer philoso-

phischen Anschauung und Auffassung des Lebens nicht erheben, sein Geist blieb in enger Sphäre hangen, wie seine Dichtung. Den materiellen Genüssen war er sehr ergeben, namentlich dem Traubenblute, und Niemand konnte hinter der Flasche so lange ausharren als er.

Wie sein Rheinlied von jeder Orgel in Cöln abgeleiert wurde, jede Harfenistin es abgrölte, so konnte Becker dieses Gedudel stundenlang mit anhören, fühlte sich dadurch geschmeichelt und er honorirte dafür auch gut. Ich habe gesehn, daß er Harfenistinnen, wenn sie nur leidlich hübsch waren, einen Thaler, 10 Sgr., aber nie unter 5 Sgr. für das zum Bestengeben seines Liedes überreichte. Das merkten sich die Leute bald, und wo sich Becker in einer Restauration nur sehen ließ, er wurde leider in zu vielen gesehn, da stimmten sie dann gleich an:

„Sie sollen ihn nicht haben —"

Aber eine wollte ihn doch haben, nämlich den Nicolaus Becker selbst, das war Charlotte v. Hagen, die Königl. Preuß. Hofschauspielerin. Diese kam, als der Enthusiasmus über das Rheinlied hoch auf loderte, eiligst von Berlin nach Cöln und warb sehr verständlich um Beckers Liebe; er blieb aber fest, heirathete nicht und ist auch ehelos verstorben. Hätte er zu jener Zeit

geheirathet, wahrlich es wäre besser für ihn gewesen und er lebte vielleicht heute noch.

Dräxler-Manfred macht einen äußerst elegant gebauten Vers, spinnt in kurzen Reimen feine Gedanken aus, schreibt Feuilleton-Artikel wie in Glacéehandschuhen und seine Dichtungen verrathen die nobelste Wäsche. Aber zu größern, markigen Schöpfungen und Gedanken war er bis heute nicht zu bewegen. Ob er das Maß seiner Kraft kennt? — oder ob er zu bequem ist? ich weiß es nicht. Kinckel gehört unter die Dichter einiger gelungenen Dichtungen wegen. Er hat aber das poetische Feld nicht sehr bebaut, obgleich er „Land“ dazu genug besaß. Bekanntlich war Kinkel zunächst Theologe, Prediger; und 2—3 Bände seiner Predigten sind auch im Buchhandel erschienen. — Was von ihm aber weniger bekannt sein dürfte, ist sein romantisches Eingehen der Ehe mit einer geschiedenen Matthieux, eines Buchhändlers Ehefrau.

Die Frau Matthieux's hatte sich wahrscheinlich erst als verheirathete Frau in den evangelischen Theologen und Prediger Kinckel verliebt; sie war indeß katholisch und ihr Gemahl ein glaubensfester Katholik. Liebe aber überwindet Alles — sie ließ sich scheiden — wurde evangelisch und suchte nun Kinckel für sich zu gewinnen. Sentimental romantisch war die Mat-

thieux — sie schwärmte daneben für die Volksfreiheit und ein Mann wie Kinckel mußte ihr also gefallen.

Sie hatte Kinckels Bekanntschaft erlangt, war in der That ihm nachgezogen, wie sonst wohl der Jüngling dem Mädchen nachzieht. — Kinckel hatte sie hochschätzen, vielleicht auch schon lieben gelernt — da entschied über Beide folgender tragischer Fall.

In einer gewählten Gesellschaft machte Kinckel eine Kahnfahrt auf dem Rheine, bei welcher auch die geschiedene Matthieux Theilnehmerin war. Der Kahn schaukelte auf den blauen Wogen des Rheines sorglos dahin — aber, o Entsetzen — er schaukelte zu stark — Hilfe, Hilfe! schrie man, Frau Matthieux lag im Rheine! — Da sprang Kinckel als guter Schwimmer ihr nach — zog sie aus den Wogen, wurde ihr Lebensretter und bald darauf ihr Gemahl.

Man munkelte zu jener Zeit, weil die Matthieux für sehr romantisch galt — diese Scene sei von ihr beabsichtigt gewesen.

Ich könnte noch manche andere Dichter anführen, deren Bekanntschaft ich gemacht habe, aber ich schließe mit Püttmann und Marggraff zugleich, weil beide Dichter für das Volkslied schwärmten, solche Lieder schaffen wollten, und doch ist weder dem einen noch dem andern ein Volkslied gelungen. Püttmann

bleibt als Dichter und Schriftsteller unbedeutend, er hat aber eine hohe Meinung von sich, weil er, wie er sagt, ein Dichter mit Grundsätzen ist. — Ja, das gebe ich zu — aber ein Dichter ohne Schöpfungen. Was nützen da die Grundsätze, deshalb kommt keiner auf den Dichterthron.

Ueber die Entstehung des Volksliedes, der Volksdichtung bin ich mit zuletzt genannten beiden Herren im Widerspruch. Ich erachte dafür, daß ein Volkslied nicht im Volke, durchs Volk, sondern stets durch das Talent der höher im Volke gestandenen Männer geschaffen wurde, das Volk also selbst nicht Antheil an einer solchen Schöpfung hat. Nicht der Zufall, nein die Absicht, die freilich sehr oft nicht erreicht wird und als vergeblicher Versuch abfällt, bringt Volkslieder hervor, nicht der Mund des Volkes.

Aber das gebe ich zu, daß Lieder, einmal ins Volk gebracht, durch dieses noch mancherlei Veränderungen erfahren können, erfahren haben; ich gebe auch zu, daß wohl einmal ein Lied aus dem Volke hervorgeht. Suchen wir im letzten Falle indeß die Quelle noch genauer auf, so finden wir sie vielleicht in einem Menschen, der allerdings jetzt zum Volke, d. h. zu den Ungebildeten, roheren Haufen zählt — aber der Dichter ist doch ein durch Spiel oder als Trinker her-

unter gekommener Gebildeter, der sich nun Luft macht in der Dichtung und welcher dadurch seine Saufcumpanen amüsiren will.

Sind ja schon Grafen und Fürsten bis zu Lumpensammlern herunter gesunken, Dichter sogar vielfach, und von solchen Leuten gehen dann die Volkslieder aus, die eben als die aus dem Volke gekommenen bezeichnet werden. So z. B. sind speciell fast alle Handwerksburschenlieder von studentischen Kreisen ausgegangen, weil früher die Studenten mit den Handwerksburschen mehr — öfters in blutiger Weise — zu thun hatten und die Studenten dann dem Spotte, dem Hohne und der Satire (in ihren Dichtungen für die Handwerksburschen) Gelegenheit gaben sich als Rachegeister auszutoben. Ob meine Ansicht ganz richtig, überlasse ich der weitern Forschung gern.

Kapitel IX.

Etwas vom Carneval in Cöln; Abenteuer darauf. Die Frau Principalin.

So viel Menschen, so viel Narren.
So viel Köpfe, so viel Sparren.

Aus den Frühlingsfesten der Vor= Vorvölker wird wohl der jetzt noch lebende Carneval entstanden sein. Gelehrte weisen nach, daß solche Feste von den Hellenen zunächst zu den Römern übergingen und von diesen dann zu vielen europäischen Völkerstämmen. In Cöln wird behauptet, daß eine Art Carnevalsfeier daselbst seit der Römerzeit, natürlich mit längerer oder kürzerer Unterbrechung, mit Ummodelung je nach Zeit und Sitte, existirt habe.

Die Carnevalsfeier indeß, wie sie jetzt ist und sich jedes Jahr in der Rhein=Metropole wiederholt,

wurde dem Römischen Carneval nachgebildet und erst 1823 eingeführt.

Das vor diesem Jahre gefeierte Carnevalsfest war nämlich nach und nach ein ganz verwahrlostes Ding geworden, die Hefe des Volkes hatte es nur noch in der Hand und es artete immer mehr in Rohheit aus, führte zu Bestialitäten und half mit die Sitten der untern Volksschichten verderben.

Da traten 1823 gebildete und es mit dem Volke wohlmeinende achtbare Männer in Cöln zusammen und beschlossen, die Carnevalsfeier zu veredeln, was sie dadurch zu erreichen hofften, daß sie die bessern Stände zur Betheiligung am Feste gewinnen wollten. Durch die Bemühungen dieser Männer gelang es dann auch, die wohlhabenderen und gebildeten Familien zu einer würdigeren Abhaltung des Carnevals zu bestimmen und heranzuziehen. Die Reorganisation des Festes wurde Thatsache.

Wenngleich zur eigentlichen Carnevalsfeier nur 2 Tage vorhanden, so beginnt doch schon von Neujahr an jeden Jahres die Einleitung und Vorbereitung zu den zwei lustigen Tagen. Welcher Art diese Vorbereitungen sind, soll hier nun in Kürze erzählt werden.

Am Neujährstage tritt das alte Comité, kleiner

Rath genannt, welcher aus 11 Personen zu bestehen hat, zusammen und hält, nachdem es dazu Tags zuvor öffentlich alle Kappenbrüder (Narren) in einer scherzhaften Annonce eingeladen, eine erste Sitzung. Wer dieser ersten sonntäglichen Sitzung beiwohnen will, hat 3 Thlr. — Eintrittsgeld zu entrichten, wofür ihm das Recht wird, alle folgenden Versamm=lungen gratis zu besuchen.

Der erste Act der Thätigkeit des „kleinen Rathes“ ist, daß eine öffentliche Neuwahl des Vor=standes vorgenommen wird und nach derselben beginnt sofort das carnevalistische Treiben innerhalb der sich neu gebildeten Carnevals=Gesellschaft.

Der gewählte neue Präsident eröffnet in drol=liger Anrede diese erste Sitzung, sodann wird ein Lied unter Orchesterbegleitung gesungen, darauf betritt irgend ein Narr die Rednerbühne und elektrisirt durch Witz, Humor und Satire seine Zuhörer. Nun wech=seln Gesang und Reden ab, dazwischen läßt sich auch wohl der Präsident in Impromptus hören, oder irgend ein Narr wirft von seinem Platze aus einen Witz dazwischen; auch unterbricht zuweilen ein ausge=brachtes „Hoch!“ den regelmäßigen Gang der lustigen Unterhaltung.

Diese sonntäglichen, etwa 2—3 Stunden andau=

ernden Versammlungen werden bis zum Sonntage vor Fastnacht fortgesetzt und immer geschäftiger, witziger und toller gestaltet sich das Leben und Treiben darin. In diesen Sitzungen, welche wohl von 8—900 Personen besucht werden (Fremde haben darin gegen ein Entrée von 10 Sgr. Zutritt), bespricht man auch die ernsten Seiten des Festes, namentlich die leitende Idee dazu, die Fabel, den Vorwurf zum Carnevalszuge, und die Masken, welche man zur Ausführung nothwendig hat.

Der kleine Rath ist überhäuft mit Arbeit, und er würde solche gar nicht bewältigen können, wenn er sich nicht durch Mitglieder verstärkte. Nach dieser seiner Verstärkung theilt sich der „kleine Rath" in verschiedene Festausschüsse, Comités, als: literarisches Comité, Decorations-Comité, Finanz-Comité und Zug-Comité. Diese Comités nehmen dann die speciell für sie bestimmten Arbeiten in die Hand und machen ihre Vorbereitungen zur Feier des Festes.

Die Comités sind verpflichtet über ihre aparten Versammlungen Protokolle zu führen und diese kommen später in die Hände des „kleinen Rathes" resp. zum Vortrage bei demselben, welcher dann die Genehmigung zu den Beschließungen giebt, oder Aenderungen dazu vorschlägt.

Ohne diese practische Verstärkung des „kleinen Rathes“ durch fähige, meist jüngere Narren, würde wohl kaum das Fest gelingen können, denn leicht ist es nicht, eine Masse von circa 1000 Personen, die sich thätlich am Feste betheiligen, zusammen und unter Disciplin zu halten. Man denke nur an den öffentlichen Maskenzug — an den Masken=ball — letzterer wird von 2 — 3000 Menschen besucht.

Dabei giebt es wahrlich genug ernste Sachen, die mit Spaß nicht abzumachen sind und wenn auch das Cölnische Sprichwort: „Geck, lohs Geck elans“ (Geck, laß den Gecken (ungeschoren) vorbei) sich in den tollen Carnevalstagen geltend zu machen versteht, so würden doch ohne eine eingeführte straffe Disciplin Conflicte und Unzuträglichkeiten genug vorkommen. Die Cölner könnten uns den Rath geben:

Lernt von uns, den Ernst zum Spaß,
Spaß zum Ernste nehmen.

Sind nun endlich nach den Vorversammlungen, zwischen welche einige Sitzungen in Anwesenheit der Damen=Narren, oder vielmehr der Narren=Damen fallen, die Festtage erschienen, so gestaltet sich die Feier derselben wie folgt:

Am Sonntage vor Fastnachtsmontag wird eine

allgemeine Kappenfahrt abgehalten, d. h. es versammeln sich die Mitglieder der Carnevalsgesellschaft mit oder ohne Costüm, doch stets mit der Narrenkappe auf dem Haupte in offenen, theils festlich decorirten Wagen auf einem öffentlichen Platze und fahren von hier aus durch die Hauptstraßen von Cöln. Speisen und Trinkvorräthe führt jeder Wagen mit sich, denn die Umfahrt dauert circa 3 Stunden, und ohne Essen und Trinken wären sie ja gar nicht zu verleben! Die Häuser jener Straßen, wodurch die Kappenfahrt stattfindet, sind theilweise durch ausgehängte Teppiche oder Fahnen geschmückt, und aus den Fenstern schauen auf die langsam Vorüberfahrenden die schönsten Mädchen, manchen zärtlichen Blick und Wink, manches Kußhändchen empfangend und auch wohl erwidernd.

Daß es bei dieser Fahrt an lauter Lust nicht mangelt, ist wohl selbstverständlich, denn eine stille Vorbeifahrt wäre keine geeignete Einleitung zu dem heitern Feste. Die lauteste Freude entwickelt sich schon an diesem Tagen auf den Straßen und in den Häusern; das ungebundene Leben nimmt seinen Anfang, und namentlich kommen schon die jungen Damen in Extase, zumal es nicht an Musikbegleitung bei dieser Kappenfahrt fehlt.

Daß überhaupt die jungen Damen Cölns sich

für den Carneval so sehr interessiren, darin findet er eine Stütze zu seinem Halt und Bestand.

Der ungenirtere Umgang der beiden Geschlechter in den festlichen Tagen, die häufige Gelegenheit des Sichsehens, Sichsprechens haben schon oft Herzensbündnisse fürs Leben herbeigeführt; ja die jüngere Damenwelt hält geradezu die Carnevalszeit für diejenige Zeit, worin jedes Mädchen (d. h. heirathslustige und fähige) einen Mann bekommen müsse. Ein Volksliedchen in Cölnischer Mundart, welches die jungen Mädchen zur Carnevalszeit singen, sagt es so:

Hochdeutsch: Die Fastnachtszeit kommt jetzt heran,
Gehn auch fort Geld-Rester
Kriegen wir jede doch 'n Mann,
Ich und auch die Schwester.

Nach dem Tage der Kappenfahrt kommt Fastnachts-Montag, auch Rosenmontag genannt, zur Befeierung. An diesem Tage, so wie er nur graut, beginnt schon in den Häusern für diejenigen, welche den öffentlichen Maskenzug auf den Straßen mitmachen wollen, eine grausame Thätigkeit. Da wird das erst Abends vorher abgelieferte Costüm anprobirt, die Schwester oder die Mutter haben daran noch zu ändern; ein Gelaufe und Gerenne, Trepp auf, Trepp ab entsteht, dazwischen Lachen, lautes Anordnen beim

Gesinde und herauf von der Straße erschallt dazu die Reveille: Freut Euch des Lebens 2c. in „Trommelschlag und Querpfeifenton.

Alle Leute, selbst die ältesten werden aufgeregt! Gegen 11 Uhr Morgens nimmt der Maskenzug zu Wagen, zu Pferde, zu Fuße vom Neumarkte aus seinen Anfang und zieht langsamen Schrittes unter dem Gejubele des Volkes auf der Straße und in den Häusern, durch die Hauptstraßen der Stadt, stellt sich auch wohl auf den großen Plätzen einige Zeit auf und läßt hier Witze los entweder durch närrische Puppenspiele oder durch Absingung von modernen Mord- und andern Geschichten, welche für Cöln Interesse haben. Von den Wagen des Zuges kommen witzige Programme und Lieder zur Vertheilung unters Publikum, auch hält man satirische Anreden an dasselbe. Die Acteurs, resp. die Spectakelmacher im Zuge empfangen überall Applaus; nicht minder erzielen die witzigen mit Anspielungen auf Cölnische oder allgemeine politische Zustände versehene Wagen und Masken rauschenden Beifall. Der Zug verweilt auf den Straßen und Plätzen durch fast volle fünf Stunden. Das Leben während dieser Zeit auf den Straßen und in den Häusern zu schildern wird fast zur Unmöglichkeit. Man kann kurz sagen: es herrscht nur eine Freude, und alles Leid scheint verschwunden!

Nach Beendigung des Zuges erlaubt man sich etwas auszuruhen, um dann Abends noch in den verschiedenen Restaurationen das einmal eingerissene frohe Leben, häufig bis zum Culminationspuncte, forttreiben zu können. Am Carnevals-Dienstage giebt uns Cöln ein Stück Römischen Carneval zum Besten. Denn von Morgens um 10 Uhr an entsteht ein Maskengedränge und Gewoge auf den Straßen, welches in Rom nicht ärger sein kann. Jetzt erscheinen auch die niedrigeren Stände maskirt öffentlich und machen ihre Witze. Daß letztere in solchen Händen etwas ausarten, ist begreiflich, deshalb getrauen sich feine Damen an diesem Tage nicht auf die Straße; die Jugend aber amüsirt sich gerade hierbei, wie immer, köstlich. Zu Reibereien, Prügeleien kommt es indeß fast nie und hier bewährt sich der Spruch: Geck, lohs Geck elans!

Gegen 6 Uhr Abends am Dienstage verschwindet das Leben auf den Straßen; es wird wohl noch fortgesetzt in verschiedenen Wein- und Bierhäusern, aber die Meisten putzen sich dann an, entweder zu dem großen Balle auf dem Kaufhause Gürzenich, oder zu andern Bällen. Dabei giebts allerdings im Hause selbst viel zu thun, namentlich wenn das ausgewählte Costüm noch nicht recht passen will.

Um 7 oder 8 Uhr beginnen die Carnevalsbälle, und das Leben darauf entspricht dem auf der Straße der vorangegangenen Tage. Ein Maskenball am Rhein ist ein anderer als einer in Norddeutschland. Hier findet man wohl prachtvolles Costüm, aber kein Verständniß für die Maske, man glaubt in einem Wachsfiguren-Cabinette, nicht aber auf einem Maskenballe zu sein. Das ist am Rhein anders: durch die Maske entsteht mehr Leben in der Gesellschaft, der Witz sprüht Funken, der Humor macht den Ball gemüthlich. In Norddeutschland kommt erst Leben auf den Maskenball nach der Demaskirung, am Rhein herrscht maskirt und unmaskirt Lust und anständige Ausgelassenheit, Narrheit und sogenannte Tollheit. Viele Norddeutsche können sich auf einem Maskenballe am Rhein nicht amüsiren, das kommt daher, weil sie die Maskenlust nicht mitbringen, nicht ein Schärflein zur Vermehrung der Heiterkeit beizutragen wissen. Sie fühlen sich fremd unter den Masken, und daher fehlt ihnen der Genuß. Den Rheinländern würde es umgekehrt auf einem Maskenballe in Norddeutschland auch nicht behagen, das ganze Maskenvergnügen würde ihnen wie Marionettenspiel vorkommen, oder wie lebende Bilder und Lieder ohne Worte.

Das Ballvergnügen dauert bis Mittwoch 4 Uhr früh, und am Mittwoch selbst findet dann der ganze Carneval seinen Schluß in einem großen Pickenicke auf dem Gürzenich-Saale. Hier treffen Nachmittags noch einmal die Familien zusammen. Jede bringt sich selbst Mundvorrath und Trank dazu mit, sucht sich Platz und unter den Klängen eines vollständigen Orchester wird hier noch einmal lustig getanzt, tüchtig gezecht und der Carneval sozusagen zu Grabe geleitet.

An Späßen und Mystificationen fehlt es auf den Maskenbällen in Cöln nie; wir haben selbst einmal eine Mystification ausgeführt, die uns viel Vergnügen bereitete.

Wir hatten nämlich unsern Lehrling dazu beredet, auf dem Maskenballe die Rolle einer jungen Dame zu übernehmen, um unsern ältesten noch sehr verliebten Gehilfen darin recht ordentlich an der Nase herum führen (foppen) zu können. Dieser Scherz gelang prachtvoll! Der Lehrling hatte Mädchens Größe, war feisten Körpers und machte sich in der That ganz gut in seiner Verkleidung.

Wie dieser Spaß ausgeführt wurde, ist in folgenden Reimen als „Abenteuer auf dem Gürzenich-Balle“ wiedergegeben.

Abenteuer auf dem Gürzenich-Balle.

O, wie täuschen oft uns Masken, und wie prellet uns Verkleidung! — Als ein Häuptling edler Basken trieb ich meine Narretheidung in des Gürz'nichs lichten Räumen, drängt' und zwängt' mich durch die Massen, hier zu schaun und süß zu träumen, dort zu necken und zu spaßen. Niemals irrt' ich gern alleine, kalt und ernst, wie weiland Zeno; heute regt sich's im Gebeine zärtlich mir gleich Papageno, als ein herrliches Gebilde jetzo plötzlich ich erblickte, das der Liebesgöttin Milde sicher mir entgegenschickte. Zwar die Larve deckt das Antlitz, doch wo solche Augen glühen, da bedarf das Herz der Brandspritz', nicht in Flammen aufzusprühen. Um den Hals, den schwanengleichen, ringeln sich unzähl'ge Locken; auf den rabenschwarzen, weichen prangt die zierlichste der Toquen. Mädchen, ha, wie bist du prächtig! Dürfte küssen deine Lipp' ich! Deine Taille schlank und schmächtig, und dein Busen voll und üppig; voll und üppig auch die Hüften, die so sanft elastisch schwellen. Züchtig doch um Brust und Hüften fließen des Gewandes Wellen, des Gewands aus goldner Seide, bis zum Fuß, dem kleinen, netten, dessen Form mit blassem Neide hundert Frau'n betrachtet hätten.

Wer so vielen Liebreiz sähe, würde warm, wie ich's gewesen. Und ich hatt' in ihrer Nähe bald ein Plätzchen mir erlesen. Als ein Veilchen ich gesessen, in ihr Anschaun ganz verloren, ward ich endlich so vermessen, neigte mich zu kleinen Ohren, fragt', ob sie Vergnügen finde, ob sie gut sich amüsire; sagte auch dem hübschen Kinde, einzig ihr Costüm brillire. Sie zwar nickt zu meinen Worten, kichert, lacht, bleibt unverdrossen; doch des holden Mundes Pforten sind dem Frager streng verschlossen. Weil nicht spröde, ist sie schüchtern? Oder scheut sie Vettern, Brüder, die am Tische still und nüchtern blicken auf die Nägel nieder? — Warum nicht mit Rebenblute sie gelabt, wie's doch sich

schicket? Matt nnd lechzend, wird die Gute reden, ward sie erst erquicket. Ja, das ist's! Dem Kellner winkt' ich: Hör' einmal, Büffet-Verweser, mit Champagner bringe flink dich! Schnell! zwei Flaschen, sieben Gläser!

Ha, wie jetzt die stummen Herrchen aufschaun, schmunzeln, Blicke wechseln! Lassen sich die trocknen Närrchen solche feine Nasen drechseln? Bah! sie ließen sich's nicht schmerzen, schlürften lachend von dem Weine, während ich zu meinem Herzen näher zog die holde Kleine. Sie nimmt's Glas! — jetzt wird sie nippen, ihre Züge werd' ich schauen! — Abgewandt, verhüllt die Lippen, trinkt sie hastig — list'ge Frauen!

Horch! ein Strauß'scher! „O der Gnade, wenn du Zierde aller Masken eine einiz'ge Galoppade tanzen wolltest mit dem Basken." Sie erhebt sich, reicht den Arm mir, und wir eilen zu den Kreisen, rechts und links — wie ward es warm mir! — meine Tanzkunst zu beweisen. Grazie, Houris, Engel nannte ich die Tänz'rin ohne Gleichen; aus den dunkeln Augen brannte Gluth auf mich, ein liebes Zeichen. Und sie hüpfet, lacht und kichert, doch kein Wort entflieht dem Munde, ob ich gleich, deß seid versichert, vorgeschwatzt ihr manche Stunde.

Doch es sehn auch ihre Brüder oder Vettern (was denn weiß ich!) kichernd auf dte Nägel nieder, und auf mich so spitz und beißig. Und noch andre Leute scheinen mich verwundert zu besehen. „Gut, o Freundin, sollt' ich meinen, wär's, etwas umher zu gehen." Ja, sie folgt mir willig, munter, angeschmiegt an mich so enge; hier hinauf und dort hinunter pressen wir uns durchs Gedränge. — „Könnt' ich sie alleine sprechen, Aug' an Aug' nnd Mund' an Munde, würd' ich wohl ihr Schweigen brechen, hört' ich wohl willkommne Kunde. Auf des Nackens Lilienweiße drückt' ich zahllos wilde Küsse, ach, so flammende, so heiße, als ob Marmor schmelzen müsse. — Läßt sich trauter Zwei-

sprach üben, wo viel tausend Lichter funkeln? Doch gut fischen ist im Trüben, und im Dunkeln ist gut munkeln."

Wieder kehren wir zum Tische, leer sind unsre Flaschen beide; ich bestell' alsbald zwei frische, Allen süße Augenweide. Durstig war das Mädchen freilich von dem Tanzen und dem Wandern: drum auch trinkt sie jetzt so eilig eins der Gläser nach dem andern. Da hör' ich der Brüder einen lachend plärren: „Mord und Zeter!" (leis' zu flüstern mocht' er meinen) „was er saufen kann, der Peter!" — „Du Kameel!" so platzt ein Baßton von den Lippen meinem Engel: „Störst du den amönen Spaß schon, gräulicher Philister-Bengel!" —

Die mich also tief gerühret, die geherzt, geküßt ich habe, flott tractirt, zum Tanz geführet, — o der Blindheit! — war ein Knabe!

Unsere Frau Principalin konnte den Carneval nicht recht leiden, sie hatte auch Ursache dazu, denn das Personal war in den drei tollen Tagen fürs Geschäft fast unbrauchbar. Aber sie machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ uns sozusagen austollen. Ihre einzige ironische Frage nach Ablauf des Festes blieb stets:

„Na, is de Kopp noch ganz?"

Alle Vorwürfe wurden von ihr vermieden, selbst wenn einige Gehilfen sich während des Festes gar nicht im Geschäfte hatten blicken lassen. Nach den Feiertagen wurde das Versäumte redlich nachgeholt und wir verlängerten selbst freiwillig unsere Arbeitszeit, wenns nothwendig wurde.

Aus unsern Geschäften ist wohl Niemand geschieden ohne eine hohe Meinung von seiner Principalin gewonnen zu haben; jeder Mensch mußte diese Frau achten lernen wegen ihrer Arbeitsamkeit, Einsicht und Liebenswürdigkeit im Umgange. Auf vernünftige Vorstellungen ging sie stets bereitwilligst ein, und sie beurtheilte das Leben der Menschen mit viel Humanität. Nie habe ich aus ihrem Munde auch nur ein Wort, eine Sylbe vernommen, welches man als Ausdruck eines Tadels über ihre Nebenmenschen hätte deuten können.

Ruhe ihrer Asche!

Kapitel X.

Einige nutzlose und überflüssige Gedanken über die Seele, über ein Seelen-Individuum, über Tod und Unsterblichkeit; über die Theologie, und zuvor, wie ich in ein Gespräch darüber verwickelt wurde.

Dr. W. Smets, Sohn erster Ehe der berühmten Tragödin Schröder-Devrient war, als ich ihn kennen lernte, privatisirender katholischer Geistlicher in Cöln und redigirte nebenbei das Feuilleton der Cölnischen Zeitung. Später wurde er Domherr in Aachen, und nachdem er 1848 im Parlamente getagt und Fr. Wilhelm IV. als Kaiser für Deutschland noch mit ausgerufen hatte, starb Smets Anfangs 1849 zu Aachen an seinem alten Uebel, an Steinbeschwerden, etwa im 54. Lebensjahre.

Als katholischer Geistlicher gehörte Smets zu den Hermesianern, d. h. zu den Anhängern der Ueberzeugung, daß man die Glaubenssätze der christkatholi-

schen Religion nicht allein durch Vernunftgründe zu beweisen suchen müsse, sondern dieses auch vermöge.

Dr. Smets sah auf ein sehr interessantes Leben zurück.

Als junger Mensch von 16 Jahren hatte er mit seiner Mutter die Bühne in einem Schillerschen Stücke und wie er versicherte, mit einigem Erfolge betreten, war aber von dieser Laufbahn bald abgesprungen und in ein Freiwilligen-Corps als Junker (Officier) eingetreten, um darin den Feldzug 1815 nach Frankreich unter Preußen mitzumachen. Nach glücklicher Beendigung desselben gab er die militairische Carrière auf und widmete sich nun unter Professor Hermes in Bonn den theologischen Studien; nach Vollendung derselben wurde er bald Caplan und später Pfarrer im Rheinlande. Kränklichkeit halber mußte er indeß den ihm zu sauer werdenden Dienst aufgeben und seitdem lebte er nun bescheiden in Cöln von Messelesen und seiner schriftstellerischen Feder.

Man muß Smets Leistungen als Schriftsteller, namentlich als Dichter (seine Gedichte erschienen Anfangs der 40 Jahre im Cotta'schen Verlage), alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn er hat Kaiserlieder (auf Napoleon) Kriegslieder, Sonnette, Balla-

den, Parabeln geliefert, die sich dem Besten in der deutschen Literatur würdig anreihen lassen.

Als Feuilletonist fand er überall lobende Anerkennung, denn er wußte seine Artikel mit Geschmack abzufassen und interessant zu halten. Selbstverständlich vertrat er, der katholische Geistliche, überall einen unerschütterlichen orthodoxen Glauben; doch stiegen in ihm hier und dort rationalistische Zweifelsblasen auf, die dann so gelegentlich aus seinem Munde in die Welt verpufften. Als gemüthlicher Gesellschafter, zur Rede und Widerrede stets fertiger Mann, fiel es gar nicht schwer, namentlich wenn er sich recht wohl fühlte, stundenlang mit ihm in angnehmer, anregender Unterhaltung zu bleiben. Zu der Zeit, wo der Maitrank in Cöln seine Rolle spielt, traf ich einmal mit Smets zusammen im damals berühmten„ Herzenskümpchen," welches Weinhaus Hackländer durch seine Erzählung von den 4 Königen verewigt hat, und wir tranken beide Maiwein.

Der Zufall wollte es, daß wir bald ganz allein waren, einige Stunden allein blieben und daß wir auf das Thema von Gott, von der Seele und andern höhern Dingen zu sprechen kamen.

Der geehrte Leser wird denken, na nun geht die Gotteslästerung, die Gottesverleugnung los, nun tritt

der Memoirenschreiber, wie so viele Schriftsteller heutigen Tags als Atheist auf.

Nur keine Besorgniß!

Ich will deshalb vorausschicken und vorab beweisen, daß ich an einen Gott glaube und aus welchen Gründen. Mein Gott wird freilich nicht so aussehn, wie die Altväter ihn uns vorgemalt, oder wie ihn der christlichen Glaube uns vorgezeichnet hat; — ich glaube aber an einen Gott, oder vielmehr, was wohl dasselbe bedeuten wird, an einen Willen, der das, was ist, hat erschaffen wollen und können.

Weiter übrigens noch eindringen zu wollen, z. B. in die Beschaffenheit, das Wesen dieses Willens (in den Schöpfer, den Schöpfungsprozeß) vermag ich als Mensch nicht. Mein Auge sieht das Geschaffene, Entstandene und mit Zuhilfenahme meiner geistigen Kräfte erkenne ich, daß alles mir Sichtbare höchst wunderbar und praktisch eingerichtet ist, es mithin keine Kleinigkeit war Alles gerade so einzurichten, einrichten zu können durch Willen, Kraft und Macht.

Der Mensch muß ja in Erstaunen, Bewunderung und Scham niedersinken in den Staub, wenn er, gegenüber seinen Erzeugnissen, den Blick in den ihm sichtbaren Weltenraum wirft und sieht, wie Weltkörper, vielleicht Millionenmal größer und schwerer als

unſere Erde, ruhig kreiſen und dahin ſegeln, ohne daß ihr Lauf durch eine andere Hilfe bewirkt und geordnet wird, als durch jene Hilfe (Kraft), welche uns unerkennbar, unerfaßbar und unerklärbar bleiben wird.

Der Menſch iſt oft ſo ſtolz auf ſeinen Verſtand, auf ſein Wiſſen, ſein Können und doch iſt es nichts, rein gar nichts damit gegenüber dem, was wir nicht wiſſen, nicht können.

Wir wiſſen nichts von den Urſtoffen, können keine hervorbringen, ſondern ſie nur benutzen; wir wiſſen nichts von den Urkräften, ſie ſind und bleiben uns ein Räthſel, welches keine Zeit löſen wird. Wir können keinen Schöpfungsact, ſelbſt den ſcheinbar unbedeutendſten, weder aus Nichts (durch unſern Willen), noch aus vorhandenen Stoffen vollbringen.

Ohne daß wir fix und fertig vorhandenen Samen legen, entſteht keine Pflanze, keine Blume, kein Baum, kein Grashalm; ohne Befruchtung, Begattung in der Gattung iſt keine Fortpflanzung denkbar. Was wiſſen und können wir alſo? Antwort: Nichts! Wir können nicht das einfachſte, geringſte Inſect oder eine Amphibie hervorbringen, wenn wir ſie auch noch ſo gut zu zergliedern verſtehn, ihren einfachen Organismus, ihre Lebensbedingungen erkennen — wir können es

nicht! Das einfachste Blatt, das unbedeutendste Saatkorn schaffen, mit Wachsthumsfähigkeit schaffen überhaupt schaffen zu wollen, wäre ein wahnwitziges Unternehmen!

Mit einem Worte: die Schöpfungskraft geht uns ab. Der ausgebildetste, der schärfste Menschenverstand muß aber zugeben, daß die sichtbare Schöpfung einem Willen ihre Entstehung verdankt — also einen Urheber hat — das ist vernünftig, menschlich-logisch geschlossen, damit hören dann allerdings unsere vernünftigen Schlüsse auf. Das ist meine Ansicht.

„So," meinte der Dr. Smets, als ich mich in ähnlicher Weise wie eben zu dem Leser, zu ihm geäußert hatte, „so, wenn da bei Ihnen alle Vernunftschlüsse aufhören, dann tritt bei mir die Religion mit ihrem beseligenden Glauben ein und verschwunden auf einmal ist das Nichtwissen, und Nichtbegreifenkönnen, das Anzweifeln, die Verneinung! Ich hörte gern, Sie glauben an einen Gott, den Erschaffer aller Dinge, ich auch; ich denke mir aber dazu, daß er mit Zweck geschaffen hat, daß er als Vater erschaffen, der das Erschaffene erhalten und väterlich dafür sorgen will.

Daß wir Menschen nicht alle Zwecke des Schöpfers erkennen können, erkennen sollen, ist zuzugeben; aber der christliche Glaube, die Offenbarung, die

Verheißungen ersetzen unser Nichtwissen, bewirken die Erleuchtung in göttliche Dinge, und unser Blick geht dann ruhig ins Unsichtbare, Unendliche und begreift es! Das werden Sie zugeben."

„Ich kann Nichts zugeben, der Glaube ist eben Glaube, also ein Dafürhalten. Der Glaube ist in keiner Religion wissenschaftlich zu begründen, auch wenn er noch so beseligend auf seine Anhänger einwirken kann und muß, weil er vielleicht ihnen Dinge verheißt, die man wünscht, z. B. Fortleben nach dem Tode, dazu eine ewige Seligkeit, Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen in jener Welt ꝛc. Es ist und bleibt nur Glaube, also ein Fürwahrhalten ohne jede Begründung.

Sie weisen auf die Offenbarung hin, diese existirt nur für den, der sie zweifellos als Thatsache zugiebt. Der Act einer Offenbarung kann aber ohne große Schwierigkeit als gar nicht geschehen abgewiesen werden.

Und nun gar die Verheißungen, damit sieht es noch viel zweifelhafter aus.

Es heißt im Buche der Bücher:

Der Herr erbarmet sich aller seiner Werke, und: Rufe mich an in der Noth, ich will Dich erretten und Du sollst mich preisen.

Wo in aller Welt sehen wir denn ein Erbarmen für das Geschaffene?

Ist nicht ein Geschöpf des andern Würgengel? Dienet nicht ein Geschöpf dem andern zur Nahrung, zur Speise? Und welche Grausamkeiten mit dem Geschöpfe gehen voran, ehe es durch seinen Leib dem andern zur Nahrung wird?

Der Raubvogel schießt auf die schuldlose Taube oder das sanfte Lamm und zerfleischet sie elendiglich! Ein Geschöpf ist des andern Feind, das eine bemächtigt sich des andern wie und wo es kann, martert es, tödtet es auf die empörendste Weise; kurzum: die Geschöpfe unter sich üben Barmherzigkeit nicht aus. — Und nun gar die Elemente!

Die Gewalt des Feuers hat schon Milliarden von Geschöpfen das Leben in der martervollsten Weise verzehrt; unter grauenvollen Erdstürzen haben Tausende und aber Tausende ein qualvolles Ende gefunden; Erdbeben, Ueberschwemmungen vernichteten und verschlangen gierig ganze Länderstrecken mit Allem darauf was Leben und Odem hatte! Und wie muß oft der Einzelne leiden, ehe die Qual, der Schmerz sein Ende findet!

Wo bleibt da das Erbarmen, die Rettung? In der Schöpfung und bein Schöpfer müssen uns uner-

kennbare, von uns unbegriffene Zwecke fürs Weltall vorwalten, Gesetze herrschen, die ein Erbarmen für das Einzelnere, oder gar für das Individuum durchaus ausschließen.

Ein Gesetz in der Schöpfung erkennen wir, weil jeder Augenblick dafür Beweise giebt, es ist: die ewige Vernichtung und Verwandlung der Stoffe und ihre stets neue Verwerthung.

Wenn ein Erbarmen in der Schöpfung für das Erschaffene, oder gar für's Individuum stattfände, so müßte es doch sichtbar werden, sogar sehr oft. Denn so einzelne grause Fälle mit glücklichem Ausgang, welche als sichtbares Erbarmen, als eine Errettung aus Noth und Ungemach durch göttliche Gnade von den Gläubigen ausgerufen und gepriesen werden, sind doch nur dem naturgemäßen Eintritt solcher Ereignisse zu verdanken, welche einen glücklichen Ausgang schließlich liefern mußten. Von den unzählbaren Fällen aber, die das Gegentheil beweisen können, spricht Niemand.

„Sie reden und schließen wie der kalte schwache Menschenverstand; unsere Religion erklärt anders; doch führte es mich zu weit, wollte ich für Sie Genügendes erwidern. Mir ist die christliche Religion das höchste Gut; sie stärkt mich, beseligt mich. Sie (diese

Religion) gebietet aber auch, daß nur Liebe herrschen soll unter den Menschen; ich halte sie für eine Nothwendigkeit auf Erden und für eine Wohlthat. Denn unsere Religion veredelt den Menschen und sie lehrt uns auch, durch das geschaffene Institut der Kirche, wie wir den Schöpfer anzubeten haben, wodurch wir ihn verehren, ihm wohlgefällig werden können. Religion zu haben ist überhaupt Bedürfniß für alle Menschen, denn über 200 verschiedene Religionsformen existiren auf unserer kleinen Erde. Die christliche Religion ist aber die allervollkommenste, die einzig wahre Religion. Die Theologie hat das wissenschaftlich bewiesen.

„Lieber Herr Doctor! Ich kann Ihnen viel von dem soeben Gesagten zugeben, ohne meinen Standpunkt zu verändern, meine Anschauung aufzugeben.

Wie ich vorhin schon behauptete: so kennt und begreift der Menschenverstand die Zwecke der Schöpfung nicht, sie bleiben uns ewig verhüllt; jeder Mensch erkennt aber die Schöpfung und einen Urheber dazu an, mithin existiren Atheisten gar nicht. Weil wir indeß beschränkter Einsicht bleiben müssen, so wird es auch wohl erlaubt sein, über unser Vermögen nicht hinaus gehen zu wollen, also nichts in unsern Wissenskreis zu ziehen, was wir gar nicht wissen können, für uns sozusagen Nichts bleiben muß.

Die Religion thut dieses jedoch durch ihre Glaubensartikel, sie will uns zur Annahme von Dingen zwingen, die dem Verstande unbegreiflich sind und gerade hierauf stützt sie dann hauptsächlich mit ihre Vorschriften für die äußere Form der Gottesverehrung und behauptet, daß sei die einzig richtige Form.

Unbestreitbar sind die Religionsformen für das Menschengeschlecht Mittel zur Veredlung desselben, denn sie wollen überhaupt den Menschen gut machen, haben also ein erhabenes Ziel, müssen im Menschengeschlechte existiren und sind zu cultiviren. Aber keine Religion erhebe sich nur über die andere als die richtigere, oder gar als die allein wahre, denn alle Religions-Ueberzeugungen sind Ausflüsse des menschlichen Geistes und keine kann unumstößliche Beweise für die Wahrheit ihrer Glaubenslehren aufbringen.

Denn selbst die gelehrten christlichen Theologen gehen zu Folgerungen von irrigen Vordersätzen über, um etwas zur Wahrheit zu stempeln, wovon nicht der Schein der Wahrheit zu beweisen ist. Ihr Vordersatz heißt ohne jede weitere Begründung: So ist es, so war es (leider unerwiesen), darum muß es auch so sein, so werden. Nichts als Sophisterei!“

„Wenn Sie, lieber Freund, wie es scheint jeden

Autoritätsglauben abweisen wollen, ein besseres Wissen als das Ihrige verschmähen, nun, so muß man Sie gehen lassen. Am Ende glauben Sie gar nicht einmal an eine Seele? Es haben schon gelehrtere Männer als wir gelebt, das werden Sie zugeben und diese haben sich mit Untersuchungen über die höchsten Fragen der Menscheit befaßt. Von diesen Männern wissen wir nicht allein, daß der Mensch aus Leib und Seele besteht, sondern daß letztere nicht zu tödten ist, fortlebt nach dem leiblichen Tode ihrer irdischen Hülle und eine weitere höhere Bestimmung in jener Welt findet."

„Sie reden von der Seele, haben Sie eine solche schon gesehn?"

„Ich brauche sie nicht zu sehen, ich bin mir ihrer bewußt; Sie sehen ja auch nicht die treibende Kraft, welche dnrch den Draht fährt und im Nu, ohne Zeitverlust, Tausende von Meilen zurücklegt und doch wissen und anerkennen wir, eine solche sei vorhanden."

„Ja, lieber Herr Doctor, da haben wir's, Seelenkräfte, wir nennen es so, glauben sie in uns vorhanden, ob diese aber nicht das nothwendig folgende Product der Zusammensetzung von Stoffen und ihrer Ineinander-Arbeit vermittelst nnserer Organe

sind, eine aparte für sich allein abeitende Seele aber gar nicht existirt, das bleibt die große noch ungelöste Frage. Bedenklich bleibt es, an ein selbstständig im Menschen wirkendes Seelen-Individuum zu glauben, denn wäre es vorhanden, so könnte es nicht mit eintretender Schwäche des Körpers auch schwach werden, es würde selbst durch den leiblichen Tod nicht alterirt.

Da vielen Menschen eine gänzliche Vernichtung der Seelenkräfte unglaublich, so ist die Hypothese aufgestellt worden (namentlich da alles in der Schöpfung Untergehende wieder Verwerthung findet), daß auch diese Kräfte, vielleicht durch Rückkehr zu ihrer Urkraft, Verwendung erhalten. Das Räthsel bleibt!

„Stützen Sie sich doch nicht auf beschränkte Einsichten, auf Vermuthungen, auf irreligiöse Phrasen, Sie kommen damit nicht durch."

„Die Unsterblichkeit unserer Seele, oder der uns inne wohnenden sogenannten geistigen Kraft, ist durch das von mir soeben Bemerkte nicht geradezu verneint, sondern die Möglichkeit einer Art Fortdauer sogar zugegeben; aber das Wie ihrer Fortdauer oder Verwerthung nach dem leiblichen Tode, ihr selbstständiges Schicksal —? O, Mensch, möchte ich aus-

rufen: Vergeblich ist Dein Forschen, vergeblich kann sein Dein Hoffen, Dein Glauben!

„Na, na, warum nicht gar!“

„Auf welche Gründe, auf welches Recht, so frage ich, stützt sich denn Dein Glaube an die Fortdauer der Seele nach deinem Tode? Etwa darauf, o Mensch, gründest Du Dein Vertraun für diese Fortdauer, weil Du sie wünschest, hoffest und glaubst und weil es mit Dir die meisten Menschen wünschen, hoffen und glauben? Was macht Dich denn so hochmüthig, so arrogant ein Fortleben zu verlangen?

Hast Du doch nichts dazu beigetragen, um in diese Welt als Wesen mit einer Seele eintreten zu können, und welches sind endlich Deine Verdienste, um derentwillen Du verlangen kannst, daß Deine Seele fortlebe, nachdem ihre irdische Hülle zu Staub und Asche geworden ist?

Der Eine verlangt und wünscht die Fortdauer seines „Ichs“ nach dem Tode, weil's ihm hier gut ging, ihm also eine Fortsetzung angenehm wäre; der Andere wieder, weil's ihm hier schlecht ging und er also durch Fortdauer seines „Ichs“ besser gestellt zu werden erwartet; der Dritte deshalb, weil er außer dem Leibe ein Besserer zu werden gedenkt; ein Vierter —“

„Hören Sie auf, guter Freund, wer mit solchen

Anschauungen umgeht, verläuft sich in einem Labyrinthe, findet das richtige Ziel nicht!“

„Sein Sie ohne Sorge, ich finde mein Ziel wie jeder Andere. Das eine gewisse Ziel: Aufhörung aller Lebensthätigkeit, Zersetzung des Körpers in Staub und Asche, das stellt sich von selbst ein, das zweite Ziel, welches gewünscht, gehofft und geglaubt wird: Fortleben der Seele in neuem Leibe — darüber lasse ich mir keine grauen Haare wachsen, trotzdem sich die Theologen ereifern für die Doppelseitigkeit des menschlichen Daseins und sie jedem Menschen eine aparte selbstständige Seele geschenkt haben.

Es kann ja sein, daß jeder Mensch seine eigene, für sich abgetrennte Seele hat, zu glauben ist es aber noch lange nicht; denn soll, wie gelehrt wird, die Seele das Geistige im Menschen sein, so müßte solche, da sie ja keinen Raum einnehmen kann, im eben gebornen Kinde in derselben Ausbildung wie bei dem Erwachsenen hervortreten.

Nun aber sind beim Säuglinge alle geistigen Kräfte gleich Null. Wir entdecken erst die geistige Thätigkeit gleichzeitig mit der Entwickelung des Körpers; das führt uns doch wohl zu dem Schlusse: der Mensch ist nur ein organisches Wesen, sein Denken, seine geistige Kraft (der Seele Arbeit) ist das

Product der künstlich und wundervoll zusammengefügten Stoffe und Organe und deren gemeinsamer, in einander greifender Thätigkeit, Wirksamkeit. Das mehr oder weniger Vorhandensein geistiger Kräfte in diesem oder jenem Menschen, bleibt uns da überall ein Räthsel, wo wir nicht vermögen es aus körperlichen Zuständen und Verhältnissen zu erklären.

Das Doppelleben unsers Daseins existirt einstweilen nur im Glauben daran."

„Mein Gott, Ihre Zweifel führen zu Nichts, höchstens zur Verzweiflung! Wie kann, wie soll dann ein Mensch mit Ihren Aufstellungen, Ihren Anzweifelungen einstmals dem Tode entgegen sehen, er ist ja ohne Hoffnung, ohne Trost?"

„Herr Doctor! Hierauf habe ich nur ein Wort zur Entgegnung, ein Wort, welches unsere Verfassung in der von ihnen angezogenen ernsten Stunde des Lebens bezeichnen wird. Als Product dieser Erde und weil alle Beweise für die Unsterblichkeit der Seele (geleugnet wird sie damit nicht) bisher hinfällig blieben, so bleibt uns nichts anders übrig, als dem Tode entgegen zu gehen mit: Resignation!"

„Hm, Hm!" sagte Dr. Smets — weiter Nichts. Wir tranken aus, zogen ab und sind gute Freunde geblieben, trotz der vorgefallenen Disputation und

der darin documentirten Verschiedenheit unserer Glaubensrichtungen und Anschauungen. Auf dem Wege nach Hause nahm ich das abgebrochene Gespräch in der Weise nochmals auf, daß ich dem Herrn Doctor mittheilte, wie ich mit drei jungen mir befreundeten Kaufleuten vor einigen Tagen eine Unterhaltung ähnlicher Natur gehabt hätte.

„Sie?“ fragte er und fuhr fort: „Die wird schön ausgefallen sein, denn die Kaufleute sind meist alle Materialisten,“ nnd ironisch lächelnd meinte er, „und sollten es auch Seidenhändler sein. Höhere Fragen bleiben denselben unbekannte Dörfer.“

„Doch nicht Herr Doctor, wir sind sogar weiter gegangen als Sie vermuthen, wir vier Freunde haben, jeder für sich, über christliche Glaubenssätze kurze schriftliche Ausarbeitungen geliefert und diese uns vorgestern bei einer Zusammenkunft vorgelesen und gegenseitig kritisirt. Kaufleute gehen zuweilen wohl auf höhere Fragen ein und kleben nicht blos an der Materie.

Meinen Aufsatz habe ich zufällig bei mir in der Brieftasche, er steht Ihnen zu Diensten, falls Sie sich dafür interessiren.“

„Dafür interessire ich mich allerdings, geben Sie

ihn mir, werde ihn durchlesen und Ihnen meine Meinung darüber nicht vorenthalten."

Ich nahm meine kleine Arbeit aus der Brieftasche und überreichte sie dem Herrn Doctor. Wir hatten jetzt dessen Wohnung auch erreicht und verabschiedeten uns freundschaftlichst. Den Aufsatz selbst erhielt ich nach einigen Tagen mit der schriftlichen Bemerkung zurück: daß der Herr Doctor ihn gelesen, seine Einwendungen habe er sich notirt und ich solle sie zu gelegener Zeit von ihm schriftlich empfangen. Ich habe solche indeß nie erhalten, nie erhalten können, denn Doctor Smets trat bald darnach wieder zu Amtsgeschäften über, dazu kamen bei ihm körperliche Leiden, in deren Folge er dann zu früh von dieser Erde zu scheiden hatte. Smets war ein herrlicher Mensch, geistvoll beredt, in allen Fächern des Wissens bewandert, tolerant und gemüthlich im Umgange.

Mein Aufsatz hatte die Ueberschrift:

„Etwas über die christliche Religion und den christlichen Glauben."

und lautete wie folgt:

Das Bedürfniß der Verehrung des Schöpfers aller Dinge ist im Menschengeschlechte allseitig und schon früh vorhanden gewesen. Den Beweis dafür

liefert die Entstehung zahlreicher Religionsformen auf dem Erdballe, welche Gottesverehrung oder Verehrung uns unbegreiflicher Kräfte und Dinge mit bezwecken. Durch die Annahme dabei, daß diese Gottesverehrung, Gottesverherrlichung unerläßliche und nothwendige Pflicht für den Menschen sei, kommen wir dann in die Lage dem Schöpfer aller Dinge menschliche Eigenschaften und Gefühle zu verleihen, denn wir wollen Ihm durch die Art und Weise der Verehrung nicht allein Anerkennung zollen, einen Dienst erweisen, sondern Ihm auch wohlgefällig werden durch Abstattung unsers Dankes!

Dienstbar, wohlgefällig und dankbar kann man aber nur dem werden, der wie wir menschlich denkt, fühlt und wünscht.

Ob es nun gerechtfertigt ist, dem unbegreiflichen Schöpfer ein menschliches Denken, Fühlen und Wünschen zuzuschreiben, ihm das Verlangen nach Verehrung von Seiten seiner selbstgeschaffenen, höher organisirten Geschöpfe unterzulegen, bleibe hier umsomehr ununtersucht, als diese Unterlegung, falls sie auf irrigen Voraussetzungen beruht, jedenfalls sehr verzeihlich ist.

Die christliche Religion hat ebenso gut wie andere Religionen Glaubenssätze (Artikel) aufgestellt,

welche von den höher gebildeten, cultivirteren Menschen nothwendiger und vernünftiger Weise angezweifelt werden müssen. Den Kern der Christuslehre aber: „Alle Menschen sind Brüder“ und „liebe deinen Nächsten als dich selbst“, ist hoch in Ehren zu halten. Die Lehre Jesu in reinem Sinne ist die größte Wohlthat für das Menschengeschlecht; in ihrer Reinheit beseliget sie und wäre im Stande, die Erde zu einem Paradiese umzuschaffen. Wer im Sinne der Cristusreligion handelt, wird sich glücklich fühlen und einst sein Auge ruhig schließen; denn er hat die Aufgabe dieses Lebens erfüllt. Was aber das mannigfache Beiwerk zu jener erhabenen, beglückenden Lehre, was all' die Wunder betrifft, die sich verhalten wie Ornamente und Gaukelwerk zum einfach edlem Bau: so denke man mit Herder:

„Hell nur dienet man Gott. Der höchste Geist, der im Licht ist, liebet den hellen Verstand, liebt ein verständiges Herz.

Nur für die Geistesarmen aller Classen der christlichen Gesellschaft, oder für die in irdischer Armuth und im Elende dahin lebenden Menschen sind die christlichen Glaubensartikel unumstößliche tröstende und verheißende Wahrheiten geblieben, namentlich die Artikel, welche sich auf ein Leben im Jenseit

beziehen. Hier will man glauben, denn es stehet geschrieben:

„Den Armen ist das Himmelreich."

Eine große, herrliche Aussicht! Ja, „den Armen ist das Himmelreich;" ich behaupte das auch, — nämlich durch den Glauben daran.

Denn das Jenseit ist den Armen und Elenden, wenn sie hier darben, Schmerzen und Qualen erleiden, ein vollgültiger Trost, ihre Speise!

Der schlichte, religiöse Mensch sieht nicht etwa in verkehrten Anordnungen im Staate, nicht in den socialen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, nicht als Folge eigner Schuld die Quelle seiner Armuth oder Leiden, sondern er führt sie lieber einfach auf Gott zurück, was allerdings sehr bequem ist und bei seinem Glauben auch sehr beruhigend auf ihn wirken muß, denn er sagt sich tröstend:

„Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

„Wen der Herr erniedrigt, den wird er einst erhöhen." Oder: Denen die Gott lieben (das ist doch so schwer nicht) müssen alle Dinge zum Besten dienen" und:

Ist hier auch nichts als Noth in Töpfen,
Droben werden wir Freude schöpfen.

Freilich giebt es auch Augenblicke im Leben der Armen, Elenden, in welchen sie von Schadenfreude erfüllt werden und dann sprechen:

„Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme."

Sie freuen sich dann, daß sie droben herrlich und in Freuden leben werden, (sehr materiell gedacht, aber es wird so gedacht) dort, wo kein Tod, kein Schmerz, keine Thräne für sie mehr sein soll, während die Reichen, überhaupt hier glücklich Gewesenen, ihrem Glauben nach, im Jenseits sammt und sonders zur Hölle fahren müssen und daselbst mit glühenden Zangen von kleinen Teufeln gezwickt werden.

Mit freudiger Zuversicht schließen sie dann:

„Was sind die Leiden dieser Zeit,
Wohl gegen diese Herrlichkeit,
Die einst uns (natürlich nur ihnen) offenbart wird."

Das Leben nach dem Tode, die ewige Seligkeit malen sich die gläubigen Menschen ganz materiell aus: Wer hier in Armuth schmachtete, hat dort alles in Hülle und Fülle; wer hier einen elenden, kranken, gebrechlichen Leib besaß, strotzt droben von Gesundheit und Kraft; wer in diesem Leben sich durch Häßlichkeit auszeichnete, glänzt in jenem Leben durch Schön-

heit; wer auf Erden schwachsinnig gewesen, ist im Himmel um so mehr erleuchtet; wer hierseits viel Widerwärtigkeiten hatte, jenseits findet er ewigen Frieden u. s. w.

Schließlich glauben die Geistesarmen an eine Rückerinnerung*) an diese Welt im himmlischen Reiche, damit sie, die hier in dieser oder jener Weise in Elend und Noth waren, dann darüber Freude empfinden: nun Ersatz gefunden zu haben für auf Erden Entbehrtes und sie dabei diejenigen, welche hier in Genuß lebten, dort nach den himmlischen

*) Sie haben auch eigentlich Recht, denn ein Leben ohne Rückerinnerung an diese Welt, obgleich solche im großen Ganzen mehr des Unangenehmen als des Angenehmen bieten dürfte, wäre gleich Null, ein ganz werthloses Fortleben.

Was nützte der Seele selbst ihr apartes Fortbestehen in einem „neuem Leibe", wie die Schrift verheißt, wenn sie sich des Lebens mit seinen Ereignissen in der vorhergegangenen Hülle nicht zu erinnern wüßte; was helfen ihr neue Freuden, wenn sie solche nicht vergleichen könnte mit den Freuden der Erde? Was geniren Qualen, wenn sie einen Leib, eine Seele treffen, die sich neu gebildet und keine Fortsetzung des Erdenlebens wäre?

Ein Fortleben in jener Welt müßte eine Fortsetzung unsers menschlichen Daseins, mit Beibehaltung menschlicher Eigenschaften und Gefühle so wie des Vermögens der Rückerinnerung an diese Erde sein. —

Ob das möglich in einem neuen Leibe mit der alten Seele, mögen Gelehrte untersuchen.

Jede anderweite Verwerthung unserer Seele oder Seelenkräfte hat keinerlei Interesse für uns Menschen.

Freuden vergeblich schmachten sehen. (Also wieder Schadenfreude im Himmel).

Man sage nicht, nur die weniger Aufgeklärten, die Dummen faßten das Leben nach dem Tode so auf, ei bewahre, alle Gläubigen thun dieses, gehörten sie auch den gebildeteren Ständen an oder wären es Gelehrte. Sie glauben an himmlische Heerschaaren, (Seelen mit neuen Leibern) die nur Freude genießen, an Verdammte in abgesonderten Räumen, die Pein erleiden, und da geschrieben stehet: daß der Glaube rechtfertigt, sie sich des wahren Glaubens bewußt sind, so müssen sie ja unter die himmlischen Heerschaaren versetzt werden.

Ein Glaube, der zu solchen kindischen Anschauungen erniedrigt, der zu den häßlichen Ausschreitungen des Neides, der Schadenfreude, der Bosheit führen kann, ist der wohl unantastbar?

Kapitel XI.

Die Schriftsteller.

Oftmals habe ich darüber nachgedacht, woher es kommt, daß die Arbeit des Schriftstellers vom großen Publikum sozusagen über die Achsel angesehn wird und nicht diejenige Anerkennung findet, welche sie verdient.

Ich glaube, das Ei des Columbus in dieser Beziehung ist von mir gefunden worden.

Denn nur deshalb bleibt die Anerkennung aus: weil das Gedruckte Jedermann lesen kann und es mit Leichtigkeit nur so herunter liest. Der Gedanke bleibt dabei in der Regel fern und fast ausgeschlossen, daß es doch eine Kunst sei, durch Zusammenfügung von Buchstaben und Worten einen Lehr- und Lesestoff zu liefern; kaum giebt man zu, daß dieses Arbeit sei. Der zeichnende Künstler, Maler, ist besser daran. Stehen

wir nämlich vor einem schönen Gemälde, Kunstgebilde, so überkömmt uns unwillkürlich zu der Anerkennung des Geschaffenen zugleich auch die Ueberzeugung, daß eine solche Leistung uns unmögiich gewesen wäre.

Ist denn das vom Schriftsteller Geschaffene nicht auch eine Malerei — eine Malerei mit Buchstaben? Versucht es doch, Ihr, die Ihr die Bogen eines Werkes so gleichgültig herunter leset, versucht es, auch nur einen Bogen fürs kritisirende Publikum zu schreiben und Ihr werdet dann schon eingestehen müssen, daß das schwer sei und eine Kunst! Ihr werdet Eure Unfähigkeit kennen lernen.

Bei der Lesung eines Werkes fällt Euch Euer eignes Unvermögen nicht so ein. Ihr meint wohl, es sei schön gesagt, gute Gedanken wären darin, aber sie verständen sich von selbst, man könne sich ja gar nicht anders ausdrücken. Darum schreibt, ich sage es nochmals, einmal einen Druckbogen voll — dann werdet ihr zur Erkenntniß kommen!

Die Zeit liegt gottlob hinter uns, wo man allgemein der Ansicht war, die Schriftstellerei sei eine brodlose Kunst, d. h. eine solche, die kein Brod schaffe und auch keins verdiene, sie sei eine Nebensache, mit der sich nur solche beschäftigen, die andere Arbeit zu vollbringen zu ungeschickt wären. Wir sind aber

lange noch nicht auf dem Standpunkte, um der Schriftstellerei die volle Würdigung ihrer Verdienste zuzugestehen.

In dieser Beziehung habe ich einmal in einer öffentlich von mir gehaltenen Rede „Ueber das Loos der Schriftsteller“ u. A. wörtlich gesagt: Und doch ist es etwas **Hohes** und **Schönes** um die Schriftstellerei allezeit gewesen und ist es noch, denn die Schriftsteller verrichten die geistige Arbeit für Nationen, für die ganze Welt!

Ohne sie wären wir zurückgeblieben in unserer geistigen und auch materiellen Entwickelung und ständen wer weiß **wo** und **wie!** Ohne sie hätte unsere ganze Bildung stets nur an einem seidnen Faden gehangen, denn nur die Schriftsteller sind es, die sie festhalten und fortführen. Sie erst erschließen uns die Pforten der Weisheit, sie nur geben unsern eignen Gedanken, Empfindungen, Gefühlen den Ausdruck — denn die Schriftsteller sind die Erfinder des Wortes!

Ich sage des Wortes und Sie wissen gewiß Alle, was das zu bedeuten hat. Denn das Wort ist stark, so stark ist es, daß ihm **Nichts** gleicht und das Wort ist auch mild, so mild, daß es durch nichts Anderes zu ersetzen sei.

Das Wort ist gewaltiger als Pulver und Blei, des Wortes Wirkung geht weiter als die größte der gezogenen Kanonen.

Die Gewaltigen, die Herrscher dieser Erde können wohl durch Pulver und Blei sich Nationen unterthänig machen, sie können Festungen, Städte, ja ganze Länder erobern, — sie können die **Leiber** beherrschen oder zerstören — aber das Wort, das Wort ist dennoch gewaltiger, es erschüttert die **Geister** und macht sie sich unterthan und doch auch wieder frei, es siegt über die Unvernunft und was das **Höchste** ist: — **es gewinnet die Herzen!** Der Macht des Wortes ist es oft allein zuzuschreiben gewesen, daß hier Throne stürzten und dort wieder aufgebaut wurden. Die Kraft des Wortes ist weitwirkend und dazu beinahe unvergänglich zu nennen, denn durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende hindurch erhält es sich **ungeschwächt;** es fliegt von einer Nation zur andern mit gleicher Kraft, es nmkreiset den Erdball schnell wie der Blitz **und,** — den empfänglichen Stoff berührend, entzündet es wie **er!** Darum sagt auch Luther: Das Wort, das sollen sie lassen stahn, d. h. es kann, einmal geboren, nicht mehr von der Erde vertilgt werden.

Und wer hat uns dieses Wort gegeben für unser

Denken, Hoffen und Regen? Es sind diejenigen, die eigentlich die geborenen Lieblinge der Nationen sein sollten, es sind die Schriftsteller und Dichter!

Den Ursprung solcher Worte, die ich meine, sucht Ihr fast vergebens in Palästen, wo Ordens=stern und Ordensband antichambriren, Ihr findet ihn auch selten da, wo der Reichthum schwelgt; wollt Ihr ihn aber **sicher** finden, so tretet ein in die ein=same Studirstube der Gelehrten, der Dichter, steigt hinauf in einem Hause bis unters Dach, wo vielleicht bei Wasser und Brod und tief herabgebrannter Kerze ein Dichter sich abmüht, das richtige Wort für Euch zu finden — **nur da ist die Geburtsstätte des Wortes!**

Durch zahlreiche Beispiele könnte ich beweisen, daß das, wie eben geschildert, **geborene** Wort **ange=than** ist, allen Menschen zu dienen, welchem Stande, welchem Berufe, welcher Altersstufe sie auch ange=hören, oder welcher Richtung sie huldigen mögen, daß es angethan ist ihnen zu dienen in den verschiedenen Wechselfällen des Lebens. Indeß würde das hier zu weit gehen, darum will ich nur **erwähnen:**

daß den Fröhlichkeit Suchenden,
daß den Hülfsbedürftigen,
den Trostarmen,

den nach Erhebung und Begeisterung Verlangenden,
den gläubig Vertrauenden
das Wort stets bereitwillig diene, ja daß selbst dem Verzweifelnden **ein** Wort, eine Stelle, eine Strophe, zur rechten Zeit hinein gegossen in sein Herz oder über die Lippen gebracht, vom nahen Abgrund errettete und deshalb gewaltigere Wirkung oft hatte als alles Gold der Welt!"

Warum aber die von der Schriftstellerei Lebenden vielfach eine schwere und bittere Existenz haben, haben müssen, bewies ich durch Anführung folgender Thatsachen:

. . . . Es liegt dies einmal darin, daß geistige Schöpfungen nicht zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen gehören und daher eine **allgemein** gesuchte Waare nicht sind, und anderntheils in dem Umstande, daß der Schriftsteller zu seinen Arbeiten keine Gehilfen anstellen kann, daß er Alles allein schaffen muß, daß, wenn er durch Krankheit oder andere Verhältnisse am Arbeiten verhindert ist, auch sein Erwerb einen Stillstand erleidet und Jederman unter uns weiß gewiß, daß alle Diejenigen, welche außer ihrer eigenen persönlichen Arbeit auch nicht zugleich durch Verdienst an Anderer Hände Arbeit gewinnen können, allemal zu kämpfen haben, um nur ihr Leben zu

fristen. Unter diese Kategorie gehören auch Künstler, **absolut** aber **alle** Schriftsteller.

Das deutsche Publikum möge sich das eben Gesagte zu Herzen nehmen und nicht mehr ungünstig über die Schriftsteller und ihre Arbeit urtheilen, es möge aber züglich dankbarer werden, d. i. die Erzeugnisse der Literatur mehr kaufen und darin fleißig studiren zu eignem Nutz und Frommen!

Kapitel XII.

Etablissement und Weiteres.

Aus dem 7. Kapitel hat man bereits erfahren, daß ein eignes Etablissement die Veranlassung meines Scheidens aus meiner angenehmen Stellung in Cöln gewesen ist und daß ich mich mit schwerem Herzen trennte.

Ich acquirirte ein Sortimentsgeschäft Ende 1844, welches einen Durchschnitts-Absatz von jährlich 7000 Thlr. hatte und bezahlte dafür 3500 Thlr; außerdem hatte ich noch ein festes Lager im Netto-Werthe von 1500 Thlr. mit zu übernehmen, wofür ich apart circa 750 Thlr. baar vergütete.

Nach der gewöhnlichen Calculation kaufte ich nicht zu theuer, denn bei Leipziger Autoritäten hatte ich mich vorsichtsmäßiger Weise zuvor auch noch erkundigt, wie viel wohl ein Sortimentsgeschäft mit

angeführtem Umsatze werth sei, in den Antworten hierauf bezifferte man mir den Kaufpreis stets zwischen 4—5000 Thlr. Dennoch, ich gestehe es ein, war der Ankaufspreis ein zu hoher gewesen, zumal bei der Bedingung, daß ich sofort bei Uebernahme 1500 Thlr. anzahlen mußte, weitere 1000 Thlr. nach 12 Monaten und den Rest nach nochmaliger Jahresfrist.

Das Geschäft wäre mit 2500 Thlr. bezahlt gewesen, und inclusive der Vorräthe mit 3250 Thlr., ich habe indeß in Summa 4250 Thlr. dafür gegeben.

Ich führe dieses zur Warnung und zur Richtschnur für junge Buchhändler an, welche durch Ankauf von Sortimentsgeschäften ihre Selbstständigkeit erringen wollen. Dagegen bin ich durchaus nicht, durch künfliche Uebernahme eines Sortimentsgeschäftes sich selbstständig zu machen, es erleichtert den Anfang, bietet von vorn herein dem jungen Buchhändler eine Garantie, aber dagegen bin ich entschieden, die Selstständigkeit durch zu große pecuniäre Opfer zu erreichen.

Es werden oft enorme Summen zu Ankauf von Sortimentsgeschäften verwandt, Summen, welche selbst nach langjähriger Abmühung nicht wieder her-

auszuziehen sind, wovon der größte Theil als fonds perdu, á la Bosco verschwindet, und verschmerzt werden muß. Wohl dem, der Letzteres kann.

Mir ist's mit meinem Anlagecapitale auch so gegangen. Denn als ich nach fünfjährigem Besitze 1849 mein Sortimentsgeschäft wieder verkaufte, um mich dem Verlagsbuchhandel ganz zu widmen, da habe ich circa 2500 Thlr. vom Ankaufsgelde eingebüßt.

Natürlich drückten 1849 die Zeitverhältnisse mit, und der Werth der Geschäfte war überhaupt sehr gefallen.

Man bedenke: Einem Hungerjahre (1847) folgten zwei Revolutionsjahre (1848 u. 49), und alle Geschäfte mußten darnieder liegen. Meinem Nachfolger wollte ich auch kein schweres Bett bereiten, deshalb überließ ich ihm mein Geschäft billig.

Mich veranlaßte zum Verkauf theils meine Vorliebe für das Verlagsgeschäft, theils die bei mir eingerissene Mißstimmung gegen den Sortimentshandel überhaupt.

Großes Glück kann ein Sortimentsbuchhändler nie erjagen, große Resultate nicht erzielen. Es ist ein Geschäft, welches auf mühseligem Wege wohl seinen Mann ernährt, aber weiter nichts.

Der Verlagsbuchhändler kann Anderes und Mehr erreichen, die Möglichkeit ist dafür vorhanden, doch muß ihm das Glück günstig sein und bleiben. Hier heißts: Ein Quentchen Glück ist mehr werth als ein Centner Verstand. Und: Wer das Glück hat, führt die Braut heim!

Apropo Braut! Da fällt mir ein, daß ich davon noch nichts erzählt habe und wie ich zu einer solchen gekommen.

Zuvor will ich indessen noch näher mittheilen, wodurch ich zum Etablissement veranlaßt wurde.

Wie die Leser aus den früheren Kapiteln wissen, so hatte ich in den letzten 8 Jahren gut salarirte Stellen inne, und weil ich wußte, daß ich von Seiten meiner Eltern niemals einen Pfennig erhalten würde, so lebte ich sparsam und trommelte mir nach und nach ein Capitälchen zusammen, nicht etwa in der Absicht, diese Ersparnisse zum Ankaufe eines Geschäftes zu verwenden, sondern um dadurch im Nothfalle eine Hilfe im Alter und bei Gebrechlichkeit zu haben.

Für unser Geschäft hatte ich die jährlichen Leipziger Ostermessen zu besuchen. Auf einer Retourreise von dort wurde ich mit einer Familie bekannt, mit welcher ich auf einem Dampfschiffe zusammentraf, und weil diese Familie eine ihrer Töchter bei

sich hatte, so war dieses Zusammentreffen mir um so interessanter.

Auf dem Verdecke wurde zwischen uns, namentlich zwischen der Mutter, die sehr gesprächig, zwischen Fräulein Tochter und mir eine lebhafte Conversation gepflogen. Wir unterhielten uns über die schöne Gegend, über Rheinland überhaupt, und da das Elternpaar gerade durch ihre Reisen auch die Städte kennen gelernt hatte, worin ich mich Jahrelang aufgehalten, so fanden wir Stoff genug zu gegenseitigen Fragen und Antworten.

Da auf einmal — plautz! begann ein Regenwetter — ohne etwas Romantik durfte diese Bekanntschaft ja nicht sein — und wir waren — gezwungen uns unter Regenschirme zu flüchten. Mir wurde hier die angenehme Pflicht zu Theil, die Fräulein Tochter vermittelst Parapluie zu beschützen.

Unter dem schützenden, uns den Andern etwas verbergenden Regendache, bei dem lang anhaltenden Regenwetter, mußte ich Gelegenheit finden in speciellere Unterredung und Bekanntschaft mit der Fräulein Tochter zu kommen, ihr specieller und nachhaltiger in die Augen zu sehen. Ich fand diese Tochter interessant, ihr Auge lebhaft und gutmüthig, ihr Wesen, ihre Unterhaltung angenehm und bescheiden; kurzum,

ich wurde für sie eingenommen, ohne daß indeß ernstere Gedanken in mir aufkamen. Ich betrachtete diese Familie als eine mir angenehme Reisegesellschaft — als weiter Nichts!

Und doch ist aus dieser ersten zufälligen Bekanntschaft, welche ich fortsetzte, nach Verlauf von vier Jahren das ernsteste Verhältniß des Lebens, die Ehe, entstanden, und ich kann daher mit Recht behaupten, daß zwischen mir und meiner lieben Frau der Regenschirm der Eheprocurator gewesen ist, und dieser daher nicht nur auf „den Brettern“ sondern auch in Wirklichkeit existiren kann.

Nicht ganz ein volles Jahr vor meiner Verheirathung (Ostern 1845) hatte ich mich verlobt; ich wollte als Gehilfe mich nicht verheirathen, denn das Leben eines verheiratheten Gehilfen hatte ich durch Beobachtung bei Andern sattsam kennen gelernt und empfand Widerwillen gegen ein solches Verhältniß.

Der verheirathete Gehilfe muß sich stets mehr von der Principalität gefallen lassen, als der unverheirathete; denn an den unverheiratheten Gehilfen werden, Ausnahmen sind sicher selten, wohl nie solche Anforderungen gestellt, wie man sie an den verheiratheten Gehilfen ohne viel Federlesen und sans gêne zu stellen beliebt.

Es bedarf dieses keines langen Beweises, es liegt auf der flachen Hand. Der unverheirathete Gehilfe kann sein Bündel schnüren, wann er will, er findet leicht wieder ein anderes Unterkommen, der verheirathete dagegen ist gebundener, er muß vorsichtiger bei einem Wechsel seiner Stellung verfahren, denn er weiß: verheirathete Gehilfen passen nur den wenigsten Geschäften. Aus dieser Anschauung und Erfahrung entsprang zugleich der Entschluß mich zu etabliren, obgleich mir von meiner Principalität für den Fall meiner Verheirathung und des Verbleibens im Geschäfte annehmbare Vorschläge gemacht wurden.

Meine zukünftigen Schwiegereltern waren nicht ohne Mittel, meine Braut hatte also eine Mitgift zu erwarten und nach dem Tode ihrer Eltern weitere Capitalien; deshalb durfte ich nun wohl ein Etablissement wagen.

Mit meinen Ersparnissen und der Mitgift meiner Frau habe ich dann auch meine Selbstständigkeit ermöglicht, über 22 Jahre mein Geschäft betrieben, eine glückliche, ungetrübte Ehe gehabt — aber mit Sorgen bin ich dennoch stets beladen gewesen und werde damit auch wohl beladen bleiben bis zu meinem Lebensende! Woher kommt das, fragt vielleicht Mancher verwundert, der mich als geschäftskundigen,

thätigen Mann kennt? Ganz einfach darauf diese Antwort: Weil überhaupt nicht alles Gold ist was glänzt; und specieller: weil ich viel baares Geld im Sortimentsgeschäfte zugesetzt habe, ich dann das Verlagsgeschäft mit theilweise erborgten Capitalien beginnen und fortsetzen mußte, die Vermehrung meiner Familie nicht nach meinen Einnahmen, sondern nach andern Gesetzen vor sich ging, so daß ich binnen 10 Jahren 8 Kinder mein nennen konnte, die Ausgaben mit den Kindern wuchsen, die Einnahmen aber nicht; es oft anders kam, als ich dachte, voraussetzte und wünschte. Daher kommts!

Trotz aller Sorgen und Mühen im Leben habe ich mir aber die Munterkeit meines Geistes, die Jovialität erhalten, und sie soll auch erst mit meinen Sorgen zugleich begraben werden, das ist mein Entschluß, meine Lebensphilosophie!

Kapitel XIII.

Die Katastrophe.

Nicht wie aus einem heitern blauen Himmel heraus sich zuweilen ein Unwetter urplötzlich entwickelt und über das Meer dahinbraust, dann über Landstriche fährt und allerlei Verwüstungen anrichtet; nicht wie auf hoher Alpe durch den Fußtritt eines Wildes ein Bällchen Schnee losgelöst wird, welches weiter nach unten rollend in seinem Laufe sich vergrößert und vergrößert, bis es im Thale als gewaltige Lawine eine Hütte erreicht und verschüttet, wodurch Menschen und Vieh zu Grunde geht; nicht auch wie plötzlich ein geschickter Schwimmer vom Krampfe oder vom Schlage befallen wird und dem Tode dann nicht entrinnen kann, oder wie ein unbewachter Funke eine Feuersbrunst rasch hervorruft — nein, nicht so, oder doch nur selten so rapid wendet sich des Menschen

Schicksal zum Schlimmsten. In der Regel gehören Jahre dazu, um ihn mürbe zu machen, um ihn vollends nieder zu drücken, zu vernichten. Es giebt allerdings Fälle, die des Menschen Unglück im Nu herbeiführen, entscheiden, sie liegen in eben dem Gesagten schon angedeutet, das sind die jähen Fälle, — der jähe Tod! Der langsame, mit lange vorher eingetretenen abmergelnden Schmerzen verbundene Tod ist im Menschenleben mehr Gebrauch, mehr Nothwendigkeit. G. Herwegh, abgesehn von seiner exaltirten politischen Anschauung, klagt ganz wahr in einem Gedichte, worin er das Sterben in der Natur und im Mensenleben vergleicht:

Glücklich allein stirbt sich's in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Grausam langsam aber sicher schreitet das Unglück auf einen Menschen zu, den es sich zum Opfer auserkoren hat. Im Anfange merkt das Niemand, daß der bürgerliche Tod von weitem droht — in der Regel erblickt man ihn erst dann, wenn er nicht mehr abzuwenden ist, wenn er schon die Hand zum letzten Streiche erhoben hat, wenn so zu sagen, der Tod uns schon auf dem Nacken sitzt. Doch reden wir deutlicher.

Die ersten Schulden sind gar leicht gemacht,

aber eben so schwer bezahlt. Wer irgend eine Stellung in der bürgerlichen oder geschäftlichen Welt eingenommen hat, nicht als Verschwender oder leichtsinnig bekannt ist, der findet bald Vertrauen, Credit.

Dieser Credit ist nicht allein sehr angenehm, sondern auch nothwendig, um das ganze Getriebe im Menschen- und Geschäftsleben in nützlicher Bewegung zu erhalten. Wie könnten Handel und Wandel, Gewerbethätigkeit bestehen, Millionen von Menschen beschäftigen, ernähren, wenn nicht diejenigen, welche unfähig zu eigner Thätigkeit, unkundig im Geschäftsbetriebe, aber versehn mit klingenden Mitteln, diese dem allgemeinen Verkehr vorenthalten wollten? Das ginge ja gar nicht, die Industrie müßte sich dann auf ein solches Minimum von Herstellungen beschränken, daß wir nach und nach dahin kämen, uns aufs Aeußerste in unseren Bedürfnissen und Annehmlichkeiten zu beschränken, ja letztere würden theilweise ganz wegzufallen müssen.

Nur dadurch, daß die arbeitende, schaffende Hand, der denkende Kopf sich auf die Mitbenutzung fremden Capitalien stützen kann, vermag man mehr und Größeres zu schaffen. Arbeitet doch selbst Rothschild, arbeiten doch die größten Staaten mit fremden Gel-

dern und wollen sich dadurch nicht allein helfen, sondern sie wollen damit auch Gewinn erzielen.

Wohl dem, welcher fremde Capitalien benutzt und dem dieses Glück bringt! Denn die Benutzung fremder Capitalien kann leicht zum Fluch gereichen!

Trotz aller edlen Absicht, trotz alles Wissens, trotz aller Geschicklichkeit, aller Begabung, trotz Fleiß und Unermüdlichkeit, trotz Redlichkeit, Rechtlichkeit, Bescheidenheit, trotz dem und alledem kann doch ein Industrieller, gleichviel welcher Branche, wenn sie mit Speculation auf Bedürfniß, Mode oder Geschmack verbunden ist, nicht über Glück und Unglück gebieten. Er ist nicht sicher vor Irrthum und Fehltritt, die ihn in finanzielle Noth und gar zum Sturze bringen können. Und das dieses auch leicht, ja sehr leicht im Buchhandel passiren kann, wer wollte das leugnen? Es ist schon oft vorgekommen. Der Buchhändler schafft Material für die geistigen Bedürfnisse und Genüsse, also für Dinge, welche erst in zweiter und dritter Linie beachtet werden, denn vor allen Dingen und unter allen Umständen verlangen erst die materiellen leiblichen Bedürfnisse ihre Befriedigung. Der Mensch muß ja zunächst essen und trinken, selbst bei den schlechtesten Zeiten; er muß gekleidet sein, muß auch noch sonstige Zerstreung und sonstigen Genuß haben, be-

vor er an die Befriedigung seiner geistigen Genüsse nur denken darf. Ob man einen guten Rock besitzt, sieht Jedermann auf der Straße, und man achtet ihn zunächst nach seiner Kleidung. Anders ist es mit dem Besitze eines guten Buches, das sieht Niemand, deshalb wird auch keiner höher angesehn.

Der Besitz eines Pfundes Brodes ist unter Umständen mehr werth als ein Büchervorrath. Schätzt man die Bücher nach dem materiellen Werthe ab — dann, o trauriges Loos! Darin liegt eben die Schwierigkeit, das Gefährliche im Buchhandel, mit den Unternehmungen stets das Bedürfniß zu treffen, oder ein Bedürfniß hervorzurufen. Dieses Treffen gründet sich aber nicht auf größeres oder geringeres Wissen, sondern wie eben gesagt, mehr auf Glück und Zufall. Dieses Treffen sollte eigentlich Treffer heißen, denn der ganze Buchhandel gleicht einer Lotterie mit Gewinnen und Nullen, und letztere herrschen vor. Trifft man es nicht, so ist im Buchhandel fast das ganze aufgewandte Capital perdu, wie der Franzose sagt. Das für viel Geld geschaffene Werk (vielleicht stecken mehrere Tausend Thaler darin), wird es in seinen Vorräthen nach dem materiellen (Maculatur-Werthe) abgeschätzt, so giebt das ein Resultat so gut wie Null.

Wir Buchhändler sind mit unseren Waaren mit denjenigen Fabrikannten zu einer Verdammniß verurtheilt, deren Fabrikate ebenfalls einen sehr imaginären Werth (in der Façon) haben, das dabei verwandte Material aber fast werthlos ist, sobald die Façon verfehlt wurde, oder das Bedürfniß für solch einen fabricirten Artikel nicht mehr existirt.

Von den in Deutschland etwa jährlich erscheinenden 6000 neuen Büchern, eingeführte Schulbücher ausgeschlossen, rentiren auch noch nicht Zehn Prozent! Darauf kann man wetten. Aber immer fort wird neu geschaffen, Jahr aus Jahr ein, ohne Rast und Ruh. — Schade um das viele Einsatzgeld, durch welches man sein Glück versucht, einen großen Gewinn machendes Loos erhaschen will. Leider bleibts zumeist vergebliche Bemühung, eitle Hoffnung!

Die ersten Schulden sind leicht gemacht, aber schwer zu bezahlen, sagte ich, und so ist es in der That. Hat der Mensch aber einmal Schulden, nun, dann denkt er, es kommt nicht darauf an, ob sie etwas höher gehen. Dieses Höhergehen, wenn es nicht mit Riesenschritten geschieht, sondern so peu a peu, drückt noch nicht; es dauert aber gar nicht lange, so fängt

der Druck der ersten Schulden an. Davon will sich nun der Mensch befrein, er macht deshalb eine zweite Anleihe, um seine ersten Schulden bezahlen zu können. Dadurch kommt er, ebenso wie die Staaten, schon tiefer in die Tinte. Eine dritte größere Schuld, um die zweite wieder abzutragen, muß später contrahirt werden; die Last vergrößert sich merklich. Auch diese dritte Schuld wird durch Uebernahme einer abermals größern vierten beseitigt und so weiter werden immer größere Verpflichtungen eingegangen, ohne daß der Mensch einen Nutzen davon fürs Leben und Geschäft hat, au contraire, — die Lage wird verwickelter, die Last unerträglicher! Immer schwerer, mit immer grö=ßern Opfern ist nur noch Geld zu schaffen. Ebenso geht es mit demuns gewährten Credite. Anfangs eine angenehme Sache, wird sie doch zur drückenden Last. Das Gute des Credits soll keineswegs in Abrede ge=stellt werden; wie oft verdankt nicht ein armer Teufel dem Credite sein Aufkommen, sein ganzes Glück!

Der gewährte größere Credit verleitet gar leicht zu unbedachtsamen Unternehmungen. —

Wie schnell aber die Welt mit einem ungerechten und voreiligen Urtheile über einen Menschen zur Hand ist, der in Gefahr, Noth und Elend geräth,

das lehrt die tägliche Erfahrung. Wie alle Welt es stets besser zu machen gewußt haben würde in dieser oder jener Lage, diese Weisheit hört man auf allen Gassen.

Fällt einer ins Wasser — nun, warum kam er dem Wasser so nahe, verbrennt sich Jemand die Kleider, wer hieß ihn unvorsichtig sein, muß einer Concurs machen, warum lebte er nicht anders, er brauchte keine Schulden zu machen. Den Glücklichen tadelt Niemand, und doch arbeitete dieser vielleicht ebenso wenig an seinem Glücke, wie ein Anderer an seinem Unglücke!

Derjenige, welcher in eine üble Lage geräth, hat in der Regel die bittere Erfahrung zu machen, daß sich die meisten Freunde wenigstens zeitweilig von ihm zurückziehen. Das ist recht bitter und schmerzlich; aber bitterer und schmerzlicher für denselben ist noch die hinzutretende Verunglimpfung seines Charakters, seiner Handlungsweise. Man zieht seine besten Absichten in Zweifel, unterwirft seine ganze Vergangenheit einer schonungslosen Kritik; durchhechelt sein Leben, vergrößert seine Fehler, überträgt ihm überhaupt die ganze Schuld an seiner Lage! Das Bitterste und Beleidigendste bleibt aber, daß man alle

üblen Umstände nur seiner Dummheit, seinen gemachten Fehlern zuschreibt, wäre er auch der klügste, vorsichtigste Mann, der gesuchteste Rathgeber gewesen! Er hat dann jedenfalls sein Geschäft nicht verstanden, ist zu unthätig, zu nachlässig gewesen. Kein Mensch trägt dem gehabten „Pech“ oder den Nebenumständen Rechnung. Jedermann behauptet: es hätte anders und besser kommen müssen, wenn Alles richtig angegriffen worden wäre; Jeder glaubt unter ähnlichen Verhältnissen gescheidter gehandelt zu haben. O, diese klugen Hähne!

Nur nach dem sichtbaren Erfolge urtheilt die Welt — darum ist das Urtheil der Welt auch oft ebenso hart als ungerecht!

Um nicht in Concurs zu verfallen, um drängende Creditoren zur Ruhe zu bringen, habe ich nach 22jährigem Bestehen meinen Verlag verkauft — das war meine „Katastrophe“!

Mit Muth beginne ich jedoch aufs Neue, wovon dieses Buch den ersten Beweis liefert.

Kapitel XIII. a.

Aus dem Hannoverschen. Bauernpolitik. Dorfnovellen. Langeweile.

„Sie muß aufs Land“ ist ein artiges Lustspiel, worin sich ein hübscher Humor entwickelt; bei mir hieß es umgekehrt: „Er muß aus der Stadt“ und war ein Trauerspiel, denn es entwickelte und steigerte sich der Schmerz darin. Mit andern Worten: Einige Papierchen, worauf ich quer geschrieben, harrten ihrer Einlösung und deshalb einstweilen auf und davon.

Wohin nun? Ei, dachte ich, du hast dort oben in dem annectirten Lande Hannover, Provinz Hildesheim, Verwandte und Freunde, — dahin ziehe. Und diese Tour wurde nun eingeschlagen. Meine Freunde wohnten auf dem Lande, und wenngleich ich zum Landleben keine Neigung habe, so mußte ich mich dazu jetzt schon auf einige Zeit bequemen.

Die Gegend, in welcher ich mich befand, war schön, denn das Harzgebirge hing sozusagen in die Landschaft hinein, und von meinem Stübchen aus blickte ich direct in die nicht sehr fernen Gebirge. Es war Anfangs Juni; die Natur hatte sich überall in ihr bestes Kleid geworfen, ihre Sänger, Pfeiffer und Trommler angestellt, und im Wald und Feld gab es täglich Extra-Concerte ohne Entrée.

Ohrenschmäuse also allenthalben, aber auch andere Schmäuse, denn es schien mir all und überall offene Tafel zu sein. Es arrangirte sich die Table d'hôte im Freien, indem Hunderte zugleich speisten, daneben wurde auch einzeln, portionsweise gegessen, denn die Speisen lagen, um mich so auszudrücken, auf offener Straße. Die öffentliche Speisung in der Natur zur Sommerzeit hat etwas Großartiges und zugleich viel Komisches an sich. Es spielen bei dieser allgemeinen Abfütterung Leidenschaften, welche man zu den guten nicht zählen darf. Nur so lange ein Speisender in seiner nächsten Nähe noch Futter in Fülle hat, speist er ruhig weiter, wirds aber knapp, Andere kommen hinzu, um sich hier auch zu platziren, dann ist Neid und Mißgunst zur Stelle, und der Kampf geht an offener Tafel los. Ja, ich habe bemerkt, daß sogar Liebespaare, die eben nach dem zärtlichsten Tête à tête zur

Table d'hôte geflogen kamen, an dieser sich sofort zankten, sogar bissen, trotz der soeben erst vollendet gewesenen Liebesscene. Komisches an solcher offenen Tafel kommt genug vor, denn gewiß ist es komisch, wenn ein Speisender seinen Braten nimmt und von der einen zur andern Stelle trägt, blos um mehr Sicherheit und Ruhe beim Mahle zu haben, er aber schließlich doch noch darum durch List geprellt wird. Neid, Mißgunst, Habsucht, Bosheit, Dieberei kann man hier beobachten und man lernt recht erkennen, daß diese bösen Dinge meist im Magen geboren werden und der Mensch sich daher nicht wesentlich und hervorragend über das Thier erhebt, weil alles Genannte in der Menschenraçe gerade so per Magen zu entstehen pflegt.

Auf einem Dorfe kann man als Großstädter höchstens mit dem Ortsvorsteher verkehren, der ist doch vertraut mit seinen Ortsverhältnissen und auch etwas mit der übrigen Welt. Die andern Bauern sind gleichgültig, außer wenn sie einen Rechtsstreit um Kaisers Bart haben!

In unserm Dorfe befand sich ein tüchtiger, gewichtiger Vorsteher, sowohl von Körper, denn er wog 217 Pfd., als auch von Geiste. Mit ihm konnte man eine vernünftige Unterhaltung pflegen. Ich war neu-

gierig von ihm zu erfahren, wie er über die Annectirung Hannovers denke, deshalb nahm ich Gelegenheit ihn darüber auszufragen. Wie ich ihm die Frage stellte, welcher Meinung er über diese Annectirung sei, so erwiderte er sofort:

„Leiber Herr, uns Buren kann dat ganz gliek sien, wer unse König is, ob wi an düssen oder den dei Stüren betahlen mötet, dat blieft sek ganz einerlei. Von unsen fräuhern König Georg hebbet wi ook wieder (weiter) nichts e hatt (gehabt), als dat hei dei Stüren innenohmen (eingenommen) hatt. Ek denke mek, et is so veel bäter (besser), denn dei König von Preußen is doch ein veel mächtigerer Herr und hei kann uns also ook mehr beschützen. Fräuher, ek wett (weiß) et noch ganz gut, da was (war) dei Bischopp von Hildesheim unse Herr und mit düssen leigen (lagen) wi Buren beständig im Striete und moßten uns jeder Tid unse Recht erst von Wetzlar halen. Dat is ja nun gottloff ute und wi hier in Hildesheim'schen sind ganz taufredden (zufrieden). Mit sauen blinnen König is et ook eine eigene Sake (Sache), den könnt sei ja wat vorköhren (vorerzählen) watt dei Düwel weit (weiß) und watt hei nich weit. Wer nich seien (sehen) kann bliewt immer ein bedurenswerthet Minsche, hei döcht, (taugt), sau tau seggen, tau (zu) Nichts, nich emal

tau einen Polizeideiner (Polizeidiener), denn dei mott gut ſeihen (ſehen) können.

Watt ſöllt wi (wir) ok up einen König holen (halten), dei uns den leibendigen Düwel hatt up den Hals ſchicken wollen? Ek bidde Sei! (ich bitte Sie) Wer hütigen Dages noch an einen leibendigen Düwel glöwt, (glaubt) mott (muß) verflucht dumm ſien (ſein). Aber wi hebbet uns nich dumm maken laten (laſſen) wollen, hebbet den Düwel wedder dahenn (dahin) e ſchicket (geſchicket) wohenn hei gehört, in dei Hölle; da mag hei bliewen mit ſiener ganzen Siepſchapp, dei an öhn (ihn) glöwt (glaubt.)

Ich fand dieſe Antwort vernünftig, kurz und bündig und drang nun weiter nicht in ihn, da der Herr Ortsvorſtand zu einer idealeren Auffaſſung der Politik doch keine Anlagen zu haben ſchien; es war eben Bauernpolitik.

In der frühern Reſidenzſtadt Hannover, woſelbſt ich bald darauf einige Tage verweilte, herrſcht ſolche gemüthliche oder laxe Anſchauung über die veränderte Lage der Dinge großentheils nicht. Man kann das auch kaum erwarten, weil das zurückgebliebene Beamtenheer noch tiefen Groll im Herzen hat, welcher durch die von Preußen eingeführte exactere Pflichterfüllung vermehrt wird.

Denn so viel steht fest, daß unter Georg's Regimente selbst die geringsten Beamten eine fast unüberwachte Amtsthätigkeit hatten und dadurch Nachlässigkeiten aller Art zum Nachtheile der Rechtspflege entstehen mußten. Die frühern hannoverschen Beamten, bis zum Gerichtsboten herunter, übten ihre Pflichten mit viel Nonchalance aus: ihre Arbeitsstunden verkürzten sie fast nach Belieben, an ein pünktliches Erscheinen in den Bureaus nach Glockenschlag war gar nicht zu denken, und das Publikum litt darunter fürchterlich. Weil aber wenig Controle und Ueberwachung vorhanden, so nahm die Anmaßung in der hannoverschen Beamtenwelt immer größere Dimensionen an und Jedermann bekam Angst, wenn er mit Staatsdienern in Verkehr treten mußte. Die geringsten königlichen Diener erwarteten, daß der Bürger vor ihnen den Hut zuerst zog; aufgeblasen von Eitelkeit schien Jeder zu sein, welcher eine königliche Uniform trug. Viele Beamte hielten sich für ein Stück Regierung selbst und wurden geschwollen von Anmaßung. Unter preußischem Regimente ist das nun theilweise schon anders geworden und wird sich immer mehr bessern.

Daß die Bevölkerung der Hauptstadt nur mit Schmerz auf die erfolgte preußische Annectirung

blickt, ist erklärlich und auch entschuldbar, denn sie verlor durch diesen Gewaltact, welcher übrigens wegen der eingeschlagenen vernunftlosen und undeutschen Politik nicht ausbleiben konnte, viel, recht Viel!

In der Mitte der dreißiger Jahre besaß die Stadt Hannover nur eine Bevölkerung von circa 36,000 Einwohner, jetzt hat sie über 80,000.

Georg I. hat es verstanden seine kleine Residenzstadt zu vergrößern und mehr zu bevölkern, und der Sohn ist seinem Vater darin nachgefolgt.

Es läßt sich denken, daß den früheren Residenzstädtlern die Degradirung zu Provinzialstädtlern nicht gefällt und daß viel materieller Nachtheil dabei mit unterläuft und weiterer in Aussicht steht. Dazu, daß das ganze diplomatische Corps mit Nebenbeamten und Dienstpersonal aus Hannover wie weggeblasen ist, kommt noch hinzu, daß die vielen hohen adeligen und begüterten Familien, welche unter Georg V., wegen ihrer günstigen exceptionellen Verhältnisse viel Anhänglichkeit für ihren frühern Herrscher bewahren, jetzt der Stadt Hannover förmlich den Rücken zukehren. Sonst war es zur Wintersaison in Hannover außergewöhnlich belebt, denn die Landadeligen verbrachten eben diese Zeit im Wohlleben am Hofe.

Natürlich stehen jetzt eine Menge Wohnungen

leer, in Angriff genommene Neubauten bleiben liegen, der Verdienst der arbeitenden Classen, namentlich der Handwerker und Kaufleute ist bedeutend geschmälert worden.

Daß die Zahl der Unzufriedenen unter solchen Verhältnissen groß sein muß, bleibt selbstverständlich.

Die Beschuldigungen und Anklagen gegen die preuß. Beamten, gegen das preuß. Militair, welche man in Hannover so oft aussprechen hört, namentlich die Klagen über Anmaßung und Härte, sind indeß fast alle unbegründet und gehören meistens in das Reich der Verläumdung.

Im Gegentheil erweisen sich die Preußen in Hannover sehr nachgiebig, nachsichtig und human; ja, sie lassen sich sogar zu viel gefallen. Das frühere lebhaftere Leben und Treiben in der Stadt, wodurch der Mehrverdienst herbeigeführt wurde, kann Preußen natürlich nicht so rasch wieder herstellen und deshalb wird die Unzufriedenheit auch noch länger andauern. Die höher gebildete Einwohnerschaft sieht das ein und aus diesem Grunde ist sie nicht auffässig gegen den neuen Herrscher und hofft von der Zukunft das Beste; ja es giebt selbst in der Stadt Hannover schon jetzt viele Preußen freundlich gesinnte, geborene Hannoveraner.

Gleich nach Abbruch des mit dem Dorfvorsteher gepflogenen Gespräches trat ein Intermezzo ein, worüber ich in diesem Augenblicke, wo ich's erzählen will, nochmals herzlich lachen muß.

Zur offenen Stubenthüre kam nämlich ein Enkelchen des Vorstehers, ein Knabe von etwa 6 Jahren heulend herein, und es entliefen ihm dabei aus der Nase zwei sogenannte Talglichter. Der Vorsteher rief ihm entgegen: „Watt wutt Du" „Großvader, Krischan (Christian) hatt mek e slan" (geschlagen).

„Junge, putz dek doch dei Näse, (er thats mit dem Rockärmel) giff den Herrn dei Hand und segg tau öhn, „guden Dag," Du Schleif" (figürlich „Grobian" „Unschicklicher," da ein großer hölzerner Löffel von ungeschickter Form „Schleif" genannt wird.)

Der Junge reichte mir die Hand und sagte richtig:

„guden Dag Du Schleif."

Daß ich hierüber in ein homerisches Gelächter fiel, worin der Vorsteher mit einstimmen mußte, versteht sich doch wohl von selbst.

Einige Dichter der Neuzeit haben das Leben und den Charakter der deutschen Bauern zu idealisiren gesucht, haben rührende Geschichten erzählt, worin viel Gemüth, Biederkeit, Herzlichkeit, Treue und

sonst Schönes und Gutes den Bauernherzen angedichtet wird, denn weiter ist es nichts — eine reine Dichtung. Manch städtische empfindsame Seele ist davon tief gerührt worden. — Geht aber nur aufs Land unter die Bauern. — Erstens kennen sie diese Schriften nicht, denn der Bauer ist viel zu geizig um sich dergleichen anzuschaffen, er kauft höchstens einen neuen Kaleuder — zweitens verstehn sie die Schreibweise nicht — drittens sind die Bauern durchaus nicht so, wie sie in den Dorfnovellen geschildert werden; sie würden sich darin gar nicht wiedererkennen.

Ich kenne das Landvolk zu genau, edleren Regungen ist ein Bauer nur in seltenen Fällen zugänglich. Er betheiligt sich z. B. nur nothgedrungen an Sammlungen für Abgebrannte, Verunglückte, und fast gar nicht bei Sammlungen zur Erreichung sonstiger humaner oder nationaler Zwecke. Nur wenn der Herr Pastor in ihn dringt, zahlt er einige Groschen; opferfähig ist aber der Bauer nicht, dazu ist er im allgemeinen zu geizig, zu habsüchtig, zu mißtrauisch. Auch mit der Moralität sieht es auf dem Lande nicht so sauber aus, wie es die Dichter schildern. Mancher Bauer macht sich nichts daraus, wenn er einen verreckten Hahn als gesund zur Stadt bringt und dem Städter aufhängen kann und in der Liebe folgt er

in der Regel nur seinen thierischen Trieben oder er geht dabei seinen Vortheilen nach.

Der Bauer überläßt gern alle Mildthätigkeit den Städtern, denn seiner Meinung nach verdienen alle Leute in der Stadt ihr Geld ohne Arbeit, deshalb können sie es auch leichter wieder abgeben: so meint er. Er erkennt nur seine Beschäftigung als Arbeit an, von geistiger Arbeit hat er keine Idee, eine Ausnahme für ihn ist nur der Pastor, der ihm vorpredigen muß und bei dem er sich hier und dort Rath zu holen hat.

Mit der Empfindsamkeit, Herzlichkeit, Treue, Charakterfestigkeit (Störrigkeit müßte man sonst für Letzteres annehmen) der Bauern sieht es ganz faul aus; wohl nur als besondere Ausnahmen mögen sie zu Tage treten.

Auf dem Lande erreichen sicher selten Mädchen das 18. Jahr ohne einen oder auch mehrere Liebhaber bereits gehabt zu haben. Diese Liebschaften sind so zarter Natur nicht, in der Regel führen sie zu Unmoralitäten. Die unverheiratheten Bauern-Burschen haben auch ihre petites Femmes, nur nennen sie diese nicht so und wohnen nicht mit ihnen zusammen, — das ist der Unterschied zwischen Paris und einem Bauerndorfe.

Um Eins ist der Bauer sehr zu beneiden, um Eines, was den Städtern, überhaupt den Gebildeten viel, recht viel Geld kostet — der Bauer kennt keine Langeweile. Ein Bauer kann stundenlang auf einem Stuhle sitzen und vor sich hinstieren, Langeweile hat er nicht, er fühlt keinen Drang nach Abwechselung in der Beschäftigung und in Genüssen, dadurch erspart er viel Geld. Der Städter, der Gebildete, wenn er auch noch so anstrengend gearbeitet hat, er kann sich dennoch nicht jener sorglosen, gedankenlosen Ruhe hingeben wie der Bauer, er will wieder andere Beschäftigung haben, bestehe sie auch nur in einfacher Unterhaltung.

Ein altes Sprichwort sagt:

Wenn der Bauer nicht muß,
So rührt er weder Hand noch Fuß.

und dieses Sprichwort ist Wahrheit.

Die Vertreibung der Langeweile ist kostspielig, je regern Geist ein Mensch hat, desto leichter empfindet er Langeweile; durch Arbeit wird sie vertrieben, aber der Mensch kann doch nicht in einem fort arbeiten, namentlich nicht in ein und derselben Branche, das stumpft furchtbar ab.

Bei den besser organisirten Thieren, z. B. Hunden, Pferden 2c. bemerken wir wohl, daß sich bei

ihnen eine Art Langeweile einstellen kann — bei Ochs und Esel nie!

Ueberhaupt steht fest, daß die gebildeten Classen der Menschen von der Langeweile viel zu leiden haben. Sie kann zur Plage werden, führt zur Hypochondrie — selbst zur Verzweiflung — denn eine große Anzahl Menschen hat sich der Langeweile wegen schon das Leben genommen. Langeweile ist ja jener Zustand, worin das Lange (Unangenehme) Weile hat, wo sich zwischen das Lange und die Eile noch ein W (eh) schiebt, das Lange mithin nicht zur Eile (zum Fortgehen) gelangen kann. Dadurch entsteht Mißlaune, Hypochondrie, Lebensüberdruß.

Der Langeweile wegen ist auch schon Mancher ein unnützer Mensch geworden, ein Spieler, Trinker, Verschwender u. s. w.

Wohl dem, der sich die einstellende Langeweile in nützlicher Weise zu vertreiben versteht. Dieses ist so schwer nicht: Man gehe zu geistiger Beschäftigung über, oder zu Unterhaltungen, Liebhabereien unschuldiger Art, wodurch auch die Zeit verläuft. Ein fester Beruf indeß, mit nicht zu wenig Arbeit verbunden, ist das kräftigste Mittel gegen die Langeweile.

Kapitel XIII. b.

Aus Dessau.

Dessau, Pfingsten, 9. Juni 1867.

Die Glockenthürme, natürlich ihre Glocken und das harmonische Geläute damit, dann die Orgel, sind zwei christliche Erfindungen, welche für die Ausbreitung des Christenthums mehr gewirkt haben, als das ganze Ceremoniel der Kirche.

Wenn drei Kirchenglocken harmonisch ineinander klingen, die Luft in Bewegung bringen und sie zertheilen, sodaß die Tonwellen weit, weit getragen werden und hinziehen können durch das Ohr des Menschen zum Herzen, dann wird eine Stimmung und werden Gefühle wachgerufen, die zur Anbetung eines Schöpfers aller Dinge antreiben, begeistern und nicht eher ruhen lassen, bis ein Gebet über die Lippen gegangen ist.

Eine erhabene, große Erfindung! Das wurde ich heute gewahr in Dessau, am ersten Pfingstfeiertage, wo ich, unter dem Geläute aller Glocken, meinen bescheidenen Einzug hielt.

In den letzten acht Tagen, in denen ich auf verschiedenen Dörfern im Hannöver'schen campirte, habe ich mich lebend eigentlich nicht gefühlt. Was nützt und hilft mir die schönste Gegend, das herrlichste Wetter dazu, wenn mir Menschen fehlen, Menschen, denen ich es gleich ansehen kann, daß sie theilweise in Uebereinstimmung mit mir sein dürften, sein müssen. Der schönste Baumschlag, was interessirt er mich, ich bin kein Maler, er läßt mich kalt; ich will einen guten Menschenschlag haben, der mich warm machen kann!

Ich bleibe, wenn mich nicht gerade die geeignete Stimmung dazu beherrscht, ziemlich unempfindlich für das Treiben und Getriebe in der Natur. Das Wachsen und sichtbare Gedeihen der Wiesen- und Feldfrüchte, die Obstbäume mit ihrer Blüthenpracht, der dunkelgrüne Wald mit seinem stillen Rauschen — der Gesang der Vögel — Alles läßt mich kalt und gleichgültig, wenn ich philosophirend meines Weges dahin ziehe.

Und Philosoph werde ich jedesmal, wenn ich mich nur mit mir selbst in Gesellschaft befinde, was ja im

Leben auf einem Dorfe an der Tagesordnung ist. Blind und gefühllos bin ich wohl nicht, wenn ich einsam hinter Hecken wandele und bemerke, wie auf frischen Laubblättern Käfer und Käferin sich suchen, finden, ihr Dasein genießen, wie das Vöglein sorglich die Eier im Neste ausbrütet, oder mit mütterlicher Liebe ihre Jungen füttert; ich freue mich sogar, wenn ich wahrnehme, daß selbst der Wurm auf der Erde und in der Erde seine Nahrung findet, indem er den Thau auf den Pflanzen oder den fallenden Regentropfen als leckere Nahrung einsaugt. Aber eiligst und unwillig schrecke ich dann auf, mein Blut geräth in Hitze, wenn ich sehe, wie das seine Jungen fütternde Vögelein dahergeschossen kommt und das Leben genießende Käferpaar am spitzen Schnabel aufspießt und es seinen Kindern als Nahrung bringt, ein Bauerjunge aber an der Hecke schon hinschleicht, dem Neste Eier oder Junge raubt — die alten Vögel verscheucht! Oder wenn ich selbst aus Versehen dem kriechenden, Nahrung suchenden Wurm sein Leben austrete, oder eine Bäuerin mit scharfer Sichel dem am Halme aufsteigenden Insecte den Tod bringt. Da rufe ich dann wohl aus: „Kann denn auch in der Natur kein seliger, beglückender Augenblick ohne Störung bleiben, muß denn allem Erschaffenen vom Gipfel hoher stämmiger

Bäume herab bis zum einfachen Grashalme, vom Elephanten bis zur Mücke herunter, das Menschengeschlecht nicht ausgenommen, überall, ja überall und in jedem Augenblicke Verderben und Vernichtung drohen?“

Dieses Alles bemerkt man in einer Stadt nicht so, man sieht wohl, daß die Schwalbe Fliegen fängt, der Sperling auf Raub ausgeht, aber so nahe vors Auge, wie auf dem Lande, wird Leben, Sterben und Verderben uns doch nicht gerückt.

Ziehe hin, wer da mag aufs Land, ich lobe mir die Stadt! Und deshalb bin ich froh und fröhlich, wieder in eine Stadt eingerückt zu sein, noch dazu in einer kleinen Residenz.

Daß ich in einer Residenz, in einer deutschen Residenz angekommen, habe ich in den ersten zehn Minuten meines Aufenthaltes erkannt.

Am Markte in Dessau, im goldnen Schiffe, liege ich im offnen Fenster und beschaue vorüberziehende Menschen und Thiere. Doch eine ganz andere Thier- und Menschenwelt in einer Stadt. Kuh- oder Schweinemistgeruch dringt nicht in das Bereich unserer Nase, nachdem natürlich in Dessau der Viehhirte den Umgang mit seiner Heerde bereits gehalten hat. —

Ich bin in Dessau, in einer Residenz, das beweisen vorübereilende Menschen in Uniformen und

Livrées; blaue und grüne Uniformen biegen bald um diese, bald um jene Straßenecke, und, wie ich bald nachher gewahr geworden bin, so trifft man in jeder Bierwirthschaft, an jeder Table d'hôte der Gasthöfe mittleren Ranges diese herzoglichen oder prinzlichen Leibjäger oder andere Bedienstete an. Es muß eine ganz respektable Masse solcher Bestallten geben; schadet nichts, muß sein, man fühlt sich unter ihnen doch einmal wieder Unterthan, man kann sich dem beruhigenden Gedanken hingeben, daß ein Herrscher, ein Oberhaupt von Gottes Gnaden in unserer Nähe weilt, uns beschützt, man wird sich einer gesicherten Existenz bewußt — wenn nicht etwa die allmächtige Polizei mit der ihr noch überall eingeräumten Souveränität störend dazwischen tritt — und zwar ganz anders, wie auf einem Dorfe; kurzum, Beruhigung ist gefunden worden.

Manches in einem Dorfe ist gerade so wie in der Stadt, z. B. wedeln die Dorfhunde ebenso gut und schön mit dem Schwanze, wie in einer Stadt und wäre sie auch Residenz, aber die Hunde in der Stadt sind doch noch mehr Künstler, sie gehen auf zwei Beinen, können nach dem Pfiff sogar tanzen, lecken selbst dann noch, wenn sie gestraft werden, können Schildwache stehen, apportiren u. s. w., davon verstehen die

Dorf- und Schäferhunde freilich nichts, sie sind uncultivirte Hunde und bleiben es, wie die Bauern uncultivirte Menschen bleiben.

Dessau ist eine große, umfangreiche Stadt, hat viele breite und lange Straßen, aber fast nur einstöckige Häuser. Die meisten Häuser in Dessau dürften sich mit 3—12000 Thlr. Werth abschätzen lassen.

Dessau besitzt zu einer Erweiterung, Ausdehnung überdem noch hinreichendes Terrain, namentlich nach dem Bahnhofe zu, es hat für größere gewerbliche Etablissements, Fabriken viele gut gelegene und auch billige Plätze und vermöge seiner vortheilhaften Lage könnten sich hier noch viele Industrielle niederlassen.

Man verschreit im sogenannten Auslande Dessau häufig als ein Judennest, ich habe davon nichts bemerkt und will man aufrichtig sein, muß man sogar eingestehen, daß das sogenannte jüdische Element, trotz der Juden, sich nirgends breit macht. Man bemerkt keinen Schacher, kein unbescheidenes Auftreten der jüdischen Einwohner, die kaufmännischen Detaillisten sind selten Juden und der verstorbene Geheime Finanzrath Poppe in Leipzig, welcher von Judenfurcht besessen war, hatte mit seiner Ironie förmlich unrecht, als er einst bei Gelegenheit einer Debatte im Stadtverordneten-Collegium, nachdem sich dieses

für die Zulassung von Juden für den Detailhandel ausgesprochen hatte, zum Schlusse ausrief:

„Meine Herren, ganz Dessau packt!“

als ob der Same Israels vermittelst der Dessauer Juden ob solcher Freiheit willen nun Leipzig sofort überwuchern würde?

Anhalt-Dessau wird als derjenige Staat in Deutschland rühmend genannt, dessen Einwohner sehr wenig oder gar nicht von Staatsabgaben gedrückt werden. Man sollte daher meinen, hier sei ein erwünschter Ansiedelungsplatz, ein Eldorado, der namentlich die Industriellen anlocken könne, hauptsächlich die Stadt Dessau selbst, welche romantisch und für den Geschäftsverkehr (zwischen Leipzig und Berlin) auch recht bequem liegt.

Dem wäre auch wohl so gewesen, wenn nicht Regierung und städtische Behörden stets in der Ansicht befangen geblieben wären, jede Zuströmung und Ansässigmachung Fremder in diesem glücklichen Lande verhindern zu müssen. Und das ist geschehen, vielfach geschehen, trotzdem Dessau Platz genug darbot, die Stadt der Erweiterung fähig, der Vermehrung in der Bevölkerung bedürftig war und noch ist.

Dessau besitzt nur eine Bevölkerung von 18000

Seelen, die 800 Judenseelen eingerechnet; es müßte aber schon längst die doppelte Anzahl von Einwohnern haben, wenn man die Einwanderung zugelassen und nicht stets verhindert hätte. In dieser Beziehung hat es mit Leipzig denselben Fehler begangen.

Als bei Anlage eines sogenannten Central-Bahnhofes Dessau mit in Frage gekommen war, da soll sich der Herzog und die Regierung sehr stark gegen diese Idee gewehrt haben. Man hat sie abzuweisen verstanden, und erst dann wurde Cöthen dafür bestimmt.

Es wurde befürchtet, wenn in Dessau ein solcher Central-Bahnhof zur Ausmündung verschiedener Bahnen ins Leben gerufen würde, dann wäre ja das Residenzstädtchen zuerst und zunächst bei einem ausbrechenden Kriege bedroht und das dann durchziehende und einzuquartierende Militär könne und müsse in das gemüthliche kleinstaatliche Residenzleben eine störende Unruhe bringen und das sei schon des Fürsten wegen zu verhindern.

Deshalb ist Dessau unbevölkert geblieben, deshalb kann aber auch heute noch der Arbeiter eine Wohnung von 12 bis 20 Thlr. pro anno haben; in welcher Stadt ist das noch möglich?

Aber was hilft, so fragt man mit Recht, billige Wohnung, geringe Steuer, wenn dagegen kein Verdienst vorhanden? Barfuß gehende Menschen sieht man in Dessau genug, die Tages- und Straßenarbeiter gehen erbärmlich gekleidet einher, ja man wird öfters angebettelt in der Stadt, vielfacher noch vor deren Thoren. Wohl wieder ein Beweis, daß niedrige Steuern, billige Wohnungen den allgemeinen Wohlstand nicht heben können, nicht Arbeit und Brod geben, sondern dies vermag nur Industrie und Handel.

Mit seinen staats-ökonomischen Grundsätzen will Dessau gar nicht aus dem Streite kommen; daher verschmähe es den Rath nicht, die Roscher'schen staats-ökonomischen Werke zu lesen und zu studiren.

Wäre in Dessau zu jener Zeit ein Central-Bahnhof entstanden, dann würde bald als nothwendige Folge davon die Einrichtung eines Hafens als Bedürfniß sich herausgestellt haben, denn passendes Terrain ist auch dafür vorhanden. Dessau hätte sich müssen zu einer größern Stadt Deutschlands emporarbeiten, denn an zwei mächtigen Wässern, Elbe und Mulde liegend, war es dazu wie geschaffen, wie bestimmt.

Aber weil das kleinstaatliche Residenzleben darunter in etwas leiden konnte, deshalb blieb man re-

nitent, verharrte in den verrosteten, von Erfahrung und Wissenschaft längst verdammten staats-ökonomischen Ansichten und Grundsätzen, deshalb blieb man eigensinnig mit aller Gewalt, deshalb schließlich konnte sich Dessau auch nicht heben, blieb arm und unbevölkert, erweiterte sich nicht.

Hätte der stark begüterte reiche Fürst, statt gewährter Steuerermäßigungen, einige Millionen Thaler einer neuen, zeitgemäßen Idee geopfert, es sähe jetzt anders um Dessau aus.

Es ist in der That betrübt, wenn man in Dessau durch die Straßen, namentlich durch die Cavalierstraße auf- und abwandelt und keinem Menschen begegnet, höchstens vor irgend einer Thür einen Hund liegend bemerkt der sich langweilt, weil er sogar keinen Spielkameraden finden kann. Ich glaube, in der Cavalierstraße sind wohl mehr Häuser als Menschen vorhanden. Dessau kommt mir mit seinen sich lang hinziehenden einstöckigen Häuserreihen wie eine Schlingpflanze vor, die, obwohl im guten Boden eingesenkt, ihrer Natur nach sich dennoch nicht höher vom Erdboden erheben kann und nun dahin kriecht wie eine ermattete Schlange. — Reißt doch die Schlingpflanze: Pedanterie, Bureaukratie, Schildbürgerthum aus dem Boden heraus und pflanzet deutsche Eichen!

Dann entsteht ein deutscher kräftiger Wald und in den Wipfeln seiner Bäume werden sich deutsche Vögel in Menge einnisten, sich vermehren, deutsche fröhliche Lieder von Einigkeit und Kraft und Freiheit singen, jedes nach seiner Weise, es wird Leben, Lust und Freude in die Gegend kommen, die Hoffnungslosigkeit, die Armuth an Leib und Seele müssen schwinden, ja, das thut, Amen!

Die Caserne in Dessau macht unter der Masse einstöckiger einfacher Häuser und ihrer Nichtbevölkerung eine rühmliche Ausnahme, sie ist ein großes palast=ähnliches Gebäude. Viele Soldaten liegen darin und weil eben viele Soldaten darin liegen, so sehen auch viele aus lieber Langeweile zum Fenster hinaus in die öde Straße, die nur dann etwas Leben erhält, wenn ein Eisenbahnzug angekommen ist und von die=sem sich irgend einmal ein Passagier nach Dessau, resp. Wörlitz verlaufen will, oder ein Musterreisender Dessau versuchsweise, wie man sich ausdrückt, mit=nimmt.

Die Dessauer Bürger sind übrigens gemüthliche Leute und haben die Gewohnheiten anderer Deutschen: sie trinken Bier, essen, arbeiten, schlafen — sterben jung oder alt, kurzum machen keine Ausnahmen; sie

gehen auch gern einmal zum Dîner, doch darfs nicht oft kommen, auch darf das Couvert nicht über 15 bis 20 Sgr. kosten, dagegen verlangen sie dafür mindestens 4—5 Gänge, nebst Nebenschüsseln, Torte, Eis, zum Schluß Butterbrod und Käse; eine Flasche Wein erlauben sie sich häufig dazu mitzubringen, zahlen dafür $2\frac{1}{2}$ Sgr. Stöpselgeld, lassen aber wohl noch einige Flaschen nachholen, wofür sie kein Stöpselgeld zu zahlen wünschen.

Mit dem Dativ und Accusativ liegen die Dessauer nie im Streite, sie haben diesen Streit total beseitigt, denn sie wählen nur den Accusativ, sagen stets mich: Gieb mich Dieses, zeige mich Jenes, das gefällt mich ꝛc. hört man (die höher Gebildeten ausgenommen) überall, nicht allein in Dessau, sondern in den ganzen anhaltischen Landen.

Sie unterscheiden sich dadurch von den Sachsen, welche wohl, selbst bis zu den ungebildeten Classen herab, mir und mich (freilich unbewußt) unterscheiden, aber Ihnen und Sie nie.

In Leipzig sagt man unverdrossen fort, trotz aller Hebung der Schulen und den Gehaltserhöhungen der Lehrer: „Ich habe Ihnen lange nicht gesehen“; „ich will Sie was sagen,“ kurzum, man verwechselt stets Sie und Ihnen.

Trotz aller Schulmeisterei in ganz Deutschland wird ein richtiges Deutsch fast nirgends gesprochen. Jedes Land und Ländchen hat seinen Jargon, die hochdeutsche Schriftsprache wird förmlich gemartert, sobald sie über die Lippen zum Munde heraus fährt. Abgesehen von den grammatikalischen Fehlern, wird das Ohr in einem fort beleidigt durch die Aussprache.

Der eine Deutsche kann das P vom B, das T vom D, das G vom K, das J vom G nicht unterscheiden, der andere spricht ü statt i, Sk für Sch ei wie ee, au wie oo u. s. w.

Es ist in der That bedauerlich, daß die Schulen es noch nicht verstehen, ihre Schüler bis zum 15. Lebensjahre zu grammatikalisch richtiger Sprache, zu einem reinen Accent zu bringen. Die Schule mit ihren jetzigen Kräften, Einrichtungen, Lehrmitteln müßte das eigentlich erreichen können, es würde wenigstens mehr erreicht werden, wenn die Lehrer nicht selbst im Jargon gefangen lägen, ihr Ohr also für eine reinere Aussprache nicht verschlossen bliebe, oder wenn sie mehr auf ihre Schüler achteten.

Die Lehrer dürften nie die falsche Betonung, Aussprache eines Buchstabens, einer Silbe ungerügt lassen, sie müßten aber auch nie in denselben Fehler verfallen, was leider öfters der Fall ist.

Nie sollte ein Lehrer angestellt werden, der das Deutsche nicht mit reinem Accente reden könnte. Dann müßte es sich bessern.

Se. Excellenz, Graf Wrangel in Berlin, spricht bekanntlich ein sehr ungrammatikalisches Deutsch, ob aus Uebermuth oder Unkenntniß, will ich dahin gestellt sein lassen. Man erzählt sich in dieser Beziehung eine hübsche Anecdote. Die Kronprinzessin soll er einmal im Laufe einer Unterhaltung gefragt haben:

„Königliche Hoheit, verstehen Sie mir?“

Lächelnd erwiderte diese:

„Excellenz, ich verstehe Sie stets, selbst wenn Sie Grenadich statt Grenadir sagten.“

Dessau rüstet sich zur Begehung eines großen Festes, aller Mund ist davon voll. Ein Fest zu Ehren des 75 Jahr alten Herzogs, welcher am 9. August 1867 50 Jahre regiert hat und dieser Tag und noch zwei darauf folgende Tage sollen festlich begangen werden. Man wird auch dem Herzoge eine, von ihm natürlich erwartete, Ueberraschung bereiten; sie besteht in der Enthüllung eines zu Ehren dieses Tages auf dem Marktplatze errichteten Wasserbassins mit pyramidenförmigem Aufbau, versehen mit bezüglichen Inschriften und Emblemen. Leider können wir nicht dabei sein und die kleinstaatliche Residenz-

freude bewundern, welche nur dadurch etwas getrübt für die Dessauer wird, weil fremde, Hallenser Steinmetzen mit der Ausführung dieses Denkmals betraut und Dessauer Kräfte nicht dabei zugelassen wurden. Wir nehmen zeitweilig von Dessau Abschied, um noch in dessen näherer Umgebung ein wenig zu verweilen.

Dessau, den 11. Juni 1867.

Die Dessauer haben für ihre hohen Festtage besondere Ausflüge in ihre Umgegend, am ersten Pfingsttage lautet die Ordre zu einem andern Thore hinaus, als am zweiten. Sie ziehen auch noch einen dritten Tag zur Nachfeier heran und für den dritten Pfingstfeiertag ist die Marschordre nach Kühnau! Dieser Ort, worin selbstverständlich, ein herzogliches Schloß mit Park ist, denn der Herzog besitzt eben viel Domänen, welche seine Vorfahren, namentlich der Herzog Leopold (der alte Dessauer genannt) gegen eine Kammertaxe von den Besitzern zu erwerben wußten, ist kein bedeutendes Dorf, hat jedoch einige Schänkwirthschaften. Auch kann man vom Castellan des Schlosses Kaffee und Bier bekommen und im Parke Platz nehmen, wo man nur will.

Dahin zog auch ich aus, es ist ein ziemlich langer, meist uninteressanter Weg von Dessau bis Kühnau, über zwei Stunden von Dessau entfernt. Glücklicherweise traf ich vor dem Thore ein Ehepaar an, welches desselben Weges wandern wollte, und da es damit bekannt war, so schloß ich mich demselben an und trabte mit fürbaß. Ich hatte es nicht zu bereuen: Der Mann und auch seine Frau waren scharmante Leute, sie gingen auf eine freundliche Unterhaltung gern ein und wußten solche im Schwunge zu erhalten. Der Mann, etwas einsilbiger, aber gutmüthig und gelassen, griff seltener in die Unterhaltung ein. Der Spaziergang wurde uns Dreien leicht und angenehm, Langeweile trat nicht ein, Jedes wußte stets zur Unterhaltung neues Anregendes vorzubringen.

Unversehens waren wir in Kühnau, und nun sollten wir erfahren, wie sich die hinausgezogenen Residenzler auf dem Lande zu amüsiren suchen.

Vor dem Wirthshause, wo wir einkehrten, stand eine mächtige Linde, um diese Linde herum war ein Tanzboden eingerichtet, 4 oder 5 Musikanten rissen in der schauderhaftesten Weise Galopp, Polka, Walzer herunter und das Stadt- und Landvolk galoppirte, polkte und walzte darnach gerade so, wie allerwärts in Deutschland, trotz des kältern Windes, der an die-

sem Tage herrschte. Ueberall in der Welt ist es gleich, überall amüsirt sich die Jugend in derselben alten Weise wie die Voreltern, kein Fortschritt, keine Veredelung des Amüsements ist seit Jahrhunderten eingetreten, trotz aller Verfeinerung der Sitten, trotz aller Moralpredigten der geistlichen Herren. Das Volk greift zu rauschenden Vergnügungen, zu Tanz, Trunk, und schließlich zum Spiel mit Karten. Es kann ja auch nicht anders sein, alle 15 Jahre entwickelt sich sozusagen eine neue Generation in der Menschheit, diese tritt wieder in die Fußtapfen der scheidenden, aufrückenden und macht ihr Alles nach in Sitten und Gebräuchen.

Man störe die Jugend nicht, ihr gehört ja die Gegenwart, nur sie kann sie genießen, die Gattung fortpflanzen.

Es ging lustig und ungenirt unter dem Laubdache der Linde zu, wer als Vöglein in ihren Zweigen hätte hinuntersehen und beobachten können, dem wäre sicher mancher Händedruck, mancher vielsagende, vielversprechende Blick und Gegenblick nicht entgangen, hätte vielleicht Zusagungen errathen, gehört, welche weitere Freude und weitern Genuß in Aussicht stellten. Wir sahen dem lustigen Treiben eine Weile zu, dann suchten wir im Gastzimmer unsern Durst mit Gerstensaft zu stillen — das war indeß nicht leicht. — Alle

Sitzplätze waren bereits eingenommen; schließlich fanden wir Drei noch Unterkommen auf einer mit Pulten versehenen Schulbank, deren hier eine Menge vorhanden waren. „Aha!“ dachte ich, „jüngst in Hildesheim und früher in Leipzig hat es Mühe gekostet, den deutschen Lehrern für ihre jährliche Wanderversammlung eine Kirche zu überlassen, worin sie tagen konnten, im Gegentheil dazu erweist sich hier die Schule coulanter, toleranter, sie überläßt hier und sicher ohne viel Widerstreben zu einem ganz profanen Zwecke ihre Schulbänke. Sollten denn dadurch die Schulbänke nicht entweiht werden? Viel Sophisterei gehört wahrlich nicht dazu, um eine solche Entweihung nachzuweisen. Wenn im Dessauischen auch einmal, wie schon oft anderwärts, die Frage um Emancipation, Trennung der Schule von der Kirche auftauchte, die Köpfe erhitzte, so würde wohl vorab die Frage noch zu ventiliren sein:

Emancipation, Trennung der Schulbänke vom Wirthshause! Manche Lehrer würden sich damit wohl als nicht einverstanden erklären, da sie das Sitzen auf der Bank im Wirthshause mehr lieben, als das Stehen vor ihren Bänken in der Schule.

Nach Einnahme eines Imbisses traten wir den Rückweg an und beschlossen den Abend in Dessau auf

einem Bierkeller in der Nähe der Eisenbahn. Zu Bette legte ich mich mit dem alten Gedanken: Alles schon dagewesen, — Alles Wiederholung im Leben.

Dessau, den 12. Juni 1867.

Heute am 12. Juni begann in Dessau der Wollmarkt. Morgens früh ging das Gefahre der mit Wolle beladenen Wagen zur Stadt herein los. Da ich mir aber gerade nicht bewußt war, in der Wolle zu sitzen, vielmehr derb im Peche steckte, ich auch keine Lust verspürte, über das Schaf, welches sich ruhig scheren läßt, über seine Wolle, überhaupt über Schafsköpfe einsam auf meinem Zimmer zu philosophiren, noch schlechte Witze oder Fibelverse z. B.

Stets in der Woll', bis scharf an's Ohr
Das Schaf wohl sitzt, kann nichts davor,
So — Mancher auch im Glücke schwitzt,
Weiß nicht, weshalb er drinnen sitzt

zusammen zu reimen und zu leimen, so nahm ich gleich nach aufgehobener Tafel den Wanderstock zur Hand, und marschirte zum ersten besten Thore über die nicht ferne Muldenbrücke hinaus und schlenderte aufs nächste Dorf zu. Bemerken will ich zuvor noch, daß heute an der Tafel viel Wollhabende und Wohlhabende vorhanden waren, denn es war ja Wollmarkt. Der

Wirth lächelte darüber still in sich hinein: wir saßen aber auch im großen Speisesaale des Hôtels in zwei langen Reihen. Wäre ich ein Lavater gewesen, so hätte ich sicher Manches aus den Physionomien der Speisenden heraus gelesen, so fiel mir nur ein, daß ich fast Ursache hatte zu glauben, erkennen zu können, welcher Abstammung der Artikel sei, mit welchem diese Leute zu Markte gezogen waren, es schien mir hier und dort eine Aehnlichkeit zwischen dem Artikelverkäufer und dem Artikelliefernden vorhanden zu sein. Ich sann aber solchen vorkommenden psychologischen Räthseln nicht weiter nach.

Wer schon öfters gereist ist per pedes apostolorum von Dorf zu Dorf wie ich, der braucht in einem Dorfe nicht erst lange nach einem Wirthshause zu fragen, der Instinct führt ihn so zu sagen, dahin. Auch kann man ja ein Wirthshaus auf dem Dorfe, selbst wenn es kein Schild führt, was häufig der Fall ist, daran leicht erkennen, wenn ein Futtertrog vor der Thüre steht. Da gehe nur hinein, müder oder durstiger Wanderer, du irrst nicht und findest, was Du suchst, Ruheplatz, Speise und Trank.

Natürlich fand ich das Wirthshaus sofort und aus Dankbarkeit, sie ist eine schöne Tugend, daß ich es gefunden, kehrte ich auch daselbst ein; denn als

Undankbarer wollte ich nicht noch weiter ziehen, auch demonstrirte ich mir vor, daß ja deshalb eben hier ein Wirthshaus eingerichtet sei, um darin erst Platz zu nehmen, denn sonst hätte es ja der Wirth ganz anderswo, entfernter hinstellen müssen, mithin war mein Eintreten begründet, gerechtfertigt, und darauf kömmt in der Welt sehr viel an, daß man sich Gründe für sein Thun oder Unterlassen anführen kann, damit keine Reue darüber eintrete.

Solch ein Original von Wirth in seiner äußern Erscheinung ist mir aber im Leben noch nicht vorgekommen wie dieser; es war ein Mann, vielleicht 60 Jahre alt, schmächtig, etwas gekrümmten Körpers, trug schneeweißes Haar und Schnurrbart. Das ist indeß das Auffallendste nicht, sondern seine — Nase; sie war zu originell geformt. Man denke sich eine Nase, weit, weit über die gewöhnliche Länge hinaus, endend in der Form einer Wurfschaufel und oben noch dazu mit Unebenheiten versehen. Der Mann sollte den Wirth nicht spielen, er muß ja weiblichen Besuch förmlich verscheuchen.

Kaum saß ich etwa 15 Minuten im Gastzimmer und zwar ganz allein, als ein offener einspänniger Bauerwagen ankam, vor dem Hause hielt und der Inhaber dieser ländlich-sittlichen Karosse, nachdem er

vorschriftsmäßig sein Pferd losgespannt hatte, zu mir herein trat. Er fragte nach dem Wirthe, und da dieser eben hinaus in den Garten zur Kegelbahn gegangen war, so machte ich ihm darüber Mittheilung und sagte, der Wirth würde bald zurück kommen. Dieser Bauer mußte mich für einen Dessauer, oder doch für einen mit den Dorfbewohnern bekannten Mann halten, denn treu und offenherzig fing er weiter zu reden an, indem er äußerte:

„Nun, Sie sind hier doch auch wohl im Orte bekannt, Sie können es mir also ebenso gut wie der Wirth sagen, wissen Sie, wo hier die Kartenschlägerin wohnt und wie sie heißt?"

Mich um eine Kartenschlägerin zu fragen, das war eine arge Ironie des Zufalls, mich, der ich allen Aberglauben verdamme, sammt der Sympathie und den Geheimmitteln, der für Verscheuchung der einfältigen Nebel, welche den Verstand belagern, verdunkeln wollen, schwärmt, mich darum zu fragen, welche Ironie! Mich hatte die Frage ernstlich aufgeschreckt aus der Lethargie, mit welcher ich am Glase Bier, welches matt war, zehrte; es erwachte indessen die Neugierde in mir, und ich erwiderte: „Ich selbst kenne die Wohnung der Kartenschlägerin nicht, auch nicht ihren Namen, aber warten Sie ein wenig, der

Herr Wirth kömmt wohl bald zurück und er wird sie sicher kennen. Was, wenn man fragen darf, soll denn diese aus den Karten wahrsagen?“

„Das will ich Ihnen sagen, wohl sagen, mein Herr,“ antwortete der Landmann. „Sehen Sie, in unserm Dorfe (er nannte es, ich habe den Namen aber wieder vergessen) ist auf dem Gute ein bedeutender Felddiebstahl passirt, wir könnens und könnens nicht heraus bringen, und da schickt mich nun der Herr hierher, ich soll mir darüber die Karte legen lassen, damit wir's doch endlich und sicher erfahren, denn in unserm Orte ist leider keine Wahrsagerin.“

Himmel und Hölle! dachte ich, will denn die Dummheit gar nicht aus der Welt heraus! Ich erinnerte mich aber zugleich, daß in Leipzig vor einigen Jahren der Glaube an eine noch größere Dummheit florirte und beschämend mußte ich daher dem Bauer für seine geringere Dummheit Entschuldigung gewähren. Zu Leipzig, in Reichels Garten, wohnten nämlich ein verkommener Maler oder Lithograph mit seiner Mutter, und diese beiden Leute zogen dadurch die Aufmerksamkeit der Dummen im Publikum auf sich, daß sie einen Apparat zu besitzen vorgaben, vermittelst welchem

sie auf Wunsch mit Abgeschiedenen (Seelen) förmlich Gespräche führen konnten, ein Instrument, welches auf Fragen an Verstorbene und wären sie in Amerika erblichen, auch auf Fragen an sehr entfernt wohnende Angehörige, durch Bezeichnung von Buchstaben antwortete, die zusammengesetzt, dann eine fixe, regelrechte Erwiderung lieferten. Ich selbst habe Jemand gesprochen, der bei diesen Leuten gewesen und sich nach dem Befinden eines Verwandten in Amerika vermittelst der Maschine erkundigt hatte und welcher durch die Antwort sogar zufrieden gestellt war und beinahe an die Möglichkeit der Sache geglaubt hätte. Herr Professor Bock soll die Leute auch einmal besucht haben, hat sie natürlich nicht denuncirt, denn dieser Mann denkt: man lasse Jedem sein kindliches (kindisches) Vergnügen. Ich aber bin jedesmal empört über solche Dummheit.

Inzwischen war der Wirth zurückgekommen. Er kannte aber die Wahrsagerin nicht, diese sollte vielmehr in Dessau selbst wohnen, es sei eine Gärtnersfrau, oder der Gärtner selbst sei der Herr Wahrsager. Verdrießlichen Gesichts griff der Bauer nach seiner Peitsche und begab sich zu seinem Geschirre vor der Thüre, da trat ein dritter Gast aus dem Dorfe ein; diesem legte der Wirth die an ihn ge-

richtet gewesene Frage vor, und dieser Gast antwortete: „Ja, die giebt es hier im Orte, es ist eine alte Gärtnersfrau, dahinten im Dorfe wohnt sie“ (er deutete mit der Hand die Gegend ihrer Wohnung an), nun sprang rasch der alte Wirth dem fremden Bauer nach, theilte ihm die „neue Mähr“ mit und ich sah diesen dann nach der bezeichneten Gegend im Dorfe abfahren. Ich aber ging in sehr getrübter Stimmung gen Dessau. Hätte ich den Mann nicht belehren sollen, war das nicht Pflicht für mich, um vielleicht Unschuldige vor Verdachte zu schützen, zu retten? Es hätte mir doch nichts geholfen, deshalb spreche ich mit Bock: Man lasse Jedem sein kindliches Vergnügen.

In Dessau wieder eingerückt, habe ich mich sofort nach dem Gärtner und seiner Wahrsagerei oder Zauberkraft erkundigt, und da hörte ich dann mit der ernstesten Miene erzählen, daß der besagte Gärtner weder ein Wahrsager noch Zauberer sei, er aber vermittelst der Sympathie ganz wunderbare Kuren mache. Er könne sofort Blutungen stillen, die Rose beseitigen, verrenkte Glieder in Ordnung bringen, alte Schäden heilen, Alles durch Sympathie! Na, adieu Deutschland, adieu deutsche Schule, die sich viel einbildet auf ihre Erfolge, adieu, adieu! Die Dummheit ist nicht aus-

zurotten, sie ist unsterblich in der Gattung — sie pflanzt sich fort, wie diese selbst durch Neugeburten. Da sehe ich stehen im Geiste die Priester auf ihren Kanzeln, wie sie das Volk aufregen durch salbungsreiche Worte, wie sie begeistern, berauschen durch Hoffnungen und Verheißungen; wie sie entzünden und entzücken das menschliche Herz durch die liebreichen Bilder von Versöhnung, Vergebung der Sünden, Gnade, Erlösung, vom allerliebsten Herzen Jesu, vom Lamme Gottes; wie sie offenbaren die Herrlichkeiten des Jenseits und dadurch Trost spenden wollen für die, so hier im Elend und Ungemach schmachten — Aber den Menschen ihre dumme Gläubigkeit zu nehmen an Hexen, Gespenster, an übernatürliche Heilungen und Heilkräfte; den Glauben an Wahrsagerei, Wunder und an sonstige Dummheiten, ihnen zu entreißen, das erachten sie für ihre Aufgabe nicht. Sie glauben genug zu thun, wenn sie die Seele vor ewiger Verdammniß zu retten sich anstrengen! Ihr malet uns aus die Süßigkeiten des Himmels für die, so hier Gutes thaten, die Qualen der Hölle für die, so auf Erden Böses begingen, um dadurch zum Guten aufzumuntern und vom Bösen abzuhalten, Ihr lockt also durch Aussicht auf Belohnung, warnt durch Hinweis auf Strafe. Macht doch den Menschen lieber bekannt mit

den Strafgesetzen der Völker, beweist ihnen deren Nothwendigkeit. Lehrt den Kirchenbesuchern, daß man das Gute des Guten wegen thun müsse und daß man das Böse des Bösen wegen zu unterlassen habe, das lehrt ihnen, das macht ihnen begreiflich, das heißt guten Samen streuen, das hilft die Humanität fördern, verbreiten, die Nächstenliebe in ihre Rechte einsetzen. Auf welche großen Erfolge durch Lehre und Predigt können sich denn die Herren Priester berufen? Ist denn schon etwa der Krieg unter den Völkern abgeschafft worden? Nein, trotz der Lehre von der Nächstenliebe existirt er noch als Engros-Geschäft in Vernichtung von Leben, Gesundheit und Eigenthum! Ist denn durch Eure Lehre, die Ihr die eine, reine und wahre nennt, der Aberglaube aus der Welt verschwunden? Sind Mord, Todtschlag, Diebstahl, Lug und Trug nur noch in den deutschen Wörterbüchern als nicht mehr zu verwerthende Wörter aufzufinden? Nein, nichts und wieder nichts von alle Dem. Die Leidenschaften in dem Menschen und mit dem Menschen wühlen und wüthen fort; Euere Erfolge sind daher gar so groß nicht anzuschlagen. Ihr flehet zu Gott um den Sieg für den, in dessen Sold ihr steht, Ihr untersucht nicht erst zuvor, wer Recht oder Unrecht hat, Ihr segnet die mörderischen Waffen

kirchlich ein, wie reimt sich denn Dieses zur christlichen Wahrhaftigkeit?

Ihr weiset uns auf einzelne Fälle hin, aus denen Ihr ein Eingreifen der Barmherzigkeit Eures Gottes, im Schicksale eines Individuums uns nachweiset, preiset dann diese Barmherzigkeit, wie sie sich hier herrlich offenbart habe, aber Ihr verschweigt uns die Tausend und aber Tausend Fälle woraus sich gerade das Gegentheil folgern ließe, dabei uns abspeisend mit den Worten: Des Herrn Wege sind wunderbar! Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, darum schweige ich nun.

Dessau, den 13. Juni 1867.

Heute gab es bei unserm Mittagstisch einen kleinen Scandal, welcher nicht verschwiegen werden soll, weil selbst dieser auf das kleinstaatliche Leben einen Lichtblick wirft, weil er, obgleich an sich unbedeutend, doch zu Schlüssen Veranlassung geben dürfte.

An unserer Mittagstafel im Hôtel zum goldenen Schiff nahmen regelmäßig zwei herzogliche oder prinzliche, was weiß ich, Leibjäger Theil, ein älterer, er trat mit dem linken Fuße in die Grube (hinkte etwas) und ein jüngerer. Der ältere mußte etwas höher im

Range stehen, denn er hatte eine Abzeichnung durch Goldlitzen mehr am Rockkragen. Beide hielt ich für gute bescheidene Leute und treue Diener ihres hohen Herrn.

Wir speisten täglich etwa unserer 10—14 Menschen am Tische, heute waren wir zufällig unserer 13, also in einer ominösen Anzahl zusammen, mithin mußte etwas Besonderes passiren. Und so geschah es.

Der jüngere Leibjäger hatte heute, wie schon öfters, einen braunen, wohlgezogenen, freundlichen Jagdhund mitgebracht, der, als der Braten auf den Tisch kam, von dem Geruche desselben dermaßen angezogen wurde, daß er sich, trotz seiner höhern Hundestellung als herzoglicher Hund, nicht beherrschen konnte und schwanzwedelnd bald zu diesem, bald zu jenem Tischgenossen lief — und bettelte — indem er dabei jedesmal seine Schnauze treuherzig auf den Arm des Anzubettelnden legte und dessen Rock nothwendigerweise, weil ihm dabei der Geifer aus dem Munde lief, beschmutzen mußte.

Ist nun jede Bettelei bei einer Tafel (in Deutschland leider sehr gebräuchlich) eine Störung, etwas nicht Angenehmes, der Zweck ändert das nicht, so wird sie aber durchaus unangenehm, wenn sie von

einer Seite aus geschieht, von welcher man sie nicht erwartete.

So ungefähr mußten die Ansichten meines fünften Tischgenossen zur Linken sein, als der herzogliche Jagdhund auch bei diesem erschien, seine Manipulationen mit der Schnauze machte und dem Herrn seinen neuen Rock beschmutzte.

„Herre," fuhr dieser zu dem Hundemitbringer auf, „lassen Sie Ihren Hund künftig zu Hause, Hunde gehören nicht an die Wirthstafel und füttern Sie ihn auch gehörig, damit er nicht zu betteln braucht und einen dabei beschmuzt!"

Na, dachte ich, das giebt Streit.

Der herzogliche Jäger erwiderte gelassen: „Jagen Sie doch den Hund fort, wenn Sie ihm nichts geben wollen; übrigens werde ich den Hund so oft mitbringen, als es mir beliebt.

Herr: „Das dürfen Sie nicht, Hunde gehören nicht hierher, ich werde mich an den Herrn Wirth wenden und wenn der Ihnen das Mitbringen Ihres Hundes nicht verbietet, so esse ich ferner nicht mehr hier."

Jäger: „Der Hund thut Niemandem etwas, Sie haben hier nichts zu verbieten."

Herr: „Sie müssen gar nicht wissen, daß es sich nicht schickt, Hunde mitzubringen, wo gespeist wird.

es gehört sich nicht, ich lasse mich von Ihrem Hunde nicht beschmuzen, können den Schaden ersetzen."

Jäger: „Hören Sie doch endlich auf von dem Hunde, es ist ja nicht der Rede werth."

Herr: „Genug, ich will's nicht leiden."

Inzwischen war der Wirth mit der Salatschüssel wieder erschienen, er war gleich nach Ausbruch des Wortwechsels fortgegangen und der Herr schrie ihm entgegen:

„Herr Wirth, wenn Sie das Mitbringen der Hunde bei Ihrem Tische nicht untersagen, — sehen Sie einmal, wie dieser herzogliche Hund meinen neuen Rock beschmuzt hat, — so komme ich nicht wieder, da= mit Basta!"

Der Wirth schwieg, er wollte anscheinend nicht in den sauren Apfel beißen, einem höher gestellten herzoglichen Hunde die Thüre zu weisen. — Der Jä= ger schwieg, die Gäste schwiegen und der Hund schwieg, nachdem er dreimal ein halblautes Bellen versucht hatte, ebenfalls, und legte sich auf Befehl seines Herrn dann in eine Ecke, anscheinend in sehr betrübter Stimmung.

Man kann nun seine Betrachtungen über diesen Vorfall machen, wie man will, so viel steht fest, daß über Schicklichkeit und Nichtschicklichkeit auch selbst in

Residenzen noch verschiedene Meinungen herrschen und daß man für höher gestellte Hunde besondere Rechte oder Ausnahmen vom Rechte beansprucht und schließlich, daß auch herzogliche Hunde ihrer Würde, selbst bei vollgestopftem Magen nicht immer eingedenk bleiben und selbst bis zur Bettelei herabsinken können.

Der Herr hielt Wort, er ist nicht wieder gekommen, er hat Jäger und Hund vermieden, aber der Hund kam auch nicht wieder mit.

Mit Glockengeläute konnte ich die Schilderung über Dessau beginnen, ich schließe ab mit Dessau sozusagen, unter Hundegebelle; wieder ein Beweis mehr dafür, daß sich Contraste im Leben haufenweis finden lassen, wenn man sie gerade hervorheben will.

Schluß-Kapitel.

Brief.

Theurer Freund H . . . . l!

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
— doch sehr fatal sind die verdammten Schulden.

Du weißt wie ich gesinnt war, wozu ich mich entschlossen hatte, entweder wollte ich das Leben los sein, oder doch wenigstens die Schulden. Du hast sowohl mein Leben wie meine Schulden in die Hand genommen, dadurch ist mir das Leben erhalten nnd die Schulden sind getilgt worden. — Also mein Geschäft mußte doch noch fort, um mit dem Erlös dafür die Schulden abzustoßen, wie es eben gehen wollte und konnte. Es ging nicht anders, ich sehe es ein; ich füge mich in dieses Schicksal. Mein zweiundzwanzigjähriger Aufbau — verschwunden ist er wie die Spreu, wenn der Wind dahinter fegt, er schmolz zusammen wie die Butter an der Sonne.

Ich stehe jetzt da wie ein entlaubter Baum, aber noch ungebrochen! Beklagen doch in jetziger Zeit Leute den Verlust ihrer Kronen — kann ein anderes Menschenkind auch mal den Verlust eines Geschäftes ertragen. Bin ich doch noch besser daran, als der König Georg, oder der Kaiser Maximilian, oder sonst ein abgesetzter oder annectirter Fürst, denn ich kann und darf ein neues Geschäft gründen, kann es gründen, jene dürfen keine neuen Königreiche, Kaiserreiche oder Fürstenthümer gründen und können es auch nicht — dafür ist kein Platz vorhanden. Mir gönnt man aber den Raum zum neuen Geschäfte. Wohlauf denn, nur den Muth nicht verloren! Freude und Leid, Besitzthum und Besitzlosigkeit, Ueberfluß und Mangel, Gewinn und Verlust, Alles wechselt im Leben, das weiß man ja. Na, warum denn gleich so verzagt, wenn statt der Freude das Leid einkehrt und statt Gewinn, Verlust uns zufällt?

„Abwechselung muß sein," sagte der Fuchs, als er in der Falle saß und: „man gewöhnt sich an Alles."

Theurer Freund! Du hast mehr als Menschenwerk an mir binnen 4 Wochen vollbracht: mir das Dasein gerettet, mich von Schulden befreit.

Ich weiß gar nicht wie mir ist. Der Gedanke, keine Schulden mehr zu haben, erschreckt mich fast —

denn ich fühle mich nun ein wenig vereinsamt, vernachläſſigt von der Menſchheit. Um etwas Anhänglichkeit an meine Perſon mir wieder zu verſchaffen, muß ich am Ende gar neue Schulden machen, damit man wieder Intereſſe an mir hat, und ich wieder Intereſſen bezahlen kann. Doch nein, davor will ich mich hüten wie das gebrannte Kind vor Feuer! Ja, Du haſt Recht, die Menſchen ſind einmal ſo, ſie verlangen, daß man hungern müſſe, wenn man Schulden habe, und bedenken doch nicht, daß das zu viel verlangt iſt. Schulden drücken und zwicken allein ſchon genug, ſoll denn auch noch gar der Hunger dazu kommen und drücken und zwicken? Das hält ja kein Menſch aus!

Lebe wohl mein gutes altes, mir untreu gewordenes Geſchäft mit deinen 140 Artikeln, welches ich ſo fürſorglich pflegte, lebe wohl. Eine bittere Thräne will ich dir nachrinnen laſſen, dann: fare well! Lebet auch Ihr wohl, Ihr alten Schulden. Auch Euch widme ich eine Thräne, aber nicht eine Thräne des Schmerzes, ſondern eine Thräne der Freude, des Jubels! Ihr waret mir immer recht treu, ich danke Euch für dieſe Treue, dieſe Anhänglichkeit, lebet wohl auf Nimmerwiederſehn!

Du mußt mir Zeit gönnen, lieber Freund, um mich in die neue Lage der Dinge zu schicken, mein in den letzten Wochen sehr angespannt gewesenes Gehirn muß erst wieder zu sich selbst kommen; gönne mir also noch einige Tage Ruhe, tiefe Ruhe, dann will ich Dir sagen, was ich aufs Neue beginnen will und wie ich es beginnen werde.

So viel steht indeß fest und kann es Dir schon heute sagen, ich bleibe bei meinem Geschäfte. Ich kenne und liebe es einmal, ich bleibe Verlagsbuchhändler, weil ich Verlagsbuchhändler mit Leib und Seele bin, und hoffe als solcher zu prosperiren, meinen Lebensunterhalt mir aufs Neue zu verschaffen. An Ideen für neue Artikel fehlt es mir nicht — ich konnte aber in den letzten Jahren nichts mehr durchführen, weil Schulden mich drückten und der Credit mir geschmälert war. Dazu kam, daß sich meiner überhaupt eine gedrückte Stimmung bemeistert hatte, unter deren Wucht ein fröhliches Schaffen mir zur Unmöglichkeit wurde, — ich fühlte meine Thatkraft vielfach erlahmen — wurde fast Pessimist in Geschäftssachen.

Jetzt soll es wieder anders kommen, ich traue mir's zu — ich habe wieder Muth, Victoria!

Zum Schlusse sei Dir übrigens bemerkt, daß ich hier wie Gott in Frankreich, oder der Sultan in

Paris wohne und lebe, nur nicht ganz so kostspielig. Ich besitze als Logis im „weißen Roß“ ein geräumiges dreifenstriges Zimmer mit 3 Betten und einem Handtuche, vier Stühlen, 2 Spiegeln, 1 Sopha und einem Stiefelknecht. Dahingegen fehlen selbstverständlich der Glockenzug zum Herbeirufen der Dienerschaft, welche auch nicht vorhanden, ebenfalls Rouleaux und Fensterbehänge (Vorhänge), weil sie hier als überflüssige Artikel erscheinen dürften.

Ich bin nun 8 Tage hier, zahlte Summa summarum für die ersten 3 Tage und 4 Nächte 1 Thlr. 21 Sgr. und für die andern 5 Tage und 4 Nächte 1 Thlr. 28 Sgr., und was hatte ich dafür? Gutes Bett für die Nacht, Morgens Kaffee mit 6 Stück Zwieback, Mittags Diner apart auf meinem Zimmer, bestehend aus Suppe, Braten, Salat, Compot — ist das nicht erschrecklich billig? Ich habe auch noch eines Abends einen Eierkuchen gegessen, einen andern Abend Butterbrod und Wurst, 4 Glas Bier im Ganzen getrunken und doch nur den Betrag von 3 Thlr. 19 Sgr. verzehren können.

Meine Bedienung bleibt übrigens das Interessanteste dabei, sie war weiblicher Natur. Ein frisches Mädchen von 20 Jahren gehorsamte mir, sie gehörte aber leider zum Barfüßlerorden — denn sie servirte

barfuß. Vor Eintritt in mein Zimmer entledigte sie sich vorsichtig ihrer Holzschuhe und trat nackt ins Zimmer, d. h. mit nackten Füßen, folglich war sie Barfüßlerin. Ob des leisen Auftrittes, oder der sicher beschmuzt gewesenen Pantoffeln wegen, habe ich unterfucht gelassen. Sie schien nämlich den Doppelposten einer Zimmerkellnerin und den einer Schweinemagd zugleich zu bekleiden. Was schadet das? Haben wir doch schon ganz andere Doppelposten gehabt. August der Starke, König von Sachsen und Polen, hatte einen Minister Brühl, der bekleidete wohl Hunderte von Posten und hatte eben so viel Schlafröcke.

Anhang.

Gedichte.

Will die Welt mir keine Ruhe geben,
Eil ich, stiller Kirchhof, hin zu Dir,
Ueber Erdentand mein Herz zu heben;
Und in Thränen find ich Tröstung hier.

Hier, wo Gräber hell der Mond bescheinet,
Und das Heimchen in den Urnen zirpt,
Weilt mein Herz so gern, und klagt und weinet,
Wenn die Hoffnung mir im Busen stirbt.

Ausgeschlossen von dem Weltgewühle
Find' ich Ruhe hier in Einsamkeit;
Unsre Thränensaat ist hier am Ziele,
Ausgeweint sind Gram und Erdenleid.

Kron' und Scepter seh' ich hier nicht prangen,
Sehe nicht den Stolz der eitlen Welt.
Thoren können hier nicht Werth erlangen
Durch das Ungewisse: Gut und Geld.

Gräber seh' ich nur und Leichensteine,
Nach des Todes Wahl in Reihe stehn.
Keine Rangsucht trennet die Gebeine,
Reich und Arme müssen gleich vergehn.

Hier nur kehrt verlorne Ruh' mir wieder,
Frieden fühlt mein abgehärmtes Herz,
Der Gedanke stärket meine Glieder:
Hier auch ruht ihr einst von allem Schmerz.

An die Hoffnung.

Hoffnung! ohne dich möcht' ich nicht leben,
Ohne dich nicht in die Zukunft gehn,
Ohne dich den Blick nicht aufwärts heben,
Ohne dich nicht sein und nicht vergehn.

Hoffnung leitet mich auf allen Wegen;
Ueber Dornen, über Blumenau'n,
Bleibt zur Seite mir im Sturm und Regen,
Stärkt mein Herz mit frommen Gottvertraun.

Hoffnung! Quell der reinsten Lebensfreuden,
Aus dem immer neue Wonne quillt.
Hoffnung, Trösterin in schweren Leiden,
Die so gern des Dulders Kummer stillt.

Hoffnung, Sonne meiner dunkeln Tage,
Die der Tugend Weg mir oft gezeigt,
Die mich leitete zum rechten Pfade,
Wenn ich weilte in der Thorheit Reich.

Hoffnung hält mich, wenn ich will verzagen,
Macht mich muthig, wenn Gefahr mir droht;
Hoffnung schließt die Lippen, wenn sie klagen,
Treu bleibt sie mir in der größten Noth.

Hoffnung bleibt mir bis zur Todesstunde,
Fächelt dann um mich noch süße Ruh',
Sie erleichtert mir die Scheidestunde,
Drückt zuletzt — mir sanft die Augen zu.

Kein Traum ist wahr geworden.

Wohl glüht das Herz, es blühen frisch die Wangen,
Von blonden Locken ist das Haupt umhangen,
Die Pulse schlagen feurig in Accorden,
Und doch — „kein Traum ist Wahrheit noch geworden,
Kein Traum der mich als Knabe einst entzückt!“
So denkt der Jüngling, wenn er rückwärts blickt.

Dann seht den Mann, wie unter Tageslasten
Er vorwärts schreitet, ohne lang' zu rasten:
Der eitlen Kraft eint sich ein thöricht Wagen,
Er will die Wahrheit seines Traums erjagen, —
Und doch — „sein schönstes Ziel blieb ferne stehn!“
Mit bittrer Klage muß er's eingestehn.

Und nun der Greis, am morschen Wanderstabe,
Er pilgert langsam hin zum kühlen Grabe:
Schneeweißes Haar, statt glänzend blonder Locken,
Statt lauten Herzschlags, träger Pulse Stocken —
„Auch meine Träume blieben unerfüllt!“
So seufzt der Greis, deß Aug' von Thränen quillt.

O böse Zeit, die allen schnöd entronnen,
Die, von der Träume Trugnetz eng umsponnen,
Der wesenlosen Täuschung nur sich nahen
Und nie der Wirklichkeit ins Auge sahen! —
Falsch sind die Träume — jagt sie denn hinaus
Und nehmt die Wahrheit auf in euer Haus.

Nicht mehr gehofft, als was ihr müßt erringen,
Nicht mehr versucht, als was euch kann gelingen!
Wozu noch träumen, da des Schlafes Bande
Der junge Tag längst abgestreift als Schande?
Vorüber ging die tränmerische Nacht. —
Fürwahr, die Zeit ist wach, darum habt acht.

Der Rhein treibt Eis.

Der Rhein treibt Eis, Eis treibt der Rhein.
Ich steh' am Ufer, schaue stumm hinein,
Die kalten Schollen sich einander schieben;
Das grüne Wellenkleid, wo ist's geblieben?
Ist's für den Frühling aufbewahrt im Schrein?
Beim Gott der Liebe, möcht' es anders sein!

Eis treibt der Rhein, der Rhein treibt Eis.
Rings Alles kalt, nur ich lass' liebeheiß
Sehnsücht'ge Blicke stets hinüber gleiten;
Kein Nachen naht, der Dampfer fröhlich Läuten.
Es ist verstummt — am Ufer fast allein,
Hoff' ich vergebens auf ein Stelldichein.

Der Rhein treibt Eis, Eis treibt der Rhein,
Und jenseits harrt die Allerschönste mein!
Könnt' tauchen ich mein Herz mit seinen Flammen
Ins kalte Element, — es schmölz' zusammen —
Als wenn des Frühlings Kuß auf ihm geruht,
So würd' es schwinden vor der Liebesglut.

Eis treibt der Rhein, der Rhein treibt Eis.
Hin ist der Lohn von meiner Minne Fleiß.
Was ich mit Müh' errang in Lenzessonnen,
Was Sommer dann zu Liebesglück gesponnen,
Zur höchsten Wonne schuf die Herbsteszeit —
Der Winter kommt und kehrt es um in Leid!

Und doch — ob auch des Eises Macht
Den Rhein bezwingt — der Liebe Hoffnung wacht!
Schaut hin, wie die krystallisirten Wellen
Sich dicht und dichter an einander stellen.
Triumph, Triumph! bald wird's die Brücke sein,
Auf der ich eile zu der Liebsten mein.

Das Mutterfass.

Ein Küfer leerte manches Faß
Vom allerbesten feinsten Naß,
Die nicht einmal sein eigen war'n,
Drum sollt' er jetzt zur Hölle fahr'n.

Der Teufel Fitzli ward bestellt
Zu ziehn ihn in die Unterwelt.
Drum tritt der vor des Küfers Thor,
Und schreit ihm teuflisch in's Ohr:
„Mach' dich zum Abmarsch schnell bereit,
Es ist die allerhöchste Zeit!"

Der Küfer hörte das mit Graus;
Er sprach: „Bestellt ist wohl mein Haus,
Nur hätt ich noch ein wenig Naß
Aus meinem besten Mutterfaß.
Willst mit mir in den Keller steigen,
So sei auch Dir 'ne Prob' zu eigen."

Der Teufel Fitzli hatte Durst,
Und dachte: das ist mir ganz Wurst;
Stieg in den tiefen Keller ein —
Der Küfer dreht das Faßhähnlein
— Ließ laufen in des Teufels Mund
Den allerbesten Erdentrunk. —

Wie der in seinen Magen lief,
So zog das Teufelsmaul er schief
Und lachte: „Ha ha ha, hihi, hoho!
Das macht ja Teufelsbrüder froh."
Der Küfer laufen ließ ganz schlau;
— Der schwarze Teufel wurde grau.

Er lallte, als das Faß war leer:
„Gieb noch ein Mut — Mut — Mutter Fäßlein her";
Der Küfer sagt: „Fahr durch den Spund,

Noch viel des Weins liegt auf dem Grund."
Der Teufel macht sich spindeldünn,
Und flugs war er durch's Spundloch drin.

Drin ging nun 's Lecken los mit Hast —
— Der Küfer rasch den Hammer faßt,
Schlug damit zu ohn' Unterlaß
Das Spundloch zu vom Mutterfaß.
Und dadrum nun seit jener Frist
In jedem Wein der Teufel ist.

Die marinirten Häringe.

Es war einmal ein Schuster, mit Namen Maseberg,
Der hatte krumme Beine, 'n Kopf als wie ein Zwerg.
Der Kerl fraß ganz gewaltig, für zwei, bis fünf Mann
auch,
Er fraß so lange bis ihm geschwollen war der Bauch.

Und hatte er ausgefressen, so fing zu saufen er an,
Aus einem großen Eimer wohl schier für dreizehn Mann.
Doch einmal, es war gerade zur Zeit der Morgen sprach —
Zu viel er da genossen, er drob zusammen brach.

Genossen hatt' er ein Tönnchen von sechszig Stück Häring,
Sodann an Gläser von Kümmel, so viel darauf nur ging.
Ach Maseberg! ach Maseberg! wie schwoll er darumb auf,
Er krümmte sich und wimmerte, gehemmet war sein Lauf.

Zuletzt da fiel er krachend um, lag da nun wie ein
Schlauch,
Und platzen wollte ihm sogar der dicke, dicke Bauch.
Da kam zu rechter Stund dazu der Altgeselle Kittel,
Der sprach: „ihm soll geholfen sein, ich kenn das rechte
Mittel."

Gesagt, gethan, den Maseberg warf drob man auf den
Bauch,
Zwei Junggesellen banden ihm Knieriem'n um diesen
Schlauch.
Und zogen an und stemmten ihm die Füße in die Seit' —
Und gar nicht lang, so flog ihm auch ein Häring aus
dem Leib.

Sie traten fort, und zogen an, man staune ob's Mirakel —
Ein Fisch flog nach dem andern 'raus, ohn sonderlich
Specktakel.
Und als kein Fisch mehr kommen wollt', da hat man
nachgezählt,
Am ganzen Schock, man glaubt es kaum, hat auch nicht
einer fehlt.

Das ganze Schock? 's wahrlich so, buchstäblich ist's
passirt;
Es fehlte nicht ein einz'ger dran — nur war'n sie
marinirt.

Saat und Erndte im Buchhandel.

Ich möchte mir der Leier Gunst erringen,
Um unserm Stand ein hohes Lied zu singen;
Ein hohes Lied, das frei zum Himmel schwebe,
Ein starkes Lied, das unsern Geist erhebe,
Ein süßes Lied voll Lust nnd auch von Schmerzen,
Ein Lied für alle, alle unsre Herzen!

Schaut auf, schaut auf! Geht über Oceane,
Bleibet daheim im trauten Schifferkahne,
Ersteiget kühn der Berge höchste Spitzen,
Weilt in den Hütten, wo die Armen sitzen: —
All, überall, da tritt Euch doch entgegen
Die Frucht des Samens, den Ihr halfet legen.

Eilt Ihr durch heiße Wüsten auf Sandalen,
Kehrt selber ein Ihr bei den Kamtschadalen,
Geht zu des Czaaren fernen Eisgefilden,
Sprecht bei Chinesen ein nnd selbst bei Wilden:
All, überall, da tritt Euch doch entgegen
Die Frucht des Samens, den Ihr halfet legen.

Der grause Tod trennt unerbittlich Herzen,
Erliegen will man hier den Liebesschmerzen.
Verzweiflung kann dort keinen Trost gewinnen,
Seht in den Kerkern blut'ge Thränen rinnen:
All, überall, da tritt Euch doch entgegen
Die Frucht des Samens, den Ihr halfet legen.

Beim reichen Mann in warmen Prunkgemächern,
Bei armen Dichtern unter kalten Dächern,
Beim kühnen Jüngling, wie beim schwachen Greise,
Beim schönen Kinde — stets in andrer Weise:
All, überall, da tritt Euch doch entgegen
Die Frucht des Samens, den Ihr halfet legen.

Es gleicht die Erde einem Liebesmahle;
Ihr seid die Schenken, spendet im Pokale
Den würz'gen, geist'gen Wein nach allen Enden,
Wie emsige Bienen, mit den emsigen Händen: —
All, überall, seid Ihr dem Geiste Bote,
Und gebt das rechte Salz zum trocknen Brote.

So ist's, so ist's! Des Wissens Anfang, Ende,
Vermittelnd legt Ihr es in weise Hände.
Dem gebt Ihr Trost in namenlosen Leiden,
Und jenem Hoffnung bei des Todes Scheiden; —
Drum sei der Schluß von diesem meinem Sange:
Jedwede Thräne wischt Ihr von der Wange.

Kegellied.*)

Melodie: Ich bin der Doctor Eisenbart.

Die Kegelei ist eine Lust, Valleralleri juchhei!
Dies rufen wir aus froher Brust, Valleralleri juchhei,
Denn Spaß und Witz bleibt niemals fern, Valleralleri juchheirasa
Und Neune sehn wir purzeln gern. Valleralleri juchhei.

Wenn einer eine Ratte schiebt, Valleralleri juchhei!
So wird er oftmals sehr betrübt, Valleralleri juchhei,
Doch wenn drauf folgt die große Schur, Valleralleri juchheirasa,
Dann bleibt von Schmerz ihm keine Spur. Valleralleri juchhei.

Anecken thut auf dieser Welt, Valleralleri juchhei!
Gar Mancher, der doch hochgestellt; Valleralleri juchhei;
Bismark hat oft erst angeeckt, Valleralleri juchheirasa,
Bis endlich seine Kugel fleckt. Valleralleri juchhei.

Ob Einer oder Neune fall'n, Valleralleri juchhei!
Das ist so ziemlich Wurst uns all'n, Valleralleri juchhei,
Es bleibt stets ohne Blutverlust, Valleralleri juchheirasa
Macht keinen Schmerz der frohen Brust. Valleralleri juchhei.

Ja, selbst wenn unser König fällt; Valleralleri juchhei!
— Es giebt noch mehr auf dieser Welt, Valleralleri juchhei,
Ein neuer wird gleich annectirt, Valleralleri juchheirasa
Aus Bockholz stark und schön polirt. Valleralleri juchhei.

---

*) Mit Hunderten von Gelegenheitsgedichten zu Hochzeits- und Kindtaufsfesten, zu Schmäusen aller Art könnte ich aufwarten, doch sie haben ja kein Interesse für nicht dabei betheiligt gewesene Personen.

In Oestreich und in Preußen auch, Valleralleri juchhei!
Spitzkugeln sind da im Gebrauch; Valleralleri juchhei;
Jedoch in unsrer Kegelei, Valleralleri juchheirasa,
Da haßt man Kugeln, die von Blei. Valleralleri juchhei.

Daß unsre Kugel macht gesund, Valleralleri juchhei!
Das zeigt sich recht in unserm Bund, Valleralleri juchhei,
Denn Jeder hat gesunden Leib, Valleralleri juchheirasa,
Zum Heil für's Kind und auch für's Weib. Valleralleri juchhei!

Gemüthlichkeit und froher Sinn, Valleralleri juchhei!
Führ uns durch dieses Leben hin; Valleralleri juchhei;
Erst wenn die letzte Kugel rollt, Valleralleri juchheirasa
Dann haben wir hier ausgetollt. Valleralleri juchhei.

Ergreift zum Schluß jetzt Euer Glas, Valleralleri juchhei!
Füllt es mit edlem, deutschen Naß; Valleralleri juchhei;
Stoßt an und rufet laut dabei: Valleralleri juchheirasa:
Hoch lebe uns're Kegelei! Valleralleri juchhei.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Häusler.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wengler, Eduard

Reise- und Wander-Memoiren eines Buchhändlers

Leipzig 1867
Biogr. 1240 hi
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067890-7